Ausgabe 274 >> August 2017 >> D: 9,90 €
A: 10,90 € >> CH: 15,80 SFR

Rolling Stone

ELVIS PRESLEY · RANDY NEWMAN · LANA DEL REY · HERGÉ · WAR ON DRUGS · METALLICA · MURA MASA · ANTARKTIS

40 JAHRE NACH SEINEM TOD

ELVIS LEBT

Das große Special auf 30 Seiten – mit CD!

RANDY NEWMAN

„TRUMPS METHODEN ERINNERN MICH AN HITLER"

LANA DEL REY

„ICH WEISS HEUTE BESSER, WAS LIEBE IST"

METALLICA

TIM & STRUPPI

ARCADE FIRE

BILLY JOEL

WAR ON DRUGS

MURA MASA

APOKALYPSE AUF EIS

Die RS-Reportage zur Klimakatastrophe



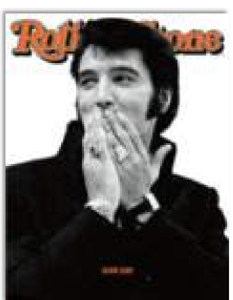
4 194024 109903 08

Die Legende lebt

In der aktuellen Popkultur spielt er kaum eine Rolle – und doch ist Elvis unsterblich

Er lebt. Er ist wieder auf Tour. Überlebensgroß auf dem Widescreen über der Bühne, begleitet vom Royal Philharmonic Orchestra. In Kitsch und Wohlklang einbalsamiert und sogar im posthumen Duett mit Helene Fischer, so geistert der unsterbliche König des Rock'n'Roll durch mittelgroße Hallen und mittlere Chartregionen. „Das hatte er sich immer gewünscht", säuselt Priscilla im Trailer zur Geigenshow „The Wonder Of You". „Es ist, als stünde er selbst auf der Bühne."





Leibhaftiger! Aber stimmt ja, vermutlich hätte es ihm sogar gefallen. Der erste Mega-Popstar der Welt war nicht der geschmackssicherste. Interessanter scheint mir, dass Elvis' Musik fast ausschließlich in nostalgischer Bewahrung weiterexistiert, dass aber sein Gestus, seine Erscheinung, sein kaum überschätzbarer kultureller Einfluss bis heute fortwirken.

Im Januar 2015 hatten wir uns Elvis schon einmal mit einem Schwerpunkt gewidmet: Anlässlich seines 80. Geburtstags beschäftigten wir uns mit dem jungen Elvis. Nun, 40 Jahre nach seinem Tod in Memphis, haben wir einen Schwerpunkt auf den späten Elvis gelegt. Auf 30 Seiten begeben wir uns auf die Spuren einer Legende, widmen uns dem Mann, den sie den King nannten, seiner Stimme, seinem Hüftschwung, seiner Einsamkeit, seiner Naivität, seinen Frauen, seinem Lederanzug, seinen Fans. Sechs Stationen, sechs Orte: Graceland, Memphis, Hawaii, Hollywood, Bad Nauheim, Tokio. Arne Willander schildert Elvis' letzte Jahre, Jens Balzer erklärt seinen späten Aufstieg zum weltweiten medialen Megastar, Jenni Zylka betrachtet seine schrillen Kostümierungen, Denny Renshaw fotografiert in Tokio Elvis-Enthusiasten, Ina Simone Mautz isst am Elvis-Presley-Platz einen Elvis-Döner, und Wolfgang Doebeling hört seine zehn besten Platten. Vor zweieinhalb Jahren hatten wir Elvis' erste Single, „That's All Right", zum Heft als exklusive ROLLING-STONE-Single veröffentlicht, dieses Mal ist es seine zweite, „Good Rockin' Tonight" (mit „Blue Moon" auf der Flipside; Wolfgang Doebeling erklärt Ihnen auf Seite 65, warum der Track so überragend ist). Und: Unsere Abonnenten erhalten das Heftcover exklusiv und edel, ganz pur ohne Titelzeilen.

Und falls Sie Elvis nicht mögen, empfehle ich Ihnen Birgit Fuß' intimes Interview mit Randy Newman: Der große amerikanische Songwriter zieht eine bissige Lebensbilanz – mit leichtem Herzen.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen! *Ihr Sebastian Zabel*

GLASHAUS

LIEBLINGSFESTIVAL: Dieses Jahr freuen wir uns ganz besonders auf den ROLLING STONE Weekender. Denn *Stephan Thanscheidt* und seinem Team von FKP Scorpio ist es gelungen, ein paar echte Redaktionslieblinge an den Weissenhäuser Strand zu locken. Seit Jahren schon möchte beispielsweise Arne Willander Madness sehen, schwärmt Mike Brüggemeyer von dem amerikanischen Gitarristen und Songwriter Steve Gunn, Sebastian Zabel von Soul-Altmeister Lee Fields, Fabian Peltsch von der Latin-Folkrock-Band Hurray For The Riff Raff. Nun sind sie da, am ersten Novemberwochenende an der Ostsee. Die Festivalunterkünfte sind seit Monaten ausverkauft, nur Tages- und Kombitickets sind noch erhältlich.



LEIDENSCHAFTEN: Bis zu den Arbeiten an dieser Ausgabe ahnten wir nicht, dass unser Online-Chef, *Sassan Niasseri*, Hergé-Fan ist. Aber bis heute kann er nicht nachvollziehen, warum die Leute auf die Frage nach ihren Vorbildern Nelson Mandela zu Protokoll geben, „meine Mutter" oder Willy Brandt. Sein Idol ist Kapitän Haddock – wie auf dem Foto zu sehen, verkleidet Sassan sich gern als Haddock, und sein Sohn, 3, als Tim. Auch andere Mitarbeiter haben unerwartete Leidenschaften: *Frank Schäfer*, der im ROLLING STONE meist über Heavy-Metal-Platten schreibt, hat soeben bei Suhrkamp eine Biografie über den Naturphilosophen, Rebellen und Urvater der US-Literatur, Henry David Thoreau, veröffentlicht, die wir Ihnen sehr ans Herz legen.



KÖNIGSHOF: Für unser großes Elvis-Special hat sich *Jens Balzer* dem König des Rock'n'Roll genähert. Sonst hat er ja eher ein Ohr für elektronische Musik, aber vielleicht ist unsere 30-Seiten-Strecke gerade deshalb so facettenreich und interessant geworden, weil sie der „Popkardinal" (taz) und Throbbing-Gristle-Fan redaktionell betreut hat. Über Klackerbeats schreibt er, wie gewohnt, in seiner Kolumne.



FOTOS: PABLOHEIMPLATZ, PRIVAT (2)



FKP
SCORPIO

RS274

ROCK & ROLL

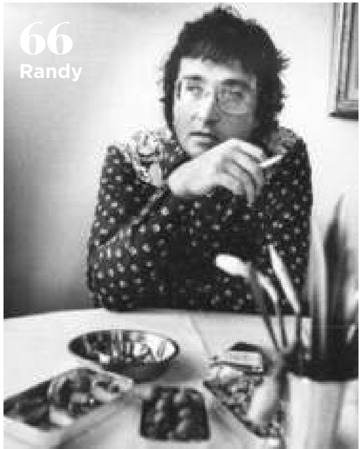
FEATURES

REVIEWS









DAS COVER ELVIS VON MICHAEL OCHS ARCHIVES/GETTY IMAGES, 1969

FOTOS: PICTURE ALLIANCE/MARY EVANS PICTURE LIBRARY, NEIL KRUG, DEA / M. SANTINI/DE AGOSTINI/GETTY IMAGES, CAEM/GIJSBERT HANEKROOT/REDFERNS

MAILBOX

BESCHWERDEN & LIEBESERKLÄRUNGEN



Radiohead

Gutes Titelthema, gerade auch nach dem begeisternden Auftritt von Radiohead in Glastonbury. Auch wenn Thom Yorke wieder mal nicht sehr fotogen dreinblickt.

Doc-F, im RS-Forum

Geheimtipps

Bei den hundert Geheimtipps waren wirklich für mich einige dabei, bei denen ich mal näher hinhören muss. Die Reihe war und ist eine gute Idee. Bitte fortführen!

Onkel Tom, im RS-Forum

Geheimtipps II

Das bei den Geheimtipps abgebildete Daliah-Lavi-Cover gehört nicht zur besprochenen LP, sondern zur gleichnamigen Single (B-Seite „Karriere").

Bonjour, im RS-Forum

Weiter so!

Mit dem dritten Teil Eurer Geheimtipps ist es Euch wieder mal gelungen, mir so einige Platten schmackhaft zu machen, die ich bisher nicht kannte. Carmel, Helen And The Horns und Uschi Brüning sind für mich die schönsten Neuentdeckungen. Ob David Ackles und Julian Cope in diese Reihe gehören, darüber lässt sich freilich streiten. Auch der Rest der Ausgabe ist für mich die gelungenste Mischung im „RS" seit Langem: Dass Ihr Chansonnier Sulke und Popsternchen Lorde in einer Ausgabe bringt, zeigt mal wieder, dass bei Euch die Meinungsvielfalt großgeschrieben wird. Gut, dass Ihr nicht in einer bestimmten Geschmacksecke feststeckt. Bitte weiter so!

Jörn Becker

Schwach

Für mich die bislang schwächste Ausgabe des laufenden Jahres (Juli halt?!). War in einer knappen Stunde mit Lesen durch. Highlights: Eric Pfeil (wie immer) und Sulke, bisschen Reissues und Literatur. Das Gesamtwerk der Chrysanthemums sollte man eh besitzen. Wann kommt eigentlich das große Martin-Newell/Cleaners-From-Venus-Special? Ach ja, ich vergaß, wir sind ja im deutschen Schlagerzentralblatt. Damit meine ich nicht Daliah Lavi oder Stephan Sulke ... Aber ich hätte vor zwei Monaten fast mein Abo gekündigt wegen der Hosen-Schlageraffen. Bleibt nur wie jedes Jahr das Warten auf den Herbst.

Werner Duscher, im RS-Forum

Gayle Tufts

Dass Gayle Tufts, die früher bei Foyer Des Arts so toll gesungen hat, mit *„More Songs About Buildings And Food"* von den Talking Heads sozialisiert wurde, hätte man sich fast nicht denken können. Man hörte zuletzt zu selten von der Kabarettistin. Dabei ist sie als Deuterin des Amerikanischen wichtiger denn je.

Hennes Ühl

Little Steven

Endlich mal eine gebührende Würdigung von Little Steven! Als Gitarrist von Bruce Springsteen blieben seine Sänger- und Songschreibertalente immer ein bisschen im Schatten seines Chefs. Und im Übrigen finde ich Little Stevens neues Album um Längen besser als die letzten Springsteen-Alben. Die Lässigkeit, mit der da Soul und Rockmusik und Spielfreude zusammenfinden, dürfte viele seiner gleichaltrigen Musikerkollegen neidisch machen.

Caspar Dornfelder

Christian Lindner

„Gestern noch abgewählte Partei der Besserverdienenden, ist die FDP nun das Start-up unter den Etablierten. Aber macht sie das schon wählbar?"

Die Antwort ist Nein! Das Zeilenhonorar hättet Ihr Euch sparen können. Der „NME" berichtet über Corbyn, der deutsche „RS" über Christian Lindner. Einfach nur traurig.

midnight-mover, im RS-Forum

Christian Lindner II

Ich bin kein Fan der FDP, das gleich mal zu Anfang. Aber ich finde den Beitrag von Peter Unfried interessanter als alles, was ich sonst so in den einschlägigen Tageszeitungen über den Mann und seine Steuerflüchtlingspartei lese. Mich freut, dass der ROLLING STONE sich offenkundig wieder vermehrt politischen Themen zuwendet. Als Leser der ersten Stunde habe ich früher die Kolumne der rot-grünen Freaks Ebermann und Trampert sehr geschätzt, die ja dann leider irgendwann aus dem Blatt geflogen sind. Unfried scheint mir zwar weniger links verortet, seine Texte sind aber erfreulich gut beobachtend und hintergründig.

Außergewöhnlich und so auch nur bei Euch zu finden sind aber vor allem Zusammenstellungen wie die 100 Geheimtipps oder vor vier Jahren die besten Soulalben. Das finde ich interessanter als „normale" Plattenbesprechungen.

Markus Behrendt

Korrekturen

Es gab schon *zwei* Soloalben von Peter Perrett, *„Woke Up Sticky"* ('96) und *„Hearts On Fire"* ('01), und Punk dürfte das auch eher nicht gewesen sein, was The Only Ones gemacht haben, aber kann man ja ruhig mal behaupten. Eine Only-Ones-Reunion gab's übrigens zwischenzeitlich auch mal, also auch keine über 20 Jahre dauernde Karrierepause.

The Imposter, im RS-Forum



KUNDEN- UND ABONNENTEN-SERVICE:
Abo-Service Rolling Stone, Postfach 10 03 31, 20002 Hamburg, Tel: 040/468 60-5165
Fax: 040/3472 9517, E-Mail: abo@rollingstone.de
Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang): jährlich 96,89€ inkl. MwSt & Zustellgebühr
Printabo: jährlich 86,90 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Digitaler Archiv-Zugang: 24,99€ inkl. MwSt.
Schweiz: 169,49 CHF p.a.,
Österreich: 103,49 € p. a., Rest auf Anfrage

axel springer mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der Axel Springer Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/3 08 81 88-0, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (v.i.S.d.P.)
Stv. Chefredakteur: Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer
Redaktion: Maik Brüggemeyer, Birgit Fuß (CvD), Helena Düll (Volontärin)
Redaktionelle Mitarbeit: Max Gösche, René Reinholz (Schlussredaktion), Marc Vetter
Grafik: Klaus Kalaß
Bildredaktion: Friederike Göckeler
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.)
Redaktions-Assistenz: Sabine Neusser
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Autoren: Wolfgang Doebeling, Hubertus Meyer-Burckhardt, Benjamin von Stuckrad-Barre
Ständige Mitarbeiter: Jens Balzer, Andreas Banaski, Gunter Blank, Laura Ewert, Jörg Feyer, Stefan Franzen, Stephan Glietsch, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Martin Hossbach, Friederike John, Daniel Kiecol, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Hans Peters, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Klaus von Seckendorff, Frank Thießies, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter dieser Ausgabe: Julia Beier, Jörg Brüggemann, Jeff Goodell, Cornelis Hähnel, Philipp Haibach, Peter Henning, Brian Hiatt, Thomas Hummitzsch, Kory Grow, Henry Leutwyler, Ina Simone Mautz, Gérard Otremba, Roland Owsnitzki, Felix Reidenbach, Denny Renshaw, Rüdiger Suchsland, Peter Unfried, Anke Westphal, Johannes von Weizsäcker, Dana Distortion Yavin

VERLAG
Verlagsgeschäftsführung: Jan Bayer, Petra Kalb
Leitung Sales: Eva Dahlke
Disposition: Nadine Misdziol (für Anzeigen verantwortlich)
Anzeigenverkaufsleitung Bild- und Tonträger: Dirk Laubinger
Anzeigenkontakt: (Print & Online)
Telefon: 030/3 08 81 88-230,
Fax: 030/3 08 81 88-223. Es gilt die Anzeigen-Preisliste Nr. 24 vom 1.1.2017
Objektleitung: Volker Schadt
Abo-Service: Bernd Wierschin
Verlagskoordinator: Stefan Wilke
Objektvertriebsleitung: Benjamin Pflöger
Vertrieb: DPV Vertriebsservice GmbH, Am Sandtorkai 74, 20457 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer
Litho: Imagepool, Berlin
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
Geschäftsbereichsleitung Digital: Christian Schaefer
Gesamtleitung digitale Medien: Matthias Fricke

ROLLING STONE USA
Editor & Publisher: Jann S. Wenner
Managing Editor: Jason Fine
Deputy Managing Editor: Sean Woods
Assistant Managing Editors: Christian Hoard, Alison Weinflash
Senior Writers: David Fricke, Andy Greene, Brian Hiatt, Peter Travers
Senior Editors: Patrick Doyle, Rob Fischer, Thomas Walsh
Design Director: Joseph Hutchinson
Creative Director: Jodi Peckman
Vice President: Timothy Walsh
Chief Revenue Officer: Michael Provus
Head of Sales: Jay Gallagher
Head of Digital: Gus Wenner
Licensing and Business Affairs: Maureen A. Lamberti *(Executive Director)*, Aimee S. Jeffries *(Director)*, Sandford Griffin *(Manager)*

ROLLING STONE INTERNATIONAL
Chief Executive Officer: Meng Ru Kuok
Chief Operations Officer: Ivan Chen
Chief Financial Officer: Tom Callahan



Lidl-RockShop

Ihre Survival-Station bei Rock am Ring und Rock im Park

Großes Erstaunen: Das dürfte das vorherrschende Gefühl gewesen sein, das die über 50.000 Festival-Besucher verspürten, die bei Rock am Ring und Rock im Park zu Kunden des Lidl-RockShop wurden. Denn jeweils 120 Mitarbeiter versorgten sie im wohl bestsortierten Festival-Supermarkt der Republik mit all dem, was man eben so braucht, um drei Tage lang durchzurocken. Frisches Obst, Frühstücksbrötchen, Kaltgetränke: Das Angebot des offiziellen Festival-Versorgers zauberte selbst den härtesten Rockern ein Lächeln auf die Lippen. Das Motto „You rock, we care!“ haben die Jungs und Mädels auch 2017 mehr als erfüllt – wir freuen uns auf’s nächste Jahr!



Biker mit Herz: die Jungs vom Lidl-RockShop

Von der Halspastille bis zur Kaffeespezialität: Der Lidl-RockShop hatte alles im Angebot, was man auf Festivals so benötigt.

Esst mehr Obst! Die Wassermelone war einer der Renner im Lidl-RockShop.

BITTERSÜSSE REALITÄT S. 14
Londons jüngste Soul-Hoffnung heißt **Childhood**. Robert Rotifer spricht mit Bandleader Ben Romans-Hopcraft über dessen Vorbilder

COOLER ALTER S. 15
Patrick Doyle befragt **Billy Joel** zu Selbstzweifeln, Lieblingssongs, den Exfrauen und einer überraschenden späten Reputation

INTIME EINBLICKE S. 18
Sophie Peyton alias **Gordi** hat mit Justin Vernon ihr Debüt aufgenommen. Jan Jekal erfährt, woher ihre Songs kommen

Rock & Roll



Entspannt ausrasten

Die Zeit, als METALLICA sich über Kleinigkeiten stritten, scheint vorbei – für ihre Tournee hat die Band sich ein Motto verordnet und ein irres Live-Spektakel kreiert

Von Kory Grow

FOTO: DANA DISTORTION YAVIN



„**S**PIELST DU DAS IMMER SO?“ EIN Hauch von Gereiztheit liegt in der Luft, als James Hetfield sich zum Drumset umdreht und den Verursacher seines Unmuts fixiert. Im „Tuning Room“, wo die Band letzte Vorbereitungen für den anstehenden Auftritt trifft, versucht man sich gerade an „Wherever I May Roam“, ihrem Klassiker von 1992, dem Lars Ulrich diesmal aber einen seltsam holprigen Rhythmus verpasst hat. Vor 15 Jahren hätte die Episode womöglich eine tränenreiche Gruppentherapie nach sich gezogen, doch diesmal macht Hetfield keinen Stress, sondern grinst nur vielsagend in die Runde.

Gelassenheit ist das Motto, das man sich zum Tourstart auf die Fahne geschrieben hat. Metallica wirken auf ihrer ersten großen Tournee seit acht Jahren (jetzt in den USA, im September in Köln und im Frühjahr 2018 in anderen deutschen Städten) locker und haben sich anscheinend fest vorgenommen, die Nerven der Mitstreiter nicht ohne Not zu strapazieren. „Wir wissen genau, welche Knöpfe wir drücken müssten, um einen Atomkrieg zu entfesseln“, sagt Hetfield später. „Aber wir drücken sie nicht. Wir lieben nun mal das, was wir tun, und wollen das auch noch in Zukunft so halten.“



RIDE THE LIGHTNING
Metallica auf der Bühne beim Bearbeiten japanischer Taiko-Drums (oben), besonders Hetfield genießt das Spektakel; in ihrem „Tuning Room“, in dem die Band sich musikalisch auf ihre großen Shows einstimmt (links), und beim Einschwören unmittelbar vor dem Konzert (unten)



Bevor sie in Baltimore auf die Bühne des M&T Bank Stadions dürfen, müssen sie sich aber noch einer eher unliebsamen Prozedur unterziehen: einem „Meet & Greet“ mit VIP-Fans, die immerhin 2.499 Dollar gelöhnt haben, um ein gemeinsames Foto zu machen, vielleicht ein kleines Interview zu führen und eine Metallica-Ausstellung mit dem Titel „Memory Remains“ zu besuchen. (Neben dem Studium handgeschriebener Songtexte und klassischer Bühnenoutfits darf man sich hier auch nach Herzenslust an bandeigenen Instrumenten austoben.) „Es war eine ungewohnte Erfahrung für uns“, gesteht Ulrich später, „vielleicht auch ein wenig unecht und aufgesetzt. Wir mussten uns erst mal mit der Situation anfreunden, um dann entspannter damit umgehen zu können.“

Im Anschluss hatte Gitarrist Kirk Hammett schnell noch ein paar Yoga-Übungen gemacht, während Ulrich zu Stift und Papier griff, um die Setliste zusammenzustellen. „Normalerweise habe ich dafür alle Informationen zur Hand“, sagt er. „Ich weiß anhand der Unterlagen, was wir beim letzten Auftritt in einer Stadt gespielt haben, und versuche nun bewusst ein paar Tracks einzustreuen, die nicht zu unserem Standardprogramm gehören.“

Nach 36 Jahren haben Metallica ihre Logistik meisterhaft im Griff: Zwei Wochen Tour wechseln mit zwei Wochen Pause ab, wobei die Band ihre Zelte stets in einer Metropole aufschlägt, die sich in der Nähe der Auftrittsorte befindet. So konnte Ulrich nach dem Gig in Baltimore noch spätabends eine Geburtstagsparty in Brooklyn besuchen, während Hetfield lieber ins Bett ging, um frühmorgens einen Schießstand in New Jersey zu inspizieren. Er musste, sagt er, „einfach mal wieder Dampf ablassen“.

Seit ihrer letzten US-Tour sind acht Jahre vergangen, doch die Band war deshalb keineswegs untätig. Sie spielte mehrfach vor treuen Fans in Europa und Südamerika und nahm 2011 mit Lou Reed das Album *„Lulu“* auf. Sie stellte mit Orion Music + More ein eigenes Festival auf die Beine und finanzierte den Konzertfilm „Metallica Through The Never“, der 2013 in die Kinos kam.

METAL-OPUS

FADE TO BLACK

Längst sind Metallica die größte und meistrespektierte Metal-Band des Planeten. Die Gründe dafür finden sich allesamt im ersten Jahrzehnt ihrer Karriere, als Hetfield und Co. neue Maßstäbe setzten.



KILL 'EM ALL
Das Debüt von 1983 klingt im Vergleich zu späteren Werken beinahe wie eine Lo-Fi-Produktion, enthält aber bereits alle Qualitäten, die Metallica auszeichnen: halsbrecherische Soli und Rhythmuswechsel, dazu ein paar zwingende Hooks.



RIDE THE LIGHTNING
Der Sound ist düsterer, die Thrash-Metal-Riffs sind brachialer. Stücke wie „Fight Fire With Fire“ sind von Prog-Rock-ähnlicher Komplexität, mit „Fade To Black“ erschloss sich die Band ihren eigenen Weg ins Balladeske.



MASTER OF PUPPETS
Unter den kanonisierten Metallica-Meisterwerken vielleicht das ambitionierteste. Hetfield, Hammett und Ulrich hatten ihre Musikhausaufgaben gemacht, Folk-Harmonielehre und Kirchentonleitern inklusive.



METALLICA
Das „Schwarze Album“, das die Band weit über Metal-Kreise hinaus berühmt machte. Mindestens der unwiderstehliche Brecher „Enter Sandman“ und die Selbstvergewisserungshymne „Nothing Else Matters“ sind unsterbliche Klassiker.

FOTOS: JEFF YEAGER (3). ÜBERSETZUNG: BERND GOCKEL

Die beiden Projekte fanden bei Fans zwar großen Anklang, schrieben aber rote Zahlen. 2012 trennte die Band sich vom langjährigen Vertriebspartner Warner Brothers und gründete ein eigenes Label, auf dem 2016 *„Hardwired ... To Self-Destruct"* veröffentlicht wurde.

Die neue Freiheit trug Früchte, sei es in Form ungewöhnlicher Arrangements oder auch nur im Hinblick auf die positive Energie, die bei den Sessions freigesetzt wurde. (Dass Kirk Hammett sein iPhone verlor und damit Hunderte musikalischer Ideen, war der einzige Wermutstropfen. Hammett zuckt bei dem Gedanken an den Verlust noch heute zusammen und hat sich inzwischen geschworen, künftig all seine Ideen in der Cloud abzuspeichern.)

Der Tapetenwechsel erwies sich jedenfalls als Erfolg: *„Hardwired"* erreichte in den USA und Deutschland Platz eins der Charts, bekam Platin und warf Songs ab, die inzwischen fester Bestandteil des Repertoires sind. Der achtminütige Kracher „Halo On Fire" ist auf dem besten Wege, die neue Standardhymne der Band zu werden, und „Atlas, Rise!" bringt mit seinen Tempowechseln die Moshpit endgültig zum Kochen. (Hetfield ist begeistert, im Publikum immer wieder junge Gesichter zu entdecken, die offenbar ihr erstes Metallica-Konzert besuchen.)

Produktionstechnisch bricht die neue Show alle Rekorde. 48 Trucks transportieren die Bühne, für deren Aufbau drei Tage veranschlagt werden. Laser, Netze mit Luftballons und eine Verstärkerfront mit 300.000 Watt gehören ebenso dazu wie ein runder Catwalk mit Minibühne, auf der die Band „Search And Destroy" spielt. (Man möchte auf diese Weise der Garagenband-Vergangenheit Tribut zollen, die bei der Geburt des Stücks einst Pate stand.) Bei „Fuel" wiederum lässt sich Hetfield von 13 Meter hohen Flammenwerfern illuminieren. „Ich habe nun mal noch immer das Kind im Manne", sagt er lachend. „Wenn man 13 Meter große Flammenwerfer kriegen kann – warum sollte ich mich dann mit Dreimetermodellen begnügen?"

Wirklich warm ums Herz aber wird ihm beim neuen Headbanger-Spektakel „Now That We're Dead": Die Band stellt sich im Halbkreis auf und traktiert dann zusammen riesige Taiko-Drums aus Japan. „Ich weiß nicht, ob das beim Publikum ankommt", so Hetfield. „Aber ich liebe es. Ich wollte so was schon seit Ewigkeiten machen."

Mit den Worten „Do you want heavy?" stimmt er dann „Sad But True" an und biegt in die Zielgerade, an deren Ende natürlich „Enter Sandman" steht. „Der Song, den man eigentlich nur am Ende spielen kann", sagt er. Anschließend feuert die Band Drumsticks und Plektren in den Nachthimmel, bedankt sich beim Publikum und braust zum Flughafen.

„Es ist fast wie 1993", sagt Hammett, der sich manchmal darüber wundert, dass gerade Metallica überlebt haben. „Es gibt nur wenige Bands wie uns: Bands, die ihre Sache so durchziehen, als wäre die Zeit stehen geblieben. Was wurde aus all den anderen? Haben die das Handtuch geworfen? Hat ihr Publikum das Interesse verloren? Die Frage, warum sie verschwunden sind und wir nicht, lässt sich jedenfalls nicht so einfach beantworten. Ich weiß nur, dass wir Glück gehabt haben."

FOTOS: MARC BROUSSELY/KONTRIBUTOR/GETTY IMAGES, PRESS PICTURE, JULIEN'S AUCTIONS/GETTY IMAGES, JACK MITCHELL/GETTY IMAGES

ROLLINGSTONE.DE



FESTIVAL

A SUMMER'S TALE

Der ROLLING STONE präsentiert das Kleinod unter den Festivals, mit außergewöhnlichem Programm: Bei A Summer's Tale (2. bis 5. August) im niedersächsischen Luhmühlen treten u. a. die Pixies, PJ Harvey und Feist auf. Bericht und Fotos auf rollingstone.de



TV

„Game Of Thrones"

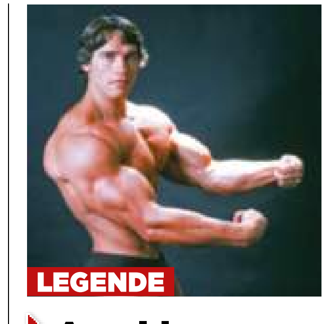
Kaum eine Serienstaffel wird in diesem Jahr mit mehr Spannung erwartet als die siebte des Fantasy-Märchens, zu dem US-Autor George R. R. Martin die Vorlage lieferte. Wir besprechen ausführlich jede der neuen Folgen und beleuchten die Hintergründe der Saga.



REWIND TODAY

„Bad"

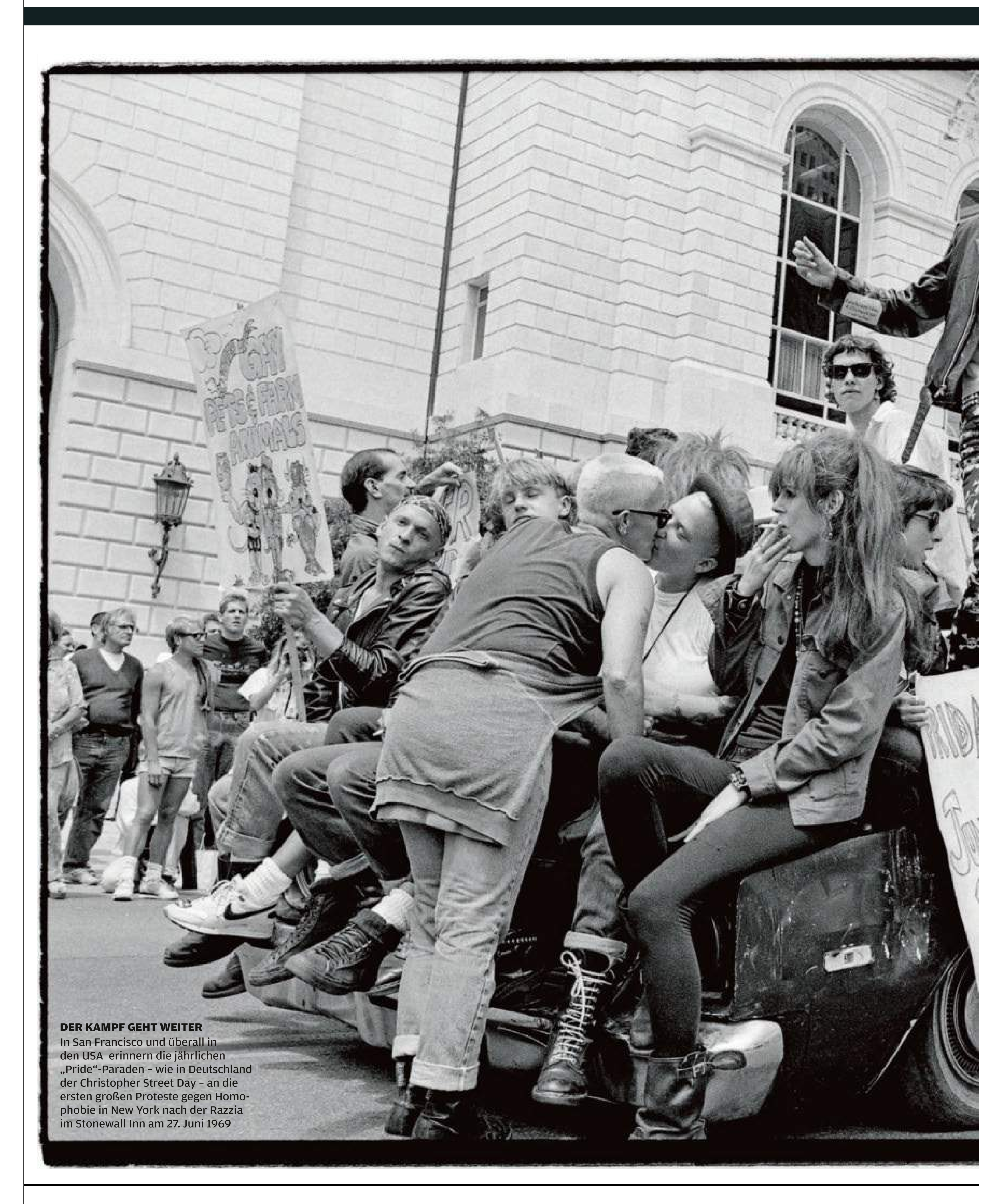
Wie Michael Jackson mit *„Bad"* vor 30 Jahren versuchte, sein bis dato erfolgreichstes Album, *„Thriller"*, noch zu übertrumpfen, das neben dem Titelsong immerhin Hits wie „The Way You Make Me Feel", „Man In The Mirror" und „I Just Can't Stop Loving You" abwarf: Wir analysieren, warum die Platte trotzdem enttäuschte.



LEGENDE

Arnold Schwarzenegger

Er ist einer der größten Actionhelden des Kinos: Der Schauspieler, Governator, Ex-Bodybuilder und neuerdings Umweltschützer wird 70. Wir blicken zurück auf Schwarzeneggers Filmkarriere, von „Conan der Barbar" bis „Terminator", von „Running Man" bis „True Lies".



DER KAMPF GEHT WEITER
In San Francisco und überall in den USA erinnern die jährlichen „Pride"-Paraden – wie in Deutschland der Christopher Street Day – an die ersten großen Proteste gegen Homophobie in New York nach der Razzia im Stonewall Inn am 27. Juni 1969

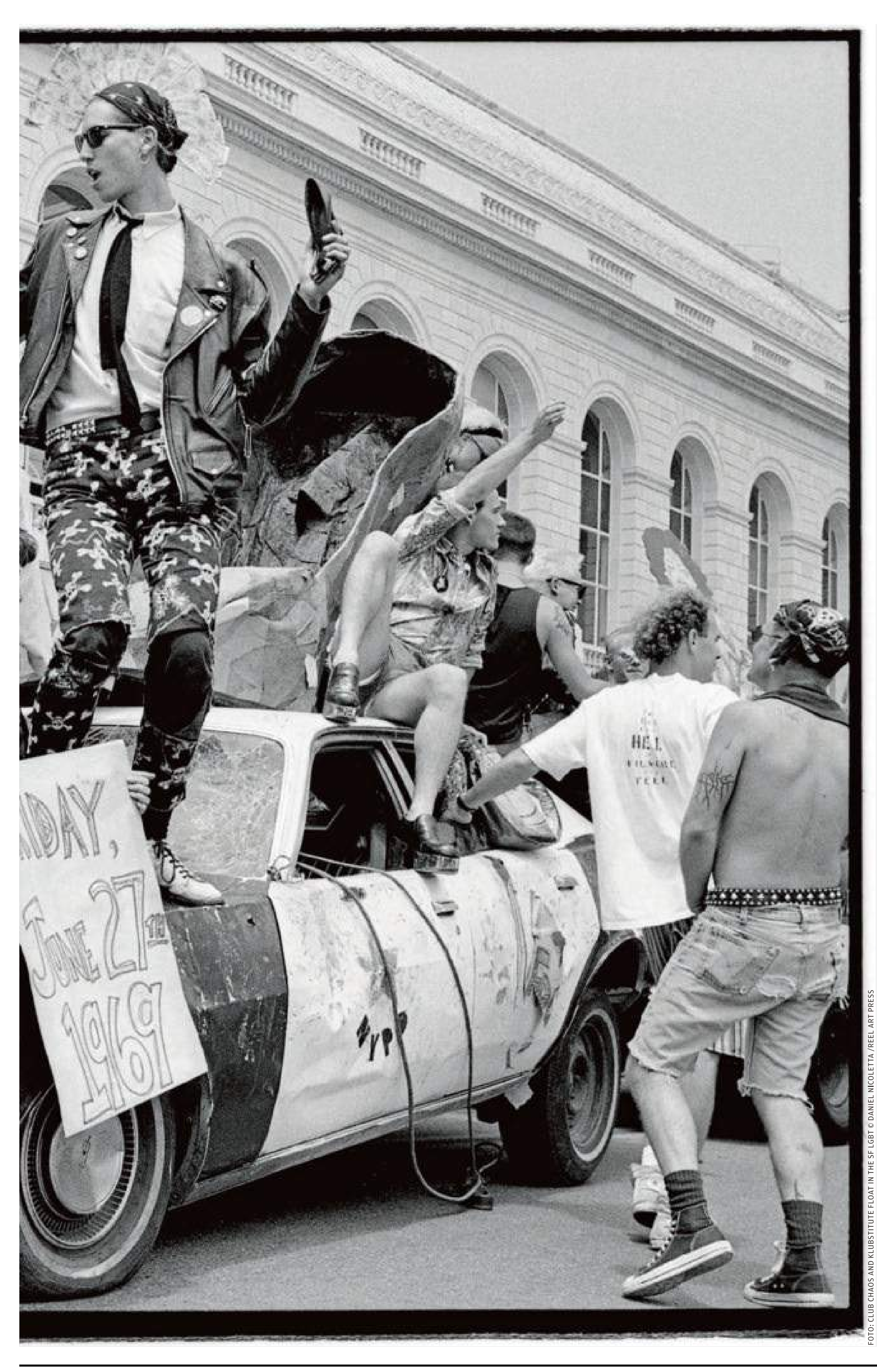


FOTO: CLUB CHAOS AND KLUBSTITUTE FLOAT IN THE SF LGBT © DANIEL NICOLETTA / REEL ART PRESS

So viel Liebe

Ein opulenter Bildband von **DANIEL NICOLETTA** zeigt das queere Leben in San Francisco seit 1974

Der Deutsche Bundestag hat endlich die Ehe für alle beschlossen. In der Popkultur sind Schwule und Lesben, queere und Transgendermenschen jeglicher Art so selbstverständlich sichtbar wie noch nie. Aber in der Welt um uns herum kehren die Homophobie und der Sexismus flächendeckend zurück. Vieles von dem, was man an emanzipatorischen Errungenschaften für selbstverständlich erachtete, wird vom Throwback der Putins, Trumps und Erdogans, von Islamisten und Katholiken, von religiösen Fanatikern und AfD-Steinzeitpatriarchen allüberall wieder infrage gestellt.

Der Kampf geht also weiter. Aber der Kampf kann auch seine schönen Seiten haben: Das zeigt uns jetzt ein opulenter Bildband mit dem Titel „LGBT San Francisco: The Daniel Nicoletta Photographs“ *(Reel Art Press, London, 304 S., ca. 40 Euro)*. Er versammelt Hunderte von Bildern des Fotografen Daniel Nicoletta, der seit 1974 das Leben im Castro-Viertel von San Francisco dokumentiert. In den Siebzigern war „The Castro“ der Lieblingskiez der LGBT-Szene, der Sehnsuchtsort aller, die ein anderes Leben führen wollten als jenes, das ihnen in ihren kleinen Vororten, von ihren patriarchalen Familien vorgezeichnet und vorgefügt schien.

Als er dorthin zog, war Daniel Nicoletta gerade mal 19 Jahre alt. Doch wurde er als Fotograf binnen Kurzem bekannt: mit seinen Porträts von Harvey Milk, dem ersten offen schwul lebenden US-amerikanischen Politiker, der 1978 von einem homophoben Kollegen ermordet wurde. Auch Milk spielt in diesem Band eine Rolle; sein filmischer Biograf Gus Van Sant hat das Vorwort geschrieben. Im Zentrum stehen aber Nicolettas Fotografien aus den folgenden Jahrzehnten, berührende, schöne, oft auch lustige Bilder aus dem LGBT-Biotop. Das dortige Alltagsleben ist ebenso zu sehen wie die Feste und die Pride-Paraden. Und vor allem sieht man: so viel Liebe. **JENS BALZER**



BRIXTON SOUL
Ben Romans-Hopcraft

Prophetischer Pop

Soul aus London: Childhood verbinden süße Melodien mit harscher Wirklichkeit

Ein Haufen berauschter Briten steht oben am Coit Tower über San Francisco und genießt den Ausblick auf die Bay Bridge. „Plötzlich kam es uns vor, als könnten wir diese himmlischen Lichter sehen. Aber wie sich herausstellte, waren das die Scheinwerfer eines Polizeiautos. Und da standen auch schon die Polizisten und hatten ihre Waffen auf uns gerichtet. Das war die ernüchterndste Erfahrung, die ich jemals gemacht habe."

Von Ben Romans-Hopcrafts Schilderung her würde man das zwar nicht annehmen, aber dieses traumatische Erlebnis war die Inspiration für vier sonnengeküsste Minuten süßesten Soulpops mit dem Titel „Californian Light". Im Video dazu mimt ein in einen braunen Secondhandanzug gekleideter Romans-Hopcraft den Song allerdings auf den Straßen von Brixton, Südlondon. „Ich wollte damit zeigen, dass es in den Strophen eigentlich um Dinge geht, die ich hier erlebt habe", erklärt er an einem sonnigen Frühsommertag in einem Pub in jener Nachbarschaft. Der Bezug auf Kalifornien stimme aber trotzdem, denn bei seinen Aufenthalten in Amerika habe er begriffen, dass wir infolge der Globalisierung alle „dieselben düsteren Erfahrungen teilen, denen man nicht entkommen kann. Heutzutage sind deine Probleme meine Probleme. Darin steckt ein Potenzial für Solidarität, andererseits macht es einem aber auch bewusst, wie unüberwindlich die Dinge sind, mit denen wir zu kämpfen haben." Darauf wiederum bezieht sich auch „Universal High", der überaus sarkastisch gemeinte Titel des neuen Albums.

Romans-Hopcraft erzählt vom Verdrängungsdruck der Gentrifizierung, den insbesondere die afrokaribische Community der Gegend immer stärker zu spüren bekommt. Wie sich herausstellt, ist er selbst ein Kind der hier einst ganze Straßenzüge dominierenden Hausbesetzerszene. In seiner Generation herrsche „ein gewisser Respekt vor diesem Erbe von Brixton", meint er. Das äußere sich in einer „politischen Ästhetik" und einem impliziten Oppositionsgeist unter den geistesverwandten jungen Bands aus dem Kiez (Brixton ist das Berlin von London) wie Happy Meal Ltd, Shame oder dem Aushängeschild Fat White Family. Übrigens spielt Romans-Hopcraft nicht nur bei deren unschlagbar benanntem Seitenprojekt Warmduscher mit, er hat auch mit Sean Lennon das nächste Soloalbum des Fat-White-Sängers Saul Adamczewski produziert. Nichts von alldem klingt im Entferntesten wie Childhood, andererseits hat *„Universal High"* auch kaum mehr was mit jener psychedelischen Indieband zu tun, die vor drei Jahren das Childhood-Debüt, *„Lacuna"*, herausbrachte.

„Nachdem wir mit dieser ersten Platte fertig waren, zog ich zurück zu meiner Mutter", erzählt Romans-Hopcraft. „Und dort hörte ich sie die Songs singen, die meine Kindheit begleitet hatten: Al Green, die Jones Girls, Smokey Robinson und Philadelphia Soul. Mein Vater wiederum hörte viel Gil Scott-Heron. Ich hatte so eine Art jugendlicher Rebellion gegen all das durchgemacht, aber als ich diese Musik wieder hörte, dachte ich mir: What the hell, warum denn eigentlich nicht? Mein unreifes Hirn musste zuerst diesen Egokomplex überwinden, und plötzlich eröffnete sich mir eine Welt der Musik."

Als Mensch mit einer gemischten Rassenidentität, meint Romans-Hopcraft, stehe man unter dem Druck, sich für eine Seite seiner Herkunft zu entscheiden. Aber erfolgreiche Zwischenwesen der Popgeschichte wie Todd Rundgren oder Shuggie Otis gaben ihm den Mut, diese binäre Weltsicht abzuschütteln: „Ich wollte klarstellen, dass das Konzept der Rasse in der Musik nicht wirklich existiert."

Als Partner bei dieser Mission wählten Childhood (Romans-Hopcraft ist zwar der Kopf, aber sie sind immer noch eine Band) den amerikanischen Produzenten Ben H. Allen. „Er hat mit Deerhunter gearbeitet, die am Anfang unglaublich wichtig für uns waren, aber eben auch mit einem Soulsänger wie CeeLo Green. Wir suchten jemanden, der versteht, wie wir gleichzeitig unsere Identität behalten und uns in einem ganz anderen Licht präsentieren können. Und er war der Richtige dafür."

Was Childhood und Allen nun mit dieser euphorisch-pessimistischen Platte gelungen ist, ist ein Paradebeispiel für politischen Pop: harte Realitäten, verpackt in süße Harmonien, hellsichtig und abstrakt genug, um im Nachhinein prophetisch zu klingen. Wie wäre es mit einer Zeile aus „A.M.D." (kurz für „Another Man Down"), aufgenommen schon ein Jahr vor der Feuerkatastrophe im Grenfell Tower in Westlondon? „Where the high-rise reaches the sky/ I know you're never gonna let me survive."

Da weiß einer offenkundig, wovon er singt. **ROBERT ROTIFER**

FOTO: OLLIE MILLINGTON/REDFERNS VIA GETTY IMAGES

Q&A



Billy Joel

Über Selbstzweifel, Lieblingssongs, seine Exfrauen und die überraschende späte Reputation als cooler Alter

VON PATRICK DOYLE

Seit 1993 gibt es – mit einer Ausnahme, „All My Life“ – keine neuen Songs von Billy Joel, bloß eine Symphonie. Dafür tritt er an zwölf Abenden hintereinander im Madison Square Garden und regelmäßig in amerikanischen Stadien auf, fährt manchmal auf Long Island, seiner Heimat, mit dem Motorrad in eine Hecke und heiratet hin und wieder. Joels jüdische Großeltern stammten aus Deutschland, wo sie in Nürnberg ein Kaufhaus besaßen, das sie in den 30er-Jahren weit unter Wert verkaufen mussten.

Ihre Konzerte sind ausverkauft, Sie erleben einen späten Boom. Halten Sie sich eigentlich für einen begnadeten Songschreiber?
Jedenfalls bin ich kompetent in dem, was ich tue. Ich weiß, wie man einen Song schreibt. Ich weiß, wie man ihn spielt. Ich weiß, wie man ihn in der richtigen Tonart singt. Nur meine Stimme mag ich nicht. Na ja, einige Songs haben ihre Qualitäten, andere sind misslungen.

Aber für viele Menschen sind es die Soundtracks ihres Lebens.
Ich persönlich mag ja die obskureren Sachen lieber als die Hits. Ich hätte nie gedacht, dass „Piano Man“ ein Hit werden würde. Und „We Didn't Start The Fire“ ist letztlich ein Novelty Song – ein Wegwerfprodukt, das sich nur aus der damaligen Zeit heraus erklärt.

Was geht in Ihrem Kopf vor, wenn Sie auf der Bühne „Piano Man“ singen?
„Zum Glück ist es gleich vorbei!“ Nein, im Ernst: Es ist ein gutes Gefühl, wenn Zuschauer deine Texte singen. Aber es geht weniger ums Denken als ums Fühlen, wenn man auf der Bühne steht und mit anderen Musikern kommuniziert.

Was ist Ihr liebster Billy-Joel-Song?
„New York State Of Mind“. Vermutlich weil er inzwischen ein Standard des amerikanischen Songrepertoires geworden ist, so was wie Hoagy Carmichaels „Stardust“ oder „Georgia On My Mind“.

Wie entspannen Sie am liebsten?
Ich habe eine Tochter, die jetzt 20 Monate alt ist. Meine Lieblingsfreizeitbeschäftigung ist, dabei zuzusehen, wie sich die Rädchen in ihrem Kopf zu drehen beginnen, wie sie die Welt erlebt und welche Schlüsse sie daraus zieht.

Welche Lektionen haben Sie als Vater denn schon gelernt?
Dass mein Vaterdasein die vermutlich wichtigste Erfahrung in meinem ganzen Leben ist. Damit habe ich auch viel kompensiert. Denn ich selbst wuchs ohne Vater auf – und es lag mir sehr am Herzen, meine Rolle als Vater besonders ernst zu nehmen.

Sind Sie je von Ruhm und Reichtum korrumpiert worden?
Ich habe mich früher zum Sklaven meiner Arbeit gemacht. Ich mag nicht glauben, wie extrem ich damals geschuftet habe. Und das hatte durchaus einen Einfluss auf mein Leben. Ich legte mir die Messlatte sehr hoch, und wenn ich an ihr scheiterte, ließ ich meine Wut an mir selbst aus – weshalb ich auch mit dem Songschreiben aufhörte.

Haben Sie denn noch immer Ideen, wenn Sie sich ans Klavier setzen?
Jeden Morgen. Schon wenn ich aus dem Bett steige, habe ich die Idee zu einem Song im Kopf. Na ja, wenigstens die Idee für eine Melodie oder für ein sinfonisches Arrangement. Ich habe nie aufgehört, Musik zu schreiben – ich schreibe eben nur keine Songs mehr.

Woher kommt der Drang, sich musikalisch auszudrücken?
Ich wuchs mit klassischer Musik auf. Neil Diamond sagte mal: „Ich habe mich damit abgefunden, dass ich nicht Beethoven bin.“ Mein Problem ist, dass ich mich nie damit abgefunden habe.

Halten Sie sich für einen glücklichen Menschen?
Ich bin ein ausnehmend zufriedener Mensch. Ich lese immer wieder, dass ich mit Depressionen zu kämpfen habe. Unsinn! Ich habe ein paarmal über die Stränge geschlagen – aber dafür gab es immer einen Anlass. Und wenn ich mal den Blues habe, hält das nie lange an.

Ist es hilfreich, mit den Exfrauen in Kontakt zu bleiben?
Ich bin nicht der Typ, der Ressentiments kultiviert. Ich komme mit allen Ehemaligen klar. Ich bin wohl so was wie ein kleiner Heinrich VIII., denn das ist jetzt immerhin meine vierte Ehe. Auf dass es die letzte sein möge!

Haben Sie eine Ahnung, warum der TV-Moderator Bill O'Reilly, der Sie aus Ihrer Schulzeit kannte, Sie einmal als „Abschaum“ bezeichnete?
Kann gut sein, dass ich das aus seiner Perspektive tatsächlich war. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber wir kamen aus derselben Stadt. Und meine Gang hing immer in den angesagten Läden ab – wobei wir eher zur „Lovers“-Fraktion zählten und nicht zu den „Fighters“.

Für die Musikkritik waren Sie immer ein rotes Tuch, doch in den letzten Jahren attestiert sie Ihnen Coolness.
Was soll man da sagen? Wenn Donald Trump Präsident werden konnte, ist wohl nichts mehr unmöglich.

Wie kommen Sie denn mit Ihrem neuen Präsidenten klar?
Ich kann es noch immer nicht fassen. Aber ich halte mich aus der Politik heraus. Den meisten Beifall bekomme ich immer, wenn ich bei „Piano Man“ die Zeile singe: „They know that it's me that they're coming to see/ To forget about life for a while.“ Das Publikum steigt dann ein und singt aus vollem Hals das „Ahhh“ mit – woraufhin ich sie ermahne: „Okay, versprecht mir, diese Lektion nicht zu vergessen!“ Am königlichen Hof sind wir eben die Hofnarren und nicht die Philosophen.

FOTO: SONY BMG



WELT OHNE GRENZEN Mura Masa

Post-Dubstep-Punk

Vom Ärmelkanal aus in alle Welt: Mura Masa ist der Elektroproduzent der Stunde

Als er jung war, konnte er elektronische Musik nicht leiden, sagt Alex Crossan: „Ich habe ausschließlich Punkrock gehört, wie alle meine Freunde, und wenn man so drauf ist, findet man elektronische Musik einfach nur kommerziell entfremdet und ätzend." Mit elf Jahren begann er dann auch die Gitarre in einer Punkband zu spielen. Später übernahm er ergänzend dazu jedes andere Instrument, das gerade gebraucht wurde. Das Schöne am Punkrock ist ja, dass man nicht viel Zeit mit Üben verschwenden muss – das war 1977 nicht anders als heute.

Erstaunlich ist nur, dass es heute, also sagen wir mal im 21. Jahrhundert, immer noch zivilisatorische Enklaven gibt, in denen allein das Musikmachen auf elektrisch verstärkten Saitengeräten als authentisch betrachtet wird. Ich dachte eigentlich, diese Art der Borniertheit wäre irgendwann in den Neunzigern überwunden worden. „Ja", sagt Alex Crossan. „Ich bin aber in einer sehr abgeschiedenen Gegend groß geworden, auf der Insel Guernsey im Ärmelkanal, da gehen die Uhren langsamer als anderswo. Da gab es für uns Heranwachsende nichts! Keine Konzerte, keine Klubs, wir konnten nicht tanzen gehen. Die nächste größere Stadt war Southampton, fünf Stunden mit der Fähre entfernt. Also hörten wir die Platten, die unsere Eltern im Schrank hatten: Iggy Pop, frühen britischen Punk, aber auch Heavy Metal. Mein Vater war in den 80er-Jahren ein großartiger Heavy-Metal-Bassist."

Kaum zu glauben, aber der junge Mann, der hier redet, ist im Jahr 2017 zum tollsten Jungstar des elektronischen Pop aufgestiegen. Alex Crossan ist inzwischen 21 Jahre alt und macht unter dem Namen Mura Masa Musik. Vor etwa drei Jahren kursierten erste Remixe aus seiner Hand auf SoundCloud, zum Beispiel für den Trap-Produzenten RL Grime oder, etwas später, eine fabelhaft melancholische Dub-Variante von Ibeyis „Stranger/Lover". Hier wie auf den ersten Tracks, die er selbst produzierte, hatte man das Gefühl, dass jemand die musikalischen Innovationen aus dem Post-Dubstep: das elegant komplexe Synkopengeknicker, die ebenso magnetisch wie weich schwingenden Bässe und die Verfugung von Elektronik und Gesang, aufgriff und intelligent weiterführte. So war es auch auf seiner ersten EP, „Someday Somewhere" (2015). Wie kam es dazu: vom Punk zum Post-Dubstep in Nullkommanichts?

„James Blake ist daran schuld", sagt Crossan. „Als sein Debütalbum erschien, war ich 15, und es hat mich schier umgehauen. Bei ihm hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass elektronische Musik intelligent und inspirierend sein kann." Nur wegen Blake habe er dann auch selbst mit dem Produzieren begonnen und seine Tracks auf SoundCloud hochgeladen. Von dort gelangten sie dann in die einschlägigen BBC-Radio-1-Shows, worauf er wiederum bald allerlei Remix-Angebote erhielt, für den Rapper Travis Scott und die Math-Rocker Foals, aber auch für Ed Sheeran. Was denkt er eigentlich über den? Crossan zögert. „Ed Sheeran, das war eine tolle Erfahrung. Meine Mutter war sehr beeindruckt von mir."

> **Stimmen und Beats sind eng verflochten**

Mit erstaunlichem Tempo hat Crossan eine eigene, charismatische Klanghandschrift entwickelt. Den Einfluss James Blakes hört man gleichwohl bis heute: So wie dieser besonders in seinem Frühwerk die Stimme zum musikalischen Material machte und sie mit allerlei Filtern und Modulationen tief in die Texturen flocht, so ziehen auch die Songs auf der LP *„Mura Masa"* ihre Dynamik aus der virtuosen Verfugung von Elektronik und Gesang. Eine beeindruckende Zahl an Gästen ist dabei zu hören: die pansexuelle R'n'B-Französin Christine And The Queens, der Rap-Sozialrealist A$AP Rocky oder, im letzten Stück, der neuerdings dauerbetrübte Damon Albarn. Doch jeden ihrer gesanglichen Einsätze hat Mura Masa der gleichen ästhetischen Behandlung unterzogen, mit Auto-Tune und allen nur denkbaren Effekten hat er sie tief in den musikalischen Mix eingefügt. „Für mich ist die Stimme eine Klangquelle unter vielen", sagt Alex Crossan. „Ich mache da keinen Unterschied zwischen einem Beat, einer Basslinie und dem Gesang."

Und er macht auch keinen Unterschied zwischen den musikalischen Szenen und Territorien. Auf *„Mura Masa"* hört man klassische karibische Rhythmen von der Steeldrum ebenso wie von unten leicht angewobbelte Eurotrash-Feger und sogar gelegentliche Reminiszenzen an den rauen Sound des alten britischen Punk. „Wenn man sogar von einem Schlafzimmer auf der Insel Guernsey aus die Welt erobern kann", sagt Mura Masa, „dann weiß man, dass die Welt für einen keine Grenzen hat." **JENS BALZER**

FOTO: FRANK HOENSCH/REDFERNS VIA GETTY IMAGES



WENN DU KRISEN
ENTSCHÄRFST, BLEIBT KEIN
PLATZ FÜR FEHLER.
Für Schüler & Berufserfahrene (m/w)
Mach, was wirklich zählt:
ALS SPEZIALIST
KAMPFMITTELABWEHR (M/W)
Jetzt informieren: bundeswehrkarriere.de
TECHNIK
KARRIERE
Bundeswehr

Reservoir der Gefühle



REGENGEFÜHLE Sophie Peyton aka Gordi

Die Medizinstudentin Gordi ließ sich bei ihrem Debüt von Justin Vernon helfen

Canowindra ist ein kleines Dorf im australischen Bundesstaat New South Wales. Die nächste Großstadt, Canberra, ist drei Autostunden entfernt. Die umliegenden Dörfer tragen Namen, die klingen, als hätte J. R. R. Tolkien sie sich ausgedacht: Eugowra, Errowanbang, Gooloogong, Bumbaldry. Einen ähnlich ungewöhnlichen Namen hat sich Sophie Peyton, die aus Canowindra kommt, als Pseudonym ausgewählt: Gordi. Erinnert an Lorde, und das ergibt ja Sinn, sieht so geschrieben allerdings aus wie Lordi. Aber die kennt man in Australien wohl nicht.

Wie auch immer, Sophie Peyton, die sich Gordi nennt (obwohl man es namenstechnisch viel besser als mit „Sophie Peyton" doch eigentlich gar nicht treffen kann), ist in Canowindra auf der heimischen Farm, seit fünf Generationen in Familienbesitz, aufgewachsen. Im Musikzimmer stand ein Klavier, an dem sie sich als Kind das Spielen beibrachte. Nach dem Tod des Großvaters, so erzählt sie, setzte sie sich das erste Mal ans Klavier und schrieb selbst ein Lied. „Etwas Schlimmes, etwas Bedeutsames war passiert, und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte", sagt sie. „Oder wie ich mich verhalten sollte. In meiner Brust fühlte es sich ganz eng an, und dieses Gefühl ging nicht weg. So geht es mir immer noch manchmal. Die meisten meiner Lieder handeln davon, wie ich nicht in der Lage bin, meine Gefühle zu zeigen." Nach dieser ersten Komposition fühlte sie sich besser. Es war eine kathartische Erfahrung. Der Text sei ihr heute peinlich. „Die erste Zeile lautet: ‚Snow melts like my happiness'", erzählt sie und wird rot. „Hoffentlich sind meine Texte heute etwas weniger kitschig."

Es war ihre erste konzentrierte kreative Erfahrung, zum ersten Mal tauchte sie in das, was sie ihr „Reservoir" nennt, einen imaginären Ort, wo alle Erfahrungen, Gefühle und Geschichten gespeichert sind, einen Ort, wo neue Lieder, neue Melodien und neue Geschichten entstehen. Um ein Lied zu schreiben, sagt sie, müsse sie sich einige Zeit in ihrem Reservoir aufhalten, so unangenehm das manchmal auch sein kann, weil man dort mit sich selbst konfrontiert ist und dem eigenen Blick nicht ausweichen kann. Aber wenn sie dann wieder auftaucht aus ihrem Reservoir, dann mit einem neuen Lied. Ihr erstes Album hat sie natürlich *„Reservoir"* genannt.

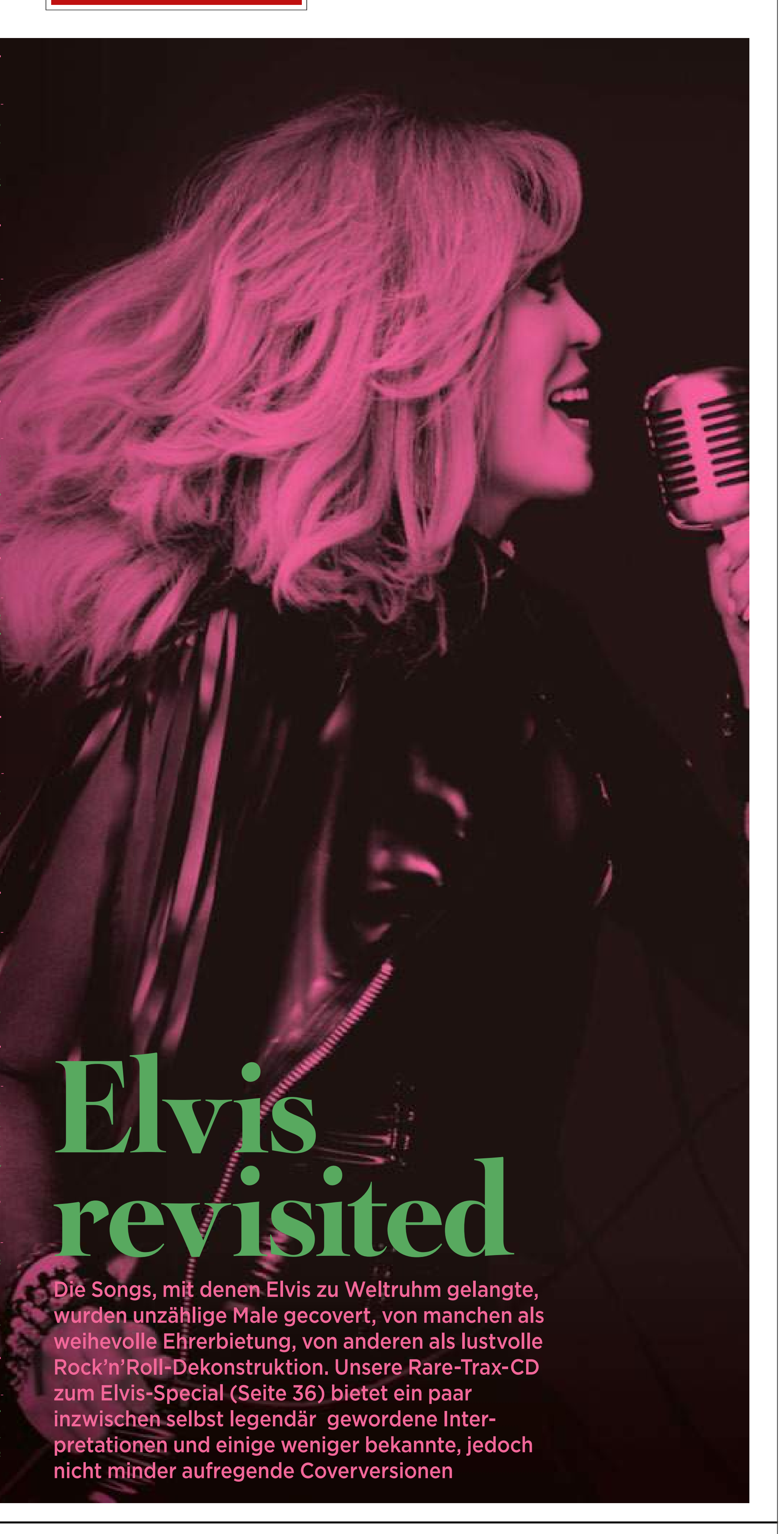
Mit zwölf Jahren verließ Gordi Canowindra. Sie zog nach Sydney in ein Internat. Sie schlief mit 26 anderen Mädchen in einem Schlafsaal. Es gab von nun an keine Zeit mehr allein. Ihre Eltern hatten Gordi zum Abschied eine Akustikgitarre geschenkt, und die lernte sie nun spielen, unter den Blicken der anderen Mädchen. Sie war also von Anfang an eine Performerin, notgedrungen. Ihren ersten großen Auftritt hatte sie einige Jahre später bei einer Schulveranstaltung. Im Auditorium waren 3.000 Menschen, sie spielte ein eigenes Lied, und danach wusste sie, dass sie Musikerin werden wollte. Ihre Eltern gaben zu bedenken, dass es nicht verkehrt sei, etwas anderes, etwas „Richtiges" zu lernen. Falls es mit der Musik nicht klappen sollte. Sie begann ein Medizinstudium.

„Reservoir" nahm die spitznasige Australierin in den Wochen auf, in denen es keine Vorlesungen gab oder Praktika oder sonstige Pflichtveranstaltungen. Von diesen Wochen gab es vergangenes Jahr für sie drei. Das Produktionsbudget war einigermaßen gefüllt. Das Label Jagjaguwar, das Gordi auf einem australischen Branchentreff entdeckt hatte, ließ sie jeweils eine Woche in Sydney, in New York und in Los Angeles aufnehmen. Anfang dieses Jahres nahm sie zudem in Reykjavík auf, mit dem Produzenten Alex Somers. „Er nahm mich wirklich mit in sein Leben", erzählt sie. Nach Feierabend aßen sie gemeinsam mit Somers' Partner, Jónsi, in ihrem gemeinsamen Haus. Gordi spielte auch beim wöchentlichen Hallenfußballturnier mit.

Danach flog sie nach Eau Claire in Wisconsin, um das Album fertigzustellen. Sie war auf Einladung von Justin Vernon dort. Sein Projekt Bon Iver ist ebenfalls bei Jagjaguwar unter Vertrag, weshalb er schon einige ihrer Lieder zu hören bekommen hatte. Ein Traum sei in Erfüllung gegangen, schwärmt sie. Vernons Einfluss ist durchaus erkennbar: Gordis Lieder haben eine ähnliche Ernsthaftigkeit, eine spirituelle Qualität, wenngleich sie insgesamt konventioneller sind. Über dem erdenden Klavier explodiert Elektronisches, dazu ein mächtiges Schlagzeug und ihre tiefe, gefühlvolle Stimme.

Bald geht sie auf Tournee. Live-Erfahrung hat Gordi bisher vor allem im Vorprogramm anderer Künstler gesammelt. Jetzt ist sie Headliner. Eine Sache aber steht vorher noch an: die Abschlussprüfung in Medizin. Sicher ist sicher. **JAN JEKAL**

FOTO: CAMERON WITTIG



Elvis revisited

Die Songs, mit denen Elvis zu Weltruhm gelangte, wurden unzählige Male gecovert, von manchen als weihevolle Ehrerbietung, von anderen als lustvolle Rock'n'Roll-Dekonstruktion. Unsere Rare-Trax-CD zum Elvis-Special (Seite 36) bietet ein paar inzwischen selbst legendär gewordene Interpretationen und einige weniger bekannte, jedoch nicht minder aufregende Coverversionen

1. Amanda Lear
„Suspicious Minds (Original Edit)"

2014 veröffentlichte die französische Sängerin das Elvis-Presley-Tribute-Album *„My Happiness"*, darauf enthalten ihre Version von „Suspicious Minds", das bei ihr zum Larger-than-life-Chanson mit orchestralem Pomp umgedeutet wird.

2. Kirschbaum Weishoff Trio
„Heartbreak Hotel"

Das Bremer Akustikduo, das sich Trio nennt, hat sich einem Lo-Fi-Noirfolk verschrieben. Und in diesem Sound ist auch ihre Version des Elvis-Klassikers gehalten, die hörbar von John Cales legendärer Interpretation geprägt ist.

3. Dead Kennedys *„Viva Las Vegas"*

1980 muss diese Coverversion für Elvis-Fans wie ein Sakrileg gewirkt haben: Die kalifornischen Hardcore-Punks zerstörten „Viva Las Vegas" für ihr Debütalbum genüsslich mit schiefen E-Gitarren und melodiefreiem Gesang.

4. Buddy Lucas *„Hound Dog"*

Im selben Jahr wie Elvis, 1956, nahm der heute weitgehend vergessene Rhythm-&-Blues-Sänger Buddy Lucas den von Leiber und Stoller geschriebenen Song auf. Presleys Version durchaus ähnlich, blieb Lucas' Einspielung der Erfolg jedoch verwehrt.

5. Cowboy Junkies
„Blue Moon Revisited (Song For Elvis)"

Für ihr zweites Album, *„The Trinity Session"*, nahmen die Kanadier um Margo und Michael Timmins diese Anverwandlung von „Blue Moon" auf, dessen definitive Interpretation sich auf Elvis' Debütalbum findet.

6. Lisa Bassenge *„Are You Lonesome Tonight"*

Die Berliner Jazzpop-Sängerin liebt den melancholisch gefärbten Schönklang. Ihr „Are You Lonesome Tonight", enthalten auf dem Album *„A Sigh, A Song"* von 2002, mutet wie ein Update eines Judy-Garland-Stücks an.

7. The Space Lady *„All Shook Up"*

Diese Coverversion der US-Musikerin aus Colorado ist ein veritables Kuriosum, dessen Reiz in den psychedelisch angehauchten Synthpop-Schwaden liegt. Dazu singt Susan Dietrich Schneider aka The Space Lady wie ein Alien.

8. Ted Herold *„Little Linda (Little Sister)"*

Herold war als Rockabilly-Epigone von Elvis wie auch von Buddy Holly und Bill Haley inspiriert. „Little Sister" unterzog er kurzerhand einer Eindeutschung, die es in sich hat: „Little Linda, du vergisst dann, vor dir steht ein Mann."

9. The Residents *„Love Me Tender"*

Die Avantgardisten und Experimentalmusiker aus Louisiana veröffentlichten 1989 das Album *„The King & Eye"*, auf dem sie Elvis-Stücke wie „Love Me Tender" verfremdeten, ja dekonstruierten.

FOTO: ALIX MALKA/BOOMLOVER

WELCHE SONGS DIE REDAKTION IN DIESEM MONAT GERN HÖRT

Die Playlist

1. Pharrell „There's Something Special"

Mit „Happy", seinem Soundtrack-Beitrag für „Ich – Einfach unverbesserlich", landete Pharrell Williams einen Welthit. Für den dritten Film der Reihe mit den gelben Minions hat er abermals fünf Songs aufgenommen. Der ruhigste klingt wie eine Heliumversion von Al Green: leichtfüßig und gut gelaunt, ohne sich dabei wie ein Parasit im Hirn einzunisten.

2. Zola Jesus „Exhumed"

Ihr fünftes Album sei eine Meditation über das Sterben, sagt Nika Roza Danilova alias Zola Jesus. Menschen in ihrem Leben hätten während der Entstehung von *„Okovi"* den Tod gesucht, andere verzweifelt dagegen angekämpft. Die elektronisch orchestrierte erste Single ist Gothpop, der sich aufbäumt und sich kraftvoll ans Leben klammert.

3. Filthy Friends (Corin Tucker & Peter Buck) „The Arrival"

Seit er sie 1997 zum ersten Mal mit Sleater-Kinney auf der Bühne sah, wollte Peter Buck mit Corin Tucker zusammenarbeiten. Nun hat der Ex-R.E.M.-Gitarrist mit der Sängerin das Allstarprojekt Filthy Friends gegründet, das mit seiner Mischung aus Punk- und Glamrock vor allem Spaß machen soll.

4. Stevie Nicks „Your Hand I Will Never Let It Go"

Für den Soundtrack des Familiendramas „The Book Of Henry" hat die ehemalige Fleetwood-Mac-Sängerin diese langsam anschwellende Streicherballade aufgenommen. Kein „Landslide", aber ähnlich reich an Trost und Traurigkeit.

5. Foo Fighters „Run"

Als schlohweiße Greise verkleidet zerlegen die Foo Fighters im Video zu ihrer neuen Single eine Altenheimkapelle. Pogo von 0 bis 99.

6. Kintaro feat. Anderson .Paak „Mk."

Auf seiner Debüt-EP, „Universal", fusioniert der kleine Bruder von Thundercat Soul, HipHop und Trap zu funkverliebtem Neo-R&B. Unterstützt wird er unter anderen von Anderson .Paak.

7. Hercules And Love Affair feat. Sharon Van Etten „Omnion"

Seit dem Song „Blind" mit Antony alias Anohni sind die New Yorker Disco-Erneuerer für ihre gelungenen Arbeiten mit Gaststars bekannt. Den treibenden Titelsong ihres angekündigten nächsten Albums darf Indie-Songwriterin Sharon Van Etten veredeln. Elektropop in Hymnisch.

FOTOS: JASON KEMPIN/GETTY IMAGES, MURIELLE-VICTORINE-SCHERRE, PRESS IMAGE, DALLE_INSTAIMAGES.COM, MIKE COPPOLA/WIREIMAGE FOR NEW YORK POST

Herumlungern

Über die Anmut von stehenden Musikern auf Fotos auf Plattencoverrückseiten

VON ERIC PFEIL

Vor ein paar Tagen begegnete mir ein Gentleman, der eben vom Flohmarkt kam und im Arm mehrere Schallplatten mit sich führte. Was er denn da gekauft habe, fragte ich ihn, woraufhin der Herr mir stolz seine Neuerwerbe auffächerte. Ich weiß gar nicht mehr genau, welche Platten das waren. Doch, ein Album von Jeffrey Lee Pierce war dabei, das ist immer eine gute Sache. An seine Begründung für den Erwerb eines Albums der mir – und ihm – völlig unbekannten Band The Flips aber erinnere ich mich genau: „Die Typen stehen hinten so toll achtzigermäßig auf dem Backcover-Foto rum, die musste ich einfach mitnehmen", sagte der Mann, und ich meine, er hätte dabei fast zärtlich über die Hülle gestrichen. Das betreffende Bild zeigte eine leicht aufsichtige Schwarz-Weiß-Aufnahme von vier Gestalten, die in einem Industriehafen o. Ä. herumlümmelten.

Typen, die toll achtzigermäßig auf einem Backcover-Foto rumstehen – wer nach solchen Kriterien Schallplatten kauft, der kann nicht verlieren. Lassen Sie mich so sagen: Eine Band muss gut auf einem Backcover-Foto herumstehen können, sonst kann sie den ganzen Krempel mit dem Musikmachen sofort einstellen. Dieses Herumstehen kann, ach was, sollte – nein, *muss* durchaus individuell gestaltet werden. Wichtig ist allein das gute Herumstehen. Klassische Superherumsteher waren natürlich die Ramones. Herumstehen mit Haltung, Lungern als Marke – um nichts weniger geht es hier. Ein anderes sehr gutes Backcover-Herumsteherfoto ziert die Rückseite der AC/DC-Platte *„Highway To Hell"*: Tipptopp wird da gestanden. Später, nach dem Einstieg von Brian Johnson, hatten AC/DC das mit dem Herumstehen nicht mehr so drauf, hier setzt auch der Niedergang ihrer Musik ein. Sie verstehen, worauf ich hinauswill?

War bislang eher vom scheinbar unmotiviert In-der-Gegend-Herumlungern punk- bzw. hardrockiger Prägung die Rede, so muss natürlich auch über das inszenierte Herumstehen inszenierungsfreudiger Künstlertypen mit immensem Popwissen gesprochen werden. Ein schönes Beispiel für Letzteres ist die Rückseite der Talking-Heads-Platte *„Little Creatures"*. Die Band steht hier steif nebeneinander und ist in eine Garderobe gehüllt, die sie aussehen lässt wie die Mitarbeiter der Paisly-Park-Telefonzentrale 1985. Vorreiter waren auch beim guten Rückseitenherumsteherfoto natürlich wieder die Beatles: Wie die Fab Four auf dem Backcover von *„Meet The Beatles"* im Fotostudio posieren, ist schwer zu übertreffen. Noch ein Favorit: The Cramps auf der Rückseite von *„A Date With Elvis"*. Sleaze-Heaven!

Es ist vielleicht unnötig, darauf hinzuweisen, aber es geht hier strikt um Rückseiten. Was irgendwelche Bands auf ihren Frontcovern treiben, ist mir – zumindest für die Länge dieses Kolumneneintrags – schnurz. Die B-52's etwa, absolute Meister des inszenierten Herumstehens auf Fotos, müssen ungenannt bleiben, da es der Gruppe gefiel, ausschließlich auf den Vorderseiten ihrer prägenden Alben abgebildet zu sein. Sehr leid hätte es mir getan, Blondie nicht erwähnen zu dürfen, aber im Falle von *„Parallel Lines"* wird vorn und hinten gestanden. Vorn allerdings schöner.

„Ist ja alles gut und schön mit diesen Coverrückseitenfotos", mag manche Leserin einwenden, „aber was ist denn nun eigentlich mit der eingangs erwähnten The-Flips-Platte? Das habe ich den Käufer eben per E-Mail auch gefragt. Tatsächlich sei es nicht die Coverrückseite allein gewesen, die den Ausschlag für den Erwerb gab. Auch die Namen zweier beteiligter Musikerinnen: Cressida Sparrow und Nicola Bloch, hätten den Kauf befeuert. Ansonsten klinge die Platte (wie angenommen) nach Everything But The Girl, The Pale Fountains, Aztec Camera, Talulah Gosh. Alles in Ordnung also, schöne Grüße!



Der Autor steht auch manchmal herum, manchmal sogar auf Fotos, aber noch nicht mit Band auf den Rückseiten von Plattencovern.

ILLUSTRATION: FRIEDERIKE JOHN



PSYCHO-POMP Michelle Zauner aka Japanese Breakfast

Ein offenes Buch

Japanese Breakfast verarbeitet auf ihrer zweiten Platte den Krebstod ihrer Mutter

Das Leitmotiv ihres Albums sei „resilience“, sagt Michelle Zauner, also Belastbarkeit, Widerstandsfähigkeit, Ausdauer. Sie wollte ein Album darüber machen, was ein Mensch aushalten kann. Sie wollte ein Album über den Lebensgeist machen, der manche Menschen nicht verlassen, obwohl sie Entsetzliches durchleben müssen. Sie weiß, wovon sie spricht: Vor einigen Jahren war ihre Mutter an Krebs erkrankt, Zauner zog sofort zurück nach Hause. Die Krankheit wurde zu spät diagnostiziert. Nach dem Tod der Mutter blieb sie noch eine Weile, kümmerte sich um ihren Vater und half ihm mit dem Haus und den alltäglichen Dingen.

„Ich bin immer noch erstaunt, dass ich das ausgehalten habe“, sagt sie. „Seit eineinhalb Jahren lebe ich gedanklich von einem Tag zum nächsten. Ich zwinge mich, immer beschäftigt zu bleiben und an einer Routine festzuhalten. Weil ich Angst habe, sonst von einer Depression gepackt zu werden, die mich dann nicht mehr loslässt.“ Ihre Offenheit ist erstaunlich, im Gespräch und insgesamt. Auf ihrem Instagram-Account hat sie ein verweintes Selbstporträt veröffentlicht. Im Begleittext zum Foto schreibt sie über ihre Mutter, ihre ebenfalls an Krebs gestorbene Tante und über ihre Angst, selbst zu erkranken. „Ich kann keine Gefühle überspielen oder Geheimnisse für mich behalten“, sagt sie. „Ich bin ein offenes Buch, als Person und als Künstlerin.“

Sie kommt aus der kleinen Universitätsstadt Eugene im US-Bundesstaat Oregon. Pazifischer Nordwesten. Wälder und Regen. Sie verbrachte viel Zeit allein und hörte die melancholische Musik, für die diese Gegend berühmt ist. Der Einfluss von Elliott Smith ist mindestens beim traurigen Titelstück des Albums, „Soft Sounds From Another Planet“, einem schweren Walzer mit sauber ausgearbeiteter Melodie, zu hören. Ansonsten dominieren eher optimistische Töne in klanglich gänzlich verschiedenen Ästhetiken. Es gibt schwelgerischen Phil-Spector-Pop, konzisen Indierock und, im Fall der Single „Machinist“, sogar einen lebensbejahenden, na ja, Discotrack.

Nach dem Highschoolabschluss zog Zauner von Eugene nach Philadelphia, um dort kreatives Schreiben und Filmtheorie zu studieren. (Das Musikvideo zu „Machinist“ inszenierte sie selbst. Das Science-Fiction-Setting sei inspiriert von Wong Kar-Wais „2046“ und Stanley Kubricks „2001“.) Die Großstadt an der Ostküste bedeutete für die behütet aufgewachsene Zauner einen Kulturschock. In der Gegend, in der sie nun wohnte, waren Einbrüche und Überfälle nicht selten. Zur Verabschiedung, erzählt sie, sagte man nicht „Goodbye“, sondern „Be safe“. Sie gründete die Band Little Big League, mit der sie zwei wenig beachtete Alben veröffentlichte. Sie machte ihren Abschluss. Dann erkrankte ihre Mutter, und sie zog zurück nach Oregon. Sie nahm dort ein Album auf, *„Psychopomp“*, das sie dann Anfang 2016 unter dem Namen Japanese Breakfast veröffentlichte. (Obwohl der Name ihres Projekts es nahelegt, hat Zellner keine japanischen, sondern, mütterlicherseits, südkoreanische Wurzeln.)

„Psychopomp“ wurde, zu ihrer Überraschung, ein kleiner Erfolg. Der kam gerade noch rechtzeitig, denn die Hoffnung, es als Musikerin zu schaffen, hatte sie nach dem bescheidenen Erfolg von Little Big League fast aufgegeben. Sie lebte mittlerweile in New York und hatte einen richtigen Job. Sie arbeitete bei einem kleinen Unternehmen, das zu Werbezwecken Wandmalereien anfertigte. Ihre Aufgabe war es, Wände zu finden, die sich als Werbeflächen eigneten, und diese dann an Kunden zu vermieten. „Ich saß die ganze Zeit am Schreibtisch“, erzählt sie. „Und wenn ich dann abends nach Hause kam, hatte ich das Gefühl, nichts getan zu haben.“ Nach einigen Monaten kündigte sie. Dann erschien ihre erste Single, sie wurde zum Branchentreff South by Southwest eingeladen und unterschrieb gleich bei Dead Oceans, dem Label, das *„Psychopomp“* herausbrachte. Im Dezember nahm sie *„Soft Sounds From Another Planet“* auf. Es sieht nicht so aus, als müsste sie in der nächsten Zeit zurück an den Schreibtisch.

> **„Ich lebe immer von einem Tag zum nächsten“**

Das heißt, zumindest nicht unfreiwillig. Denn sie arbeitet an einem Buch, einem „food memoir“, in dem es um das Kochen und um das Trauern gehen soll. „Nach dem Tod meiner Mutter hatte ich Angst, den koreanischen Teil von mir zu verlieren“, erzählt sie. „Also habe ich angefangen, koreanische Gerichte zu kochen. So bleibe ich sowohl mit meiner Herkunft als auch mit der Herkunft meiner Mutter verbunden.“ **JAN JEKAL**

FOTO: EBRU YILDIZ

Filme, die nicht langweilen

Es tut sich was: Neue deutsche Regisseure wollen intelligent unterhalten

GODARDS ERBEN Szene aus „Der lange Sommer der Theorie“

DIE HAUPTAUFGABE: UNS glücklich zu machen.“ So sagte es eine schon ziemlich glücklich aussehende Filmregisseurin in diesem oder dem vergangenen Berliner Sommer. Sie arbeitet gerade an einem Werk über Selbstoptimierung und ist eine von drei Hauptfiguren in einem der bemerkenswertesten Filme dieses Jahres: „Der lange Sommer der Theorie“ von Irene von Alberti hatte auf dem Münchner Filmfest Premiere. Der Film ist eine großartige Komödie um drei kesse, kluge Berliner Großstadtgören, ein Film, wie ihn Godard in den 60er-Jahren gedreht hätte: formal präziser visueller Exzess und Desinteresse an Plots, aber schöne Bilder und ein Feuerwerk aus Dialogwitz. Nebenbei gibt es kleine, wohlgesetzte Bosheiten über „Vergangenheitsrechtfertigungsfilme“, Hipster und „das ganz neoliberale Gequatsche“.

Ein zweites Beispiel für einen deutschen Film, der glücklich macht: Julia Langhofs „Lomo“, ein mitunter witziges Jugendmelodram um das Erwachsenwerden, das Netz und das, was es mit uns allen macht. In so etwas wie einem Coming-of-Age-„Matrix“ führt ein Abiturient ein Doppelleben als Internet-Idol und gefällt sich als Wahrheitsgenerator für seine Umgebung.

Es scheint, als ob das deutsche Kino gerade zu etwas Neuem unterwegs ist. Wer wäre von den Dilettantismus-Etüden des sogenannten deutschen Mumblecore nicht diskret angeödet oder vom Langsamkeitsfetischismus der seit Jahren auf der Stelle tretenden Berliner Schule. Allerdings ist es gar nicht so leicht, aus diesen Nischen herauszukommen, wenn man nicht in die anderen bekannten Honigfallen für Filmemacher gehen will: „Tatort“ und Serien.

Eine gewisse neue Tendenz im deutschen Kino zeigte sich bereits in einzelnen Werken des vergangenen Jahres, wie „Wild“ von Nicolette Krebitz oder Leonie Krippendorffs „Looping“. In einer Zeit, da sich das Fernsehen im Prinzip längst aus der Filmproduktion zurückgezogen hat, in die es per Fördergesetzen zugleich hineingezwungen ist, einer Zeit zugleich, da Angst und in deren Folge das Vage oder das Unmissverständliche das Kino prägen. Da ist beispielsweise die Furcht vor Fehldeutungen oder Inanspruchnahmen einerseits und vor Ästhetizismus andererseits, die mindestens ein Dutzend Filmemacher unabhängig voneinander und fixierte Gruppen zusammen eine neue Verbindung von Spaß und Erkenntnis suchen lässt. Nach dem Motto: Wenn anspruchsvolles Kino schon von der Kulturpolitik erdrosselt wird und nur mehr prekär möglich ist, dann wollen wir uns wenigstens nicht selbst langweilen.

Das gilt auch für RP Kahls an der US-Westküste gedrehten, mit Verweisen auf Antonioni und Bataille spielenden Erotikthriller „A Thought Of Ecstasy“ oder den bereits angelaufenen Film „Selbstkritik eines bürgerlichen Hundes“, in dem Julian Radlmaier sich selbst, also den angehenden Filmemacher Julian, spielt und das Dilemma des politischen Kinos und des Filmemachens überhaupt – kann man eine Revolution finanzieren, und wenn ja, wie? wie bricht man mit Erwartungen? – mit viel Selbstironie auf den Punkt bringt. Wie man Erwartungen unterläuft, ist auch das Thema von „Stillstehen“, dem Debüt von Elisa Mishto. Die Antwort des Films: Um nichts zu tun, muss man sich bewegen. Den dazu passenden magisch-kontemplativen Score liefern Moderat.

Was ihnen allen gemein ist: Interesse und exquisiter Geschmack im Musikalischen, keine Angst vor Theorie und Lust am Spiel.

RÜDIGER SUCHSLAND

FOTO: FILMGALERIE 451

Eine auswärtige Affäre

Mit Balthazar spielt er Gitarrenrock. Nun widmet sich J. Bernardt dem R&B

LOSGESAGT
J. Bernardt

Der Mann blickt über die Schulter: Melancholisch schaut er den Betrachter an, sein langer Mantel könnte auch ein Gehrock sein. Außer einem Wanderstock in der rechten Hand trägt er nichts bei sich. Wie „Der Wanderer über dem Nebelmeer" von Caspar David Friedrich präsentiert sich Jinte Deprez, der sich jetzt als Solokünstler den Namen J. Bernardt gegeben hat, auf einem Foto bei Instagram. Doch er steht nicht erhaben auf einem Gipfel – er bahnt sich seinen Weg auf schlammigem Untergrund gen Horizont.

Entstanden ist das Foto im Rahmen des Videodrehs für den Song „Wicked Streets". Darin kreiert der Musiker, der als Gitarrist bei den belgischen Rockmusikern von Balthazar bekannt geworden ist, ein neues Künstlerbild von sich: Umgeben von zwei Musen, die stetig seinen Bart kraulen, frönt er dem Leben, der Lust und der Musik, bis sich am Ende herausstellt, dass eine der Frauen ein Android ist und stirbt.

Technoid wie die Frau in seinem Video gibt sich der Belgier bei der Interpretation seines Solodebüts. Und dennoch möchte er den Eindruck erwecken, dass der Wandel dem Zufall geschuldet sei. Deprez hat sich auch optisch verändert: Er trägt nun einen Vollbart, sein dunkles Haar ist modisch nach hinten gekämmt; er macht das womöglich, um für seine musikalische Affäre attraktiver zu sein. *„Running"* heißt das Album, das wie ein zufälliger Seitensprung wirken soll. Nicht vollkommen überraschend behauptet Deprez, die Platte sei aus einem „kathartischen Moment" entstanden: „Zu jener Zeit passierte so viel in meinem Leben, dass ich das Gefühl bekam, ich muss dieses Album jetzt schreiben, um das alles aus mir herauszuschreien. Es war eine Notwendigkeit." Mehr gibt er nicht preis.

Deprez ist nicht der erste Musiker von Balthazar, der sich auf ein Soloexperiment einlässt: Sein Bandkollege Maarten Devoldere hat es bereits Ende vergangenen Jahres mit seinem Projekt Warhaus und dessen Album *„We Fucked A Flame Into Being"* vorgemacht. Er hat sich von der Leichtigkeit der quälend schönen Rockhymnen losgesagt. Auch auf *„Running"* sucht man Gitarren vergeblich, ebenso klassische Strukturelemente wie Refrains oder Bridges. Melodien sind Loops gewichen, die Gitarren wurden gegen Synthesizerbeats getauscht. Das Album liebäugelt mit dem (für Deprez) Ungewohnten – beinahe so, als würde ihr Schöpfer die Rockmusik mit atmosphärischem R'n'B und tanzbarem HipHop betrügen.

Der Alleingang hat bei Deprez etwas Ominöses. Balthazar war zwar einigermaßen erfolgreich, aber nicht erfüllend. „Ich hatte keinerlei Ambitionen, sondern habe einfach ein bisschen Musik geschrieben und das genossen. Vorher habe ich eine ganze Menge Songs für Balthazar geschrieben. Da ist jede Menge Geld im Spiel, man wird immer bekannter, wodurch auch der Druck immer größer wird, dass man etwas richtig Gutes macht. Von meinem Soloprojekt hat sich niemand irgendetwas erwartet." Es ist eine Affäre, in die sich der 30-Jährige voll Leidenschaft gestürzt hat – ohne darüber nachzudenken, welche Konsequenzen sie für die Band hat.

Seine Zweitexistenz ist durch und durch stilisiert, dennoch scheint sie aus einer Laune heraus entstanden zu sein. Deprez bedient sich vieler Klischees, die für einen zufälligen Seitensprung dann doch zu gekünstelt sind. So sinniert er über ein gebrochenes Herz: „Calm down, my love/ When we play the soft and the rough/ Calm down, my love/ When loving you just isn't enough/ I'm cornered underneath and above/ For loving you just isn't enough." Oder über seine Angst davor, die magische Altersgrenze von 30 Jahren zu erreichen. Und er lebt dabei, wie es sich ja für eine glühende Liebschaft gehört, alles aus, was ihm sonst mit seinen festen Bandpartnern verwehrt bleibt.

Aber in wenigen Monaten schon wird Deprez/Bernardt in die bestehende Beziehung zurückgeholt: Bei Balthazar denkt man bereits über das kommende Album nach. Für Deprez bedeutet das einen festen Stichtag, bis zum Sommer des nächsten Jahres kann er allein auf Tournee gehen. „Ich habe keine Ahnung, wie es mit J. Bernardt weitergehen soll, ich bin ja schon überrascht davon, dass meine Songs im Radio gespielt werden und dass ich im Herbst auf eine Europatour gehen werde! Aber ein weiteres Soloalbum kann ich ja dann auch noch mit 70 machen ..."

J. Bernardt und sein Projekt leben von einer gewissen Plan- und Konzeptlosigkeit: alles ein bisschen vage, unüberlegt, volatil. Aber die Ungewissheit, Zerbrechlichkeit und Vergänglichkeit sind auch verdammt sexy.

HELENA DÜLL

BELGIEN

NICHT NUR POMMES

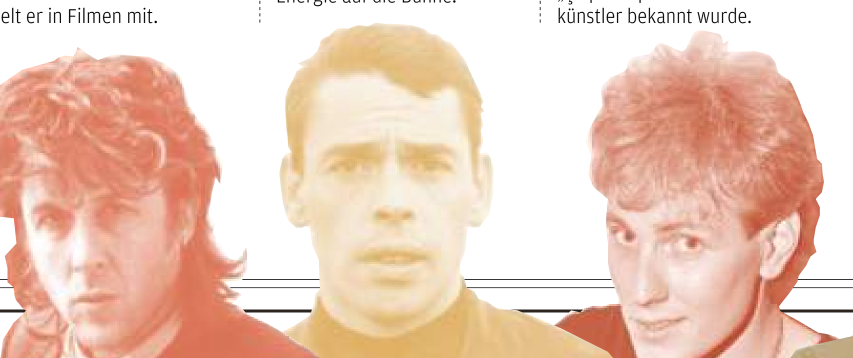
Die Belgier haben Fritten, Bier, Waffeln, Nougat. Schöne Städte auch. Für Popmusik sind sie weniger bekannt, dabei müssen sie sich nicht schämen. Vier Musiker – neben Gotye – des Landes.

ARNO
Arno Hintjens, in Belgien unter dem Mononym Arno jedem ein Begriff, raunt seine Chansons mit rauer Stimme. Hin und wieder spielt er in Filmen mit.

JACQUES BREL
Der frankophone Chansonnier („Ne me quitte pas") brachte seine Lieder mit unbändiger Energie auf die Bühne.

PLASTIC BERTRAND
Der New-Wave-Musiker spielte zunächst in der Punkband Hubble Bubble, bevor er mit „Ça plane pour moi" als Solokünstler bekannt wurde.

DEUS
Die verspulte Rockband aus Antwerpen gibt es seit 1991. Tom Barman, Sänger und Songschreiber, veröffentlichte zudem 2003 seinen Debütfilm „Any Way The Wind Blows".



FOTOS: ATHOS BUREZ, ROB VERHORST/REDFERNS, MICHAEL OCHS ARCHIVES/GETTY IMAGES, JORGEN ANGEL/REDFERNS, PAUL BERGEN/REDFERNS

DER ZWÖLFTE MANN IST EINE FRAU
Jessy Wellmer mit ihrem ersten R.E.M.-Album am Ort ihres ersten R.E.M.-Konzerts, der Berliner Waldbühne. Seit 2014 moderiert sie schon die „Sportschau am Sonntag", führt zudem bei Fußballübertragungen Interviews am Spielfeldrand. Ab der neuen Bundesligasaison übernimmt sie die Moderation der heiligen „Sportschau" am Samstag

Tor zur Welt

Ihr erstes R.E.M.-Konzert war für die „Sportschau"-Moderatorin Jessy Wellmer ein Erweckungserlebnis

Foto von Jörg Brüggemann

Mit einer Freundin aus meiner Heimatstadt Güstrow bin ich direkt aus der New-Kids-On-The-Block-Liga zu *„Automatic For The People"* gewechselt. 1995 sind wir beide allein mit dem Zug nach Berlin gefahren, um R.E.M. auf der „Monster"-Tour in der Waldbühne zu sehen. Dieses Erlebnis: hier vor Michael Stipe zu stehen und diesen amerikanischen Intellektuellen aus nächster Nähe zu sehen, hat mir wirklich das Tor vom Land zur weiten Welt geöffnet. Ich bin dann ein Jahr später für ein Jahr nach Neuseeland gegangen. Wer weiß, ob ich das sonst jemals gemacht hätte. Ich bin zwar Atheistin, aber Stipe hat mich schon auf eine sehr spezielle, fast religiöse Weise erreicht. Ich weiß noch genau, wo ich damals stand, ganz nah an der Absperrung. Drei Meter von mir war eine Gruppe Österreicher, die R.E.M. gesprochen haben, als wäre es ein Wort: „Rem! Rem! Rem!" Ich kam aus der Provinz und wollte nicht weiter auffallen, aber die haben ihre R.E.M.-Blindheit fröhlich rausgepoltert. Und dann standen wir noch neben zwei westdeutschen Grünnasen, zwei Jungs, die uns abschleppen wollten – das war das erste Mal überhaupt, dass mich jemand abschleppen wollte. „Ihr kommt ausm Osten? Sollen wir euch mal die Stadt zeigen?" Aber wir waren ja ordentliche Mädchen. Ich habe immer davon geträumt, irgendwann mal nach Miami zu fliegen, um diesen Stern vom *„Automatic For The People"*-Cover zu sehen, der da auf einem Motel installiert war. Aber irgendwann habe ich gelesen, dass ein Hurricane ihn vom Dach geholt hat.

Aufgezeichnet von Maik Brüggemeyer

Der Riese ruft!

Im zweiten Halbjahr will Apple mit neuen Produkten seine Rolle als Marktführer behaupten. Sensationen bleiben zwar aus, dafür wird an allen Ecken und Enden solide verbessert. Ein Überblick

Von Ralf Niemczyk

Der Börsenwert von Apple stieg im Mai 2017 auf über 800 Milliarden Dollar. Vom folgenden Einbruch vieler Tech- und Internet-Werte blieb zwischenzeitlich zwar auch der iPhone-, iPad- und iMac-Hersteller nicht verschont. Dennoch ist das Unternehmen aus dem kalifornischen Cupertino immer noch das am höchsten bewertete der Welt. Seit einiger Zeit leidet Apple gleichwohl am Bayern-München-Syndrom: Man ist zwar weiterhin ungeschlagener King im Ring, verliert aber schleichend an Glanz und Sexiness. Wie heißt es so schön, ganz oben ist die Luft am dünnsten. Das bestätigte sich auch Anfang Juni bei der für Apple so wichtigen Produktpräsentation WWDC, bei der dem versammelten Tekkie- und Finanz-Fachpublikum konkrete Neuentwicklungen und allerlei Zukunftsvoodoo vorgetanzt wurden. Fürs erste Halbjahr gab es zwar moderate Überarbeitungen beim iMac zu melden, diverse neue Features und Software-Updates. Aber ein echtes „one more thing" (wie der verstorbene Gründervater Steve Jobs einst wie nebenbei Produktsensationen ankündigte) war bislang nicht dabei.

Im Spätherbst oder zu Weihnachten soll der neue iMac Pro in den Handel kommen. Angekündigt sind extrem schnelle Prozessoren, superduper Grafikkarten und auch sonst alles vom Allerfeinsten. Ein professionelles Tool für Designer, Stoffentwickler und High-End-Nerds, das seinen Preis wert sein wird. Der iMac Pro ist für Apple keine Riesenumsatzmaschine, für den Massenmarkt ist das Gerät zu teuer. Ungemein wichtig ist es aber weiterhin für die Aura der Firma als Gerätemacherin für die kreativen Eliten.

Die neuen iPhones, insbesondere die verschiedenen Modelle des iPhone 8, sind da schon spielentscheidender. Ausgerüstet mit OLED-Displays und 3-D-Fähigkeiten sollen sie die immer stärker werdende Konkurrenz auf Abstand halten. In den USA redet man schon von einem „super cycle", den das iPhone 8 auslösen soll: einer sich selbst hochjazzenden Verkaufswelle.

Ein wenig hintendrein kommt Apple mit seinem Lautsprechersystem HomePod, das ähnlich wie das bereits vorgestellte Amazon-Teil Echo (siehe RS 5/2017) eine digitale Soundbox mit Sprachfunktion ist. Hier kommt die hauseigene Technik namens Siri zum Einsatz, die mit anderen Gewerken des Hauses kommuniziert und mit der Zeit immer schlauer und informierter wird. Auch hier keine Erdrutschentwicklung, sondern Produktdiversifikation auf breiter Front. Dass dann noch, last but not least, die Apple Watch aufgemöbelt und die verbesserte Software iOS 11 eingeführt wird, ist zwar eher für Spezialisten interessant. Doch das Apple-Imperium lebt. Und blüht.



IPAD PRO

Das Basisformat wurde von 9,7 auf 10,5 Zoll vergrößert. Fast rahmenloses Displaydesign. 10,5 Stunden Akkulaufzeit. OLED-Displays sollen 2018 kommen

GADGETS

DIE ZEIT DRÄNGT

Zwischen Vision und Alltag: Diese Modelle kann man bald kaufen



HOMEPOD

Drahtloser Mehrzimmerlautsprecher, WLAN nach AC-Standard, Subwoofer, sieben Hochtöner. Sprachassistentin Siri nimmt Wünsche entgegen

WATCHOS4

Update der einstigen Zukunftsuhr mit vielen neuen Features. Das neue digitale Zifferblatt gibt Hilfestellung beim Fitnessprogramm

POLITIK & ALLTAG

Wen soll man bloß wählen?

„Eigentlich gar niemand, oder?" Mit dieser Haltung haben es sich zu viele Leute zu lange bequem gemacht. Doch die bringt uns nicht weiter

VON PETER UNFRIED

ESSEN GEGANGEN AM KOTTBUSSER Damm, koreanisch, also mit Tischgrill. Unter Rauchwolken Kinder und Schulprobleme durchgehechelt, die unerträgliche Fahrradfahrersituation in dieser Hauptstadtprovinz plus die Trennungen der anderen und die Neuzugänge unserer Clubs. Super Stimmung. Irgendwann aber leider die Frage des Jahres: Wen soll man bei der Bundestagswahl wählen? Sofort matte Gesichter und Falten, die nicht nur vom Alter kommen. „Eigentlich gar niemand, oder?" Leichter Ekel tropft auf den Tisch. Aus dem Grill schlagen die Flammen hoch.

Alle waren wir utopisch drauf, als wir jung waren und dachten, dass es jetzt losginge. Womit auch immer. Tja, und dann ging es los. Jetzt sind diejenigen selig im Geiste, die sich schon vor Jahren zur Linkspartei abgesetzt haben. Der Rest wird langsam unruhig.

Die Grünen-Spitzenkandidaten? Och nö. Zu angepasst. Ja, wenn dieser verwuschelte Küstentyp anträte … Die SPD? Hat doch schon im Ersten Weltkrieg alles mitgemacht. Und dann noch Hartz. Kohlekraftwerke. Nahles. Na ja, Olaf Scholz vielleicht. Obwohl, der ist doch auch nicht links? Die FDP niemals! Früher, mit dem sozialliberalen Dingsbums, das war okay, aber Hotelsteuer. Und wie dieser Lindner schaut, da schüttelt's mich richtig. Merkel, okay. Aber. Da hängt doch Seehofer dran mit seinen Bayerntrotteln. Der Erdogan-Deal, ganz schlimm, die Balkanroute, die ertrinkenden Menschen im Mittelmeer und dann noch die Maut, das ist für mich nicht wählbar.

Klimawandel, Globalisierung, Digitalisierung, Völkerwanderung, Orangenhaut, Prostata – Mist aber auch. Die auswendig gelernten Sätze werden zwar noch runtergebetet, aber man merkt an so einem Abend auch, dass sie nicht mehr die Kraft von Wahrheiten haben. Es wird langsam echt schwierig, in seinem Ja-wenn-es-mehr-so-Leute-wie-mich-gäbe-Galaland eingekapselt zu bleiben.

Das könnte ein gutes Zeichen sein, weil etwas aufbricht und es nur noch eine Frage der Zeit ist, bevor die Menschen einsehen, dass Parteien keine Identitätsprojektionen für eine kindliche Traumwelt sind, sondern ein essenzieller Bestandteil einer pluralistischen Demokratie. Wer sie stärken und verteidigen will, der kann jede demokratische Partei wählen. Aber seit wann sieht irgendjemand irgendetwas ein und wäre denn Wählen die klare „Haltung", die jetzt ständig beschworen wird?

„Herz. Haltung. Hayali.": So wird beim ZDF eine Sommerschwatzrunde beworben. Auch jedes Nachrichtenabschreibmedium wirbt damit, dass man mit seinem Konsum die richtige kritische Haltung bekommt. Buy one, get one free. Super.

Blöd ist nur, dass Journalisten auch nicht wissen, was kritische Haltung sein soll, wenn die Gesellschafts- und „System"-Kritiker jetzt von rechts außen kommen.

Auch sie wissen nicht, ob sie eisenhart ihren alten Sermon runterbeten sollen, um zu zeigen, dass sie standhalten, oder womöglich doch offensiv die eigenen Verwirrungen erkunden. Das wäre eine neue Haltung, aber wenn die anderen Checker das ablehnen, ist man als Nonkonformist plötzlich wirklich in der Minderheit. Und das will ja auch keiner.

Als der koreanische Ober zum Tisch eilt, um eine akute Löschaktion einzuleiten, ist das Gespräch zu Andreas Gabalier weitergezogen, offenbar einem „Deppen". Die Lederhose, die Musik, und bestimmt ist der auch frauenfeindlich. Schlimm, das alles. Es wird böse enden. Also, Leute, ich glaube, ich brauch jetzt noch etwas Härteres zum Verdauen. Hier oder noch in eine Bar?

Machen Sie 250, stimmt so.



Peter Unfried ist Chefreporter der „taz". In der nächsten Ausgabe schreibt an dieser Stelle wieder Jenni Zylka

ILLUSTRATION: FRIEDERIKE JOHN

Selbstfindung in Südamerika



HOSEN STATT KLEIDER Lucy Rose

Hippiefolk im T-Shirt: Lucy Rose vagabundiert jenseits der Frauenmagazine

LUCY ROSE SIEHT IN DIE RUNDEN Augen ihres hellbraunen Rauhaardackels, Josie. Und die runden Augen blicken zurück. „Ich liebe sie über alles", sagt Rose. „Aber ich habe Angst, dass alle denken: Was für ein stinkendes Tier!"

„Sie riecht einfach nach Hund", beruhigt sie ihr Mann, Will Morris, während er ein Mikrokabel entwirrt. Das junge Ehepaar bereitet gerade die Präsentation von Lucy Rose' neuem Album, *„Something's Changing"*, in einem hippen Londoner Hotel vor. Man merkt, sie sind ein eingespieltes Team.

2012 und 2015 hatte Lucy Rose die zwei Alben *„Like I Used To"* und *„Work It Out"* herausgebracht, war mit Bands wie Bombay Bicycle Club und Noah And The Whale auf Tournee gegangen und danach wieder am Ausgangspunkt angelangt: ohne Management oder Label, aber immerhin mit einer Inbox voller Nachrichten von weit entfernten Fans, erstaunlich viele davon aus Südamerika, wo ihre Musik nur per Stream präsent war. Dazu immer wieder die Frage: „Wann spielst Du mal bei uns?" Also beschloss Rose, die Leute beim Wort zu nehmen: „Wenn du mir ein Konzert organisierst, komme ich."

Beflügelt von reichlich Optimismus und gegenseitigem Menschenvertrauen akkumulierte sich aus diesen transatlantischen Korrespondenzen der Plan zu einer achtwöchigen Rundreise quer über den Kontinent, samt Rucksack, Gitarre und nützlichem Ehemann, jedoch ohne Hund (der blieb bei Rose' Eltern im Lake District). Per Bus, Bahn und Flugzeug ging es durch Ekuador, Chile, Argentinien, Paraguay, Uruguay, Brasilien und Mexiko. Der erste spanische Satz, den Lucy Rose dabei lernte, war „Siempre tengo hambre – ich habe immer Hunger. Ich esse nämlich andauernd!" Das sieht man ihr nicht an. „Ich weiß. Ich muss ein Verdauungsproblem haben. Wenn ich nichts gegessen habe, fehlt mir jede Energie." Gott sei Dank gab es damit in Südamerika kein Problem. „Egal wo wir hinkamen, steckte die Mutter des Hauses unsere Kleider in die Waschmaschine und hatte sofort die unglaublichsten Speisen parat. Mir gefällt, dass Ekuador und Peru darüber streiten, wer Ceviche erfunden hat. Und Peru und Chile streiten darüber, wem der Pisco gehört. Ich habe viel gelernt, alles war neu. Ich spielte in winzigen Städtchen vor Leuten, die noch nie ihren Heimatort verlassen hatten. Wir waren 16 Stunden mit dem Bus gefahren, um ihre Stadt zu erreichen. Das gab ihnen das Gefühl, dass sie eine Rolle spielen."

Skeptiker werden hier kolonialen Missionsgeist wittern, aber Rose ist wohl bewusst, dass sie die angloamerikanische Popkultur nicht erst zu exportieren brauchte. „Viele Leute dort sagten mir: Ich fühle mich, als wäre ich mit einem fremdländischen Geist geboren. Ich sehe meine Kultur, höre die Musik meines Landes, die eigentlich zu mir sprechen sollte, aber ich spüre keine Verbindung. Und dann geh ich ins Internet und fühle mich sofort mit dem verbunden, was ich dort finde."

Folgerichtig ist Rose' neues Album auch bloß thematisch, nicht musikalisch von ihrer südamerikanischen Erfahrung inspiriert. Ihr Sound streunt nie weit jenseits ihrer bisherigen Vorliebe für mit Country- und Soul-Anklängen durchsetzten Indiefolk. Wenn überhaupt, stößt sie bloß weiter in Richtung seiner Wurzeln vor. Beim Soundcheck singt Rose etwa einen an die große Judee Sill erinnernden Song mit dem Titel „Find Myself", der nicht davor zurückscheut, das Klischee beim Namen zu nennen: Jawohl, die 27-Jährige hat sich auf der anderen Seite der Welt selbst gefunden. Sie hat ihre Selbstzweifel abgelegt als eine Frau mit Bühnenberuf, die sich nur in Jeans und T-Shirts wohlfühlt: „Wie oft hatte ich das gehört: Wir sollten dir eine Stylistin besorgen – du kannst nicht tragen, was andere Mädchen tragen, sonst können sie dich nicht als Idol verehren. Auf meiner Reise dagegen hatte ich nichts als einen Rucksack mit zehn T-Shirts mit. Das war alles, was ich auf der Bühne anziehen konnte, und niemand scherte sich darum. Keiner sagte, mein Gig sei deshalb weniger gut gewesen. Da fragte ich mich schon, wovon die Leute hier überhaupt reden."

Das Lied zu dieser Erkenntnis ist eines der stärksten auf *„Something's Changing"*: das vom Geist der McGarrigle-Schwestern beseelte „Floral Dresses": „Ich will kein Blümchenkleid anziehen, keinen Schmuck tragen und meine Lippen nicht anmalen", erklärt Rose fast wortgleich mit dem Refrain ihres Songs. „Manchmal blättere ich in Frauenmagazinen, und ich kann mich mit niemandem darin identifizieren. Aber da drüben traf ich all diese Mädchen, die genauso dachten wie ich. Und das machte mich stark genug, um das auch auszusprechen und davon zu singen."

ROBERT ROTIFER

FOTO: LAURA LEWIS PHOTOGRAPHY



WAHLRECHT FÜR TEENS Declan McKenna

Sepp Blatters Nemesis

Britpop-Protest mit 18: Declan McKenna hat gegen jedes Übel einen Song

VON DEN BRITISCHEN Medien wird Declan McKenna schon seit Monaten auf Hype gebürstet: Die BBC setzte den 18-jährigen Songwriter aus Hertfordshire Anfang des Jahres auf die Liste der hoffnungsvollsten Newcomer 2017. „Ein aufgehender Stern", schreibt der „NME". Der „Evening Standard" nennt ihn „die Stimme der Generation Z, die die Ängste und Hoffnungen der Post-Millennials in mitreißende Lieder packt".

Tatsächlich findet man unter Musikern seines zarten Alters kaum einen, der ein so ausgeprägtes Sendungsbewusstsein hat wie Declan McKenna. Jede seiner bislang veröffentlichten Singles widmet sich einem anderen Übel, von rechten Fernsehmoderatoren („Isombard") über religiöse Fanatiker („Bethlehem") bis zu der nach wie vor angewandten Konversionstherapie bei Homosexuellen („Paracetamol"). In „Brazil" attackierte McKenna 2015 selbst die FIFA unter Sepp Blatter. Bei Konzerten fordert der 1998 geborene Musiker das Wahlrecht mit 16. Auf seinen Social-Media-Kanälen ermutigt er seine Fans, sich in die Tagespolitik einzumischen.

McKenna möchte ein lebender Beweis dafür sein, dass seine Generation nicht apathisch und unpolitisch ist, ein Vorwurf, den er auch in seinem Song „The Kids Don't Wanna Come Home" aufgreift. „Jüngere Leute werden von älteren nicht ernst genommen. Das war doch immer so", erklärt der Songwriter. „Dabei sind die meisten 16-Jährigen klug genug, um fundierte Entscheidungen zu treffen. Ich habe ja auch viele Erfahrungen gemacht, bevor ich 17 war – aber wählen durfte ich nicht."

McKenna wirkt nicht gerade wie ein junger Revoluzzer, eher wie ein Teenie von nebenan. Seine Vorliebe für Ringelshirts und Latzhosen lässt ihn sogar noch jünger wirken, als er eigentlich ist. Normalerweise. Heute wirkt er wie ein Rockstar, der gerade aus einem verwüsteten Hotelzimmer getaumelt ist. Um seine müden Augen blättert schwarzes Make-up. Die Haut ist fettig, die Haare strähnig. Sein Tag war hart und ist noch lange nicht zu Ende. Die Schminke – Optik „verheulte Diva" – stammt noch von einem Fotoshooting, für das er kurz vor acht auf der Matte stehen musste. Danach fuhr er direkt zu den Interviewterminen und zum Soundcheck. Es blieb nicht einmal Zeit zum Duschen. „Ich bin schon ziemlich fertig. Aber es ist auch alles sehr aufregend. Und noch kann ich die Städte auseinanderhalten, in denen ich bin. Aber frag mich in ein paar Tagen noch mal", sagt er und hustet trocken, während eine Barkraft im Hintergrund zum Klang von „Wonderwall" die Theke wischt. McKenna dreht sich um: „Wer hat *das* denn aufgelegt?"

Obwohl er gerade viel HipHop von Yung Lean und MF Doom hört, klingen die elf Lieder seines Debüts, *„What Do You Think About The Car?"*, nach ebenso melodieseligem Britpop, der, je nachdem ob er gerade in Richtung Pop oder Elektronik ausschert, gleichermaßen Erinnerungen an Jamie T, George Ezra oder MGMT wachruft. „Ich glaube, der Sound meines Albums ist nicht an eine bestimmte Zeit geknüpft", sagt McKenna selbstbewusst. „Viele Lieder sind auch schon ein paar Jahre alt. Ich mag sie aber immer noch, auch wenn ich mich heute für einen besseren Songwriter halte."

Nachdem er 2015 den Talentwettbewerb des Glastonbury-Festivals gewonnen hatte, buhlten angeblich 40 Plattenfirmen darum, ihn unter Vertrag zu nehmen. Sein Debüt erscheint nun bei Columbia. Obwohl McKenna sonst nicht an altehrwürdige Institutionen glaubt, fühlt er sich bei dem Major gut aufgehoben. „Ich finde es schwierig, eine Karriere im Musikbiz allein zu stemmen. Ich bewundere Leute, die es ohne schaffen – für einen Jungen aus der Arbeiterklasse wie mich war das unrealistisch. Aufnehmen, touren, promoten, das ist verrückt teuer. Das Wichtigste ist doch, sich dabei einfach treu zu bleiben."

Ganz so selbstgewiss lief es dann aber doch nicht ab. Das Veröffentlichungsdatum des Debüts wurde um mehrere Monate verschoben, auch das Video zu „Brazil" wurde noch einmal neu gedreht. Statt als androgyner Emo-Boy der ersten Version inszeniert McKenna sich nun als smarter Glampopper in einem bunten Universum. Mit Scham wegen des Frühwerks hat das jedoch nichts zu tun. „Im Internet kursieren peinliche Fotos von mir, als ich elf war. Die haben Fans vermutlich von meiner privaten Facebook-Seite. Ich bin noch jung, ich werde mich sowieso ständig weiterentwickeln. Und wenn eines Tages irgendwas peinlich wirkt – na und?"

Um dabei trotzdem nicht allzu weit vom Pfad abzukommen, hat Declan McKenna sich einen Leitspruch für seine Karriere zurechtgelegt: „Jedes Mal wenn ich nicht weiterweiß, frage ich mich: Was würde David Bowie machen? Und das klappt auch erstaunlich gut, weil er so viele verschiedene Inspirationen gut umgesetzt hat." McKenna lächelt und blickt zur Decke. „Wie alt war Bowie noch mal, als er *‚Hunky Dory'* aufnahm? 24? Da habe ich ja noch Zeit."

This kid is alright.

FABIAN PELTSCH

FOTO: SONY MUSIC

Kaltes klares Wasser

Das Wasser ist an allem schuld: an Dürre, Überschwemmung und nun auch noch daran, dass Til Schweiger als Abzocker dasteht

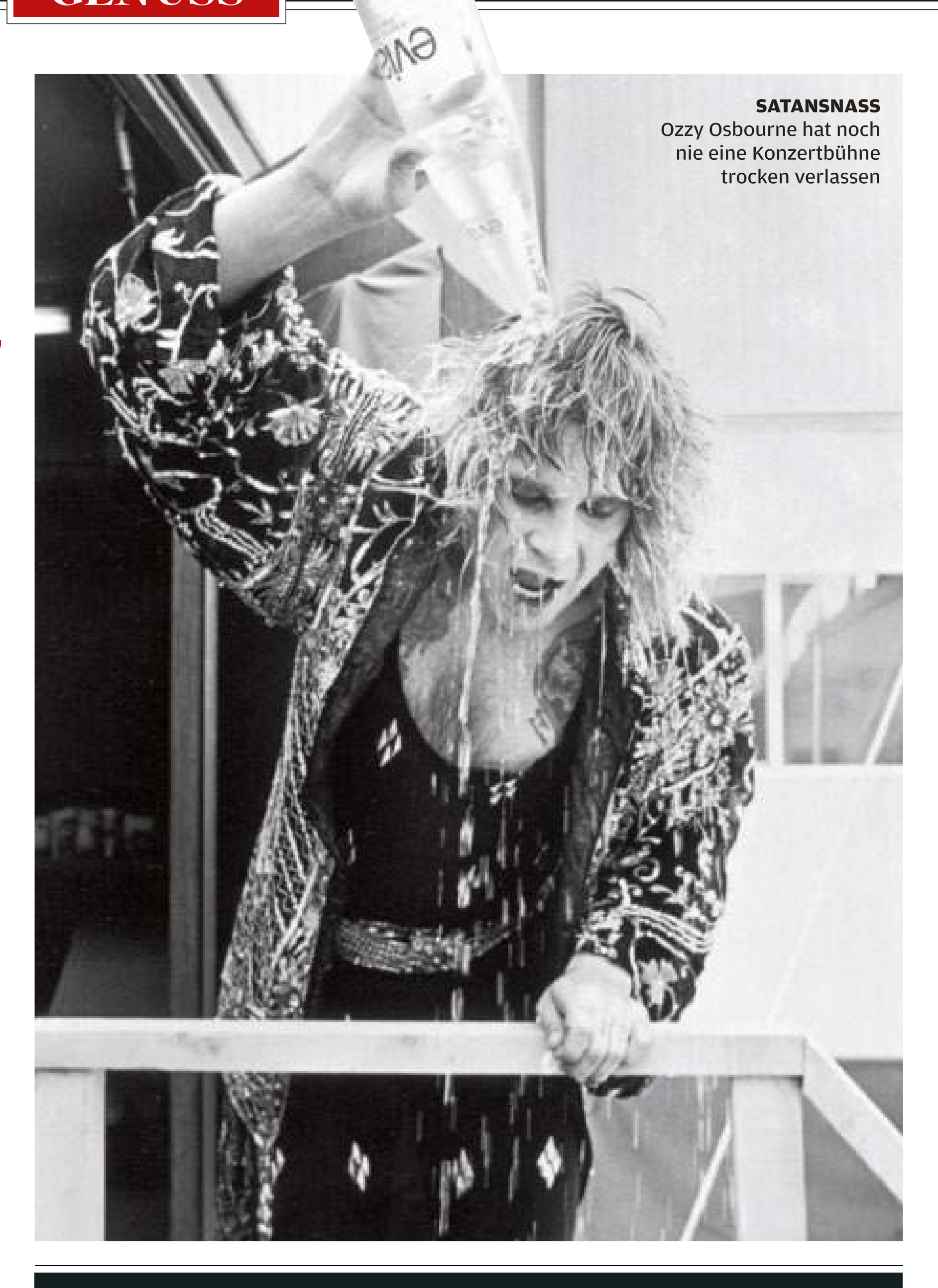
Von Gunter Blank

Am Anfang waren bekanntlich der Geist Gottes sowie das Wasser. Doch im Unterschied zur Spirituose, in vielen Kulturen auch als „Wasser des Lebens" apostrophiert, wird das gemeine Trinkwasser nur selten gewürdigt. Wenige besingen es, kaum einer weiß es wirklich zu schätzen. Wasser ist dabei längst nicht gleich Wasser und hat wie alles im Leben seinen Preis, auch wenn viele immer noch glauben, es käme wie einst der Strom aus der Dose einfach so aus dem Hahn. Symptomatisch für den selbstvergessenen Umgang der Deutschen mit dem kühlen Nass ist die Posse, die unlängst die „Hamburger Morgenpost" mit dem Schauspieler Til Schweiger veranstaltete. Der ist Besitzer einer Gaststätte, in der für einen Liter Wasser 4,20 Euro berechnet werden. Und zwar nicht für irgendein in tibetanischen Tonkrügen herbeigeschafftes Himalayawasser, sondern für schnödes Leitungswasser, das auf der Kostenseite mit 0,4 Cent zu Buche schlägt und allenfalls durch kurze Filtrierung ein wenig veredelt wurde. Skandal!, blökte der Boulevard und bezichtigte Schweiger unter lautem Beifall niederträchtigster Abzocke.

Doch gemach. Offenbar haben die Empörten noch nie etwas von Gegenfinanzierung gehört. Schweigers Restaurantpreise sind nämlich für Hamburger Maßstäbe prinzipiell moderat. Ein Weizen kostet bei ihm 4,50 Euro, und niemand würde meckern, kostete es fünf. Nicht anders verhält es sich mit Speisen und Drinks. Auch wenn alles ein, zwei Euro teurer wäre, könnte man nicht ernsthaft von Wucher reden. Nur wirkte die Karte dann nicht mehr verlockend günstig, sondern nur noch preiswert. Und genau deshalb werden die als verlockend günstig empfundenen Speisen über das hochprofitable Wasser gegenfinanziert. There ain't no such thing as a free lunch.

Dasselbe Prinzip hat der Anarchoromantiker und einstige Sänger der Westberliner Punkband Mekanik Destrüktiw Komandöh, Volker Hauptvogel, schon Mitte der Achtziger in seinem legendären Restaurant Storch angewendet. Dort kostete eine Flasche Wasser zehn Mark. Dafür gab es Elsässer Schäufele für 15 und ein Kalbsbrieschen für 18 Mark. Das bot zahllosen aufstrebenden Punkrockern die Chance, in der Gastrowüste Berlin ein selbst höchsten Ansprüchen der französischen Küche gerecht werdendes Mahl zu sich zu nehmen.

Letzteres wird man mit Blick auf Til Schweigers Speisekarte nicht unbedingt sagen können, dennoch wirft die Posse ein Schlaglicht auf das veränderte Verhältnis zum Wasser. Früher klingelte samstags der Sprudelmann und brachte Reich und Arm die gleiche Kiste. Heute leisten sich viele Restaurants bereits einen Wassersommelier, der zu Fisch und Fleisch die passenden Sorten vorschlägt, während eine wachsende Zahl von Biosnobs sich mit Himalayawasser oder aufgetauten Eisbergen gegen Krebs und Leukämie wappnet. Nachdem zahllose Tests ergeben haben, dass nicht wenige Billigwässer besser schmecken als die teuren Marken, wollen wir uns in diese Diskussion gar nicht erst einmischen. Stattdessen fordern wir – und zwar einzig aus ästhetischen Gründen – die Abschaffung der PET- und die Rückkehr der Glasflasche. Dann würde das günstigste Wasser aus dem Discounter vielleicht 22 statt 13 Cent pro Liter kosten, aber doppelt so gut schmecken. Und das wäre fast schon Kommunismus.



SATANSNASS Ozzy Osbourne hat noch nie eine Konzertbühne trocken verlassen

GEGEN DEN DURST

Songs über Bier und Booze sind Legion, die Freuden des Wassertrinkens dagegen werden viel zu selten besungen. Wir haben die fünf schönsten Songs ausgesucht.

1. HANK WILLIAMS: COOL WATER (1948)
Ein Mann und sein Maultier trotzen den Versuchungen des Teufels. Nicht einmal in der Bibel wurden Todesqual und Epiphanie des Verdurstenden (vulgo Fata Morgana) eindringlicher besungen.

2. BLACK UHURU: DREAD IN THE MOUNTAIN (1986)
Paradiesisch im recht eigentlichen Sinne wird es bei Black Uhuru, wenn Natty Dreadlocks mosesgleich ins Gebirge aufsteigt, um kühles Wasser aus der Quelle zu genießen.

3. ÁNGEL VARGAS & ORQUESTA ÁNGEL D'AGOSTINO: PAN Y AGUA (1945)
Während sich die Freunde an Tango und Champagner berauschen, sitzt der Mörder aus Eifersucht bei Wasser und Brot in seiner Zelle und räsoniert über die Fährnisse des Lebens. Große Kunst eines unterschätzten Tango-Crooners.

4. GUY BÉART: L'EAU VIVE (1958)
Andere vergleichen ihre Liebsten mit Juwelen, Guy Béart die seine mit klarem Quellwasser, in das er dürstend sich versenkt.



KALTES WASSER, KLARES COVER Malaria, 1982

5. MALARIA!: KALTES KLARES WASSER (1982)
Auch bei den Westberliner New-Wave-Ikonen ist das Wasser erotisiert, allerdings erinnert der Song zugleich ein wenig an den deutschen Waschzwang. Trotzdem bekam eine Generation beinharter Punks allein vom Hören ganz spröde Lippen. (Siehe auch 1.: Hank Williams, „Cool Water")

FOTO: DAVID MCGOUGH / KONTRIBUTOR/ GETTY IMAGES

FERNSEH-FREUND

Dr. Haus

Eckart von Hirschhausen bestaunt in der ARD das Wunder der Geburt

VON ARNE WILLANDER

Man könnte Dr. Eckart von Hirschhausen in der Nacht aus dem Schlaf reißen, und er würde grinsen. Er griente wahrscheinlich, als er zur Welt kam. In „Hirschhausens Check-up“ lernen wir Eckart von Hirschhausens Mutter kennen. Der Doktor hat bereits Altenheime und Psychotherapeuten besucht und festgestellt, dass Menschen alt und krank werden. Jetzt stellt er fest, dass Menschen geboren werden. Mutter lächelt mild. Sie hat Eckart immer machen lassen. Sie blättern in Fotoalben. „Kaum zu glauben, dass ich mal blonde Locken hatte“, wundert er sich. Sein Haar ist noch immer wellig, aber dunkel und grau meliert, man kann nicht genau sagen, welche Farbe es hat.

Man kann auch nicht genau sagen, was Eckart von Hirschhausen ist. Er ist Arzt, aber seine Eltern waren überrascht, als er aus „Wissenschaftsjournalismus, Zauberei und Kabarett“ einen Beruf machte. Eckart von Hirschhausen ist vielleicht der einzige Mensch, der diesen Beruf ausübt. Er schreibt Bücher, er steht auf Bühnen, er leitet Quiz- und Talkshows im Fernsehen und ist Gast in Quiz- und Talkshows im Fernsehen.

Zum 50. Geburtstag hat er sich die Reihe „Check-up“ in der ARD geschenkt. Heute kehrt Hirschhausen an die Charité zurück, wo er vor 20 Jahren gewirkt hat, um auf der Geburtsstation nach dem Rechten zu sehen. Zwei Reporter, die auf der Straße nach Geburten forschen, verabschieden ihn mit Proviant und dem fröhlichen Zuruf „Lass dir kein Kind andrehen!“. Vor der Eingangstür der Säuglingsstation sagt er in die Gegensprechanlage, dass er keine Masern und keinen Durchfall hat. Er grinst. Die diensthabende Schwester sagt, dass man ihn schon erwartet hat. „Das freut mich“, sagt Hirschhausen. Er gluckst vor Wonne. „Können Sie sich noch an mich erinnern?“, fragt er die Schwester. Sie ist schon lange da. Wer könnte sich nicht an ihn erinnern?

Eine beruhigende Frauenstimme erklärt aus dem Off: „Schon im fünften Monat erkennt der Fötus die Stimme der Mutter, das ist erwiesen.“ Wie das wohl erwiesen wurde? Ein alter Bekannter erkennt Hirschhausen. „Du bist jetzt Chefarzt“, sagt Hirschhausen. Der Chefarzt geht wieder. Aus dem Off sülzt „Angels“. Die beruhigende Frauenstimme sagt: „Jede dritte Geburt ist heute ein Kaiserschnitt. Der Trend zum Kaiserschnitt ist umstritten.“ Die Beatles delirieren „I Want To Hold Your Hand“. Hirschhausen sagt, dass die Säuglinge keinen Arzt sehen wollen, sondern ihre Mutter. Die Frauenstimme sagt, dass nur wenige Geburten zu Hause stattfinden – die Frauen vertrauen der Klinik. Tom Petty knarzt, man sieht Neugeborene und benommene Mütter, die von Glück stammeln, Simon & Garfunkel singen „Bridge Over Troubled Water“, eine Frau in der Fußgängerzone sagt, das Erlebnis der Geburt sei auf der Skala des Erlebens von 1 bis 10 eine klare 10, eine andere Frau sagt, es sei eine 1. „With A Little Help From My Friends“ ertönt.

Man sieht, wie ein Säugling, der beinahe an einer Darmverschlingung gestorben wäre, mit Zithermusik beruhigt wird. Die Musiktherapie, heißt es, hilft bei der Gesundung. Vielleicht seichen deshalb immerzu sentimentale Songs, während die Frauenstimme sagt: „Nirgendwo liegen Leben und Tod so nah beieinander wie bei der Geburt.“ Hirschhausen weiß auch nicht, ob die Diagnose mit Ultraschall immer ein Segen ist. Eltern von Kindern mit Downsyndrom werden von der Seite angeschaut, behauptet er, die Leute wollen sagen: „War das denn nötig?“

Dr. Eckart von Hirschhausen gluckst. Er sagt: „Das Wunderbarste an Wundern ist, dass sie manchmal wirklich geschehen.“



Der Autor hat „Hirschhausens Check-up“ fast so gern gesehen wie die Marx Brothers in der Oper, im Zirkus und auf der Rennbahn.

ILLUSTRATION: FRIEDERIKE JOHN

Menschenforscher



SOZIALES GEWISSEN US-Autor Richard Russo

Pulitzerpreisträger Richard Russo schaut auf die Verlierer des amerikanischen Traums

CHIEF RAYMER, DER PROTagonist in Richard Russos neuem, backsteindickem Roman „Ein Mann der Tat“, hat es nicht leicht. Die Routine seines Polizeialltags hat seinen Elan fast völlig aufgezehrt. Und seit dem jähen Unfalltod seiner Frau, Becka, die in den heimischen vier Wänden die Treppe herunterfiel, schlägt er sich mit Zweifeln an seinem Dasein als Polizeichef des fiktiven US-Kaffs North Barth im Bundesstaat New York im Speziellen und seinem Leben als Mensch im Allgemeinen herum. Obendrein hadert der Kerl nicht nur mit seinen disparaten Gefühlen für seine farbige Kollegin Charice, sondern er versucht auch noch dahinterzukommen, mit wem Becka ihn hinterging, ehe sie ihr Leben am unteren Absatz der hauseigenen Treppe ließ.

So weit die Ausgangslage des inzwischen sechsten auf Deutsch vorliegenden Romans des 2002 mit dem Pulitzerpreis ausgezeichneten US-Autors Richard Russo, der über sein Schreiben sagt: „Meine Geschichten haben eigentlich alle dasselbe Thema. Ich will von Amerika erzählen, wie Menschen aus verschiedenen Schichten und unterschiedlichen Familien es erleben.“ Amerika sei für ihn „das große Versprechen, das es gar nicht einlösen kann. Denn diesem amerikanischen Traum steht eine Struktur sozialer Klassen entgegen, deren Existenz wir uns nicht gern eingestehen.“

Und genau da leuchtet der 1949 in Johnstown/New York geborene Russo mit seinen immer ruhigen, wunderbar einfachen Sätzen immer wieder hin: in jene prekären Lebensnischen im „Rostgürtel“ im Nordosten der USA, wo die Abgehängten und vom US-Establishment Vergessenen entlang der Großen Seen über Chicago, Detroit und Cleveland hinweg verrotten. Um von deren zumeist sinnlosem Ringen zu erzählen, nutzt er die Bühne Kleinstadt, zuletzt im Rahmen seines meisterhaften Epos „Diese gottverdammten Träume“ von 2001 (dt. 2016).

„Ein Mann der Tat“ heißt im Original „Everybody's Fool“ und ist eine Art Sequel zu dem in den Achtzigern am selben Ort spielenden Roman „Nobody's Fool“ von 1993, der ein Jahr später von Robert Benton mit Paul Newman in der Hauptrolle verfilmt wurde und jetzt unter dem Titel „Ein grundzufriedener Mann“ in einer Neuübersetzung erscheint. Russo erzählt die Geschichte des charismatischen und vergnügungssüchtigen in die Jahre gekommenen Draufgängers Sully, den auf den letzten Metern plötzlich der Ernst des Lebens einholt und kräftig durchrüttelt. Es ist eine helle Freude, die beiden Romane nun hinter- und nebeneinander zu lesen, hin und her zu springen zwischen dem Kleinstadtleben in North Barth von damals und dem von heute. In „Ein Mann der Tat“ genügt ihm die Erzählspanne eines einzigen hitzeflirrenden Maiwochenendes rund um den Memorial Day, um eine Handvoll Figuren samt ihren Verwerfungen, ihrem Irrwitz und ihrem kleinstädtischen Trotz lebendig werden zu lassen. Er porträtiert sie als Gefangene der dürren Ödnis des „stockkonservativen, schneeweißen“ North Barth, zwischen „schalem Bier, kapitulierenden Klosteinen“ und Präriegras, das durch die staubig-leeren Straßen kollert wie durch eine verlassene Westernfilmkulisse.

Dabei setzt Russo mit Blick für das Kleine, Allzumenschliche auf den Charme und die Wirkung der Kleinstadtgroteske, angefangen bei Raymers slapstickartigem Sturz ins offene Grab des örtlichen Richters, den man feierlich zu Grabe zu tragen gedenkt, bis hin zu all den anderen kleineren und größeren Katastrophen, die das Nest im Lauf der sich wunderbar langsam abspulenden 686 Buchseiten ereilen. Vom Einstürzen einer Fabrikmauer, die ein Opfer fordert, bis zum Platzen einer Abwasserleitung, aus der ein beißender Gestank entweicht, schildert Russo alles mit dem gütigen Blick des Menschenfreunds, der all den Verlierern des amerikanischen Traums ihre vor langer Zeit verloren gegangene Würde zurückgibt.

„Für mich ist das Interessante an Kleinstädten immer gewesen, dass sie wie Schmelztiegel funktionieren“, sagte Russo einmal. „Denn sie sind auf ihre Weise sehr exemplarisch.“ So schwingt sich der Amerikaner unversehens zum Sprecher all jener auf, die für die Eliten bloß noch Verachtung übrighaben. Es sind Menschen, wie J. D. Vance sie zuletzt in seinem autobiografischen Bestseller „Hillbilly-Elegie“ bildhaft porträtierte.

Denn trotz eines Bürgermeisters, der gegen alle Logik unverdrossen von einer nahenden Blütezeit fantasiert, steht das Leben in Barth längst mehr oder weniger still: Die heißen Mineralquellen sind zu Schlammlöchern verkommen, in denen die Sumpffliegen hausen, und Investoren umgehen das Kaff wie ein von der Pest verseuchtes, gottloses Stück Land, während die verhasste Nachbargemeinde Schuyler Springs prosperiert.

Ähnlich wie in seinem Bestseller „Diese gottverdammten Träume“ erweist Russo sich in „Ein Mann der Tat“ als Menschenforscher mit äußerst präzisem Blick, der zugleich weiß, dass auf dem Grund aller Tragik immer auch ein Fünkchen Komik lebt. Und so hört man in seinen Anekdoten immer dann ein befreiendes Hohngelächter, wenn das Ende der Fahnenstange, an der ein schlaffes US-Banner hängt, mal wieder erreicht zu sein scheint.

„Die Leute, über die ich schreibe, haben im Leben nie Glück gehabt – sie sind irgendwo stecken geblieben“, bekannte Russo kürzlich in einem Interview. „Sie haben nichts, was ihnen aus ihrer schwierigen Situation heraushelfen könnte: keine Ausbildung, kein Geld, nichts.“

Die Lage ist ausweglos, doch Russos Figuren trotzen ihrem Schicksal und versuchen dem beschwerlichen Alltag ein lebenswertes Leben abzutrotzen. Und man gewinnt diese Typen lieb für ihr stures Weitermachen und Nichtaufgebenwollen. Richard Russos wundervoller Roman ist der pure Existenzialismus.

PETER HENNING



Richard Russos neuer Roman „Ein Mann der Tat“ ist in der Übersetzung von Monika Köpfer im Kölner DuMont Verlag erschienen, hat 688 Seiten und kostet 26 Euro

FOTO: WHITNEY HAYWARD

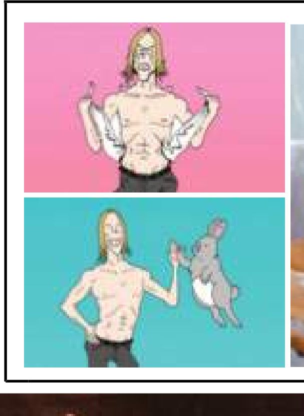
BILDER & NEWS AUS DER WELT DER POPMUSIK





Family Affair

In „Kill Jay Z“ von **JAY Z**s neuem Album, *„4:44“*, entschuldigt sich der Rapper bei Ehefrau **BEYONCÉ** für einen Seitensprung. Die Stimmung zwischen dem Königspaar des Pop wirkt beim Besuch eines Basketballspiels mit Tochter Blue Ivy jedoch angespannt. Andere Sorgen hat Beyoncés Schwester **SOLANGE**: In Signalrot und mit wehendem Haar sang sie beim Pariser We Love Green Festival gegen den Klimawandel an.





Alphatier

„I wanna be your dog“, sang **IGGY POP** 1969. Dass er selbst ein ausgezeichnetes Herrchen abgibt, beweist der 70-jährige Veganer in einem Video der Tierschutzorganisation PETA, in dem er zuerst als Cartoonfigur Tierleben rettet und dann liebevoll mit seinem Hund auf der Couch entspannt.



Beim von Justin Vernon (Bon Iver) und Aaron Dessner (The National) kuratierten Eaux Claires Festival in Wisconsin versuchte sich Sängerin und Ex-Schauspielerin **JENNY LEWIS** an einem Duett mit einem ungeborenen Gast. Mutter und Kind – mittendrin statt nur dabei!





Der moderne Mann zeigt Gefühl und schreckt vor Körperkontakt nicht zurück. Das wissen auch **FATHER JOHN MISTY** und **NATHANIEL RATELIFF**, die bei der 50. Ausgabe des Monterey Pop Festival zu Leon Bridges' „Mississippi Kisses“ innige Pirouetten drehten. Noch körperbetonter zeigte sich **ROBBIE WILLIAMS** in Paris, wo er unter einem Flatterkleid einen Tigerslip entblößte. So sexy, dass sogar die Tänzerinnen die Fäuste oben hatten.

FOTOS: OSEPH OKPAKO/REDFERNS, KEVIN MAZUR/GETTY IMAGES, PETA USA, DAVID WOLFF – PATRICK/REDFERNS, JAY BLAKESBERG, JOSHUA MELLIN

DIE PRÄMIEN DES MONATS

ELVIS PRESLEY: A BOY FROM TUPELO: THE COMPLETE 1953 - 1955 RECORDINGS

3 CDs

Die magischen Anfänge in den Sun-Studios – alle Aufnahmen des jugendlichen Elvis Presley.

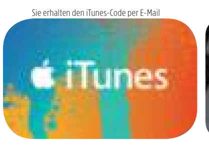


LANA DEL REY: HONEYMOON

2 LPs, Black Vinyl

Das dritte Album der Radikalhedonistin: Glanz, Elend und Ironie in Los Angeles – ein Pop-Panoptikum.

ODER EINEN 20-EURO-GUTSCHEIN

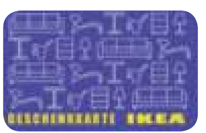












Diese und weitere Prämien finden sie auch auf ***rollingstone.de/abo***

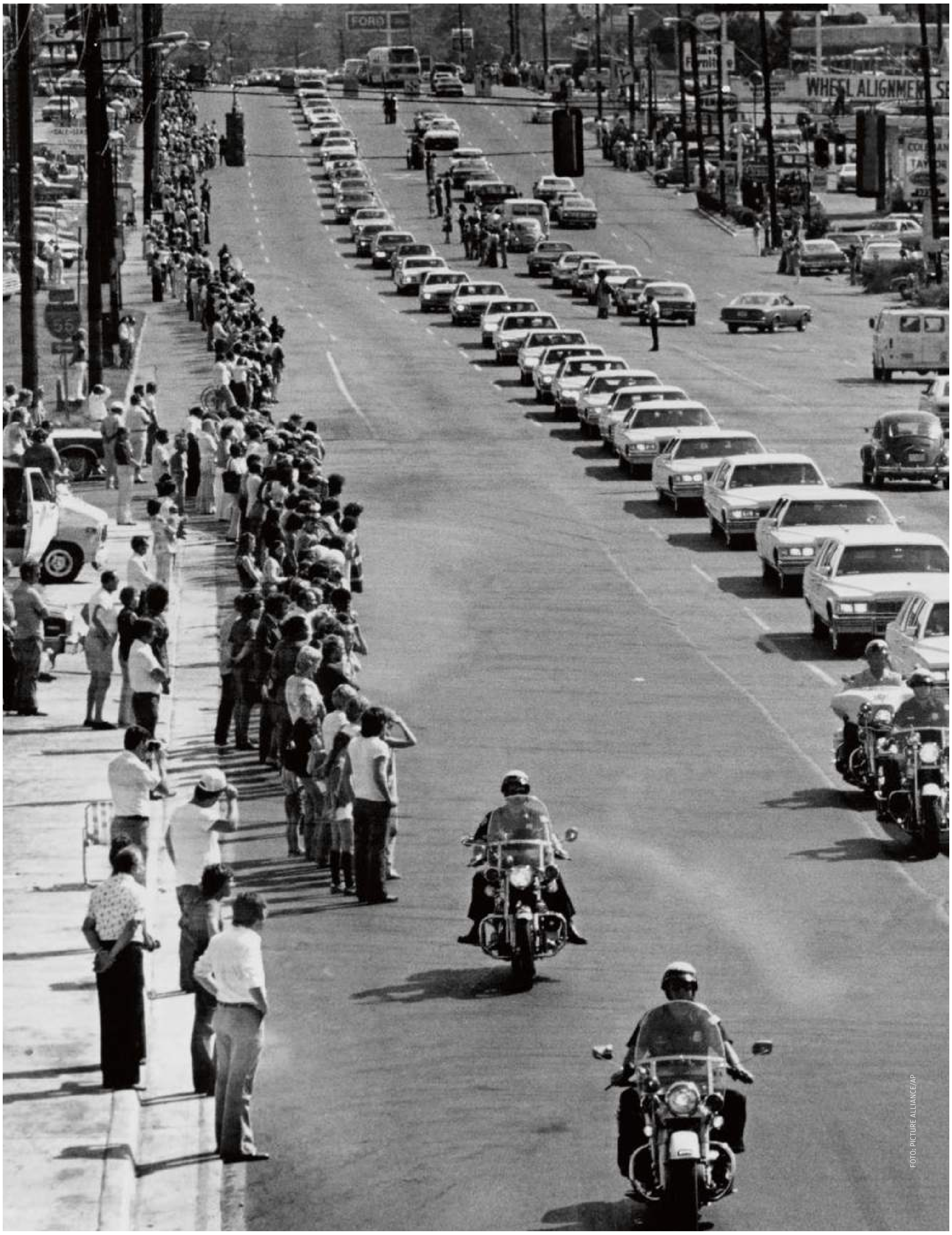
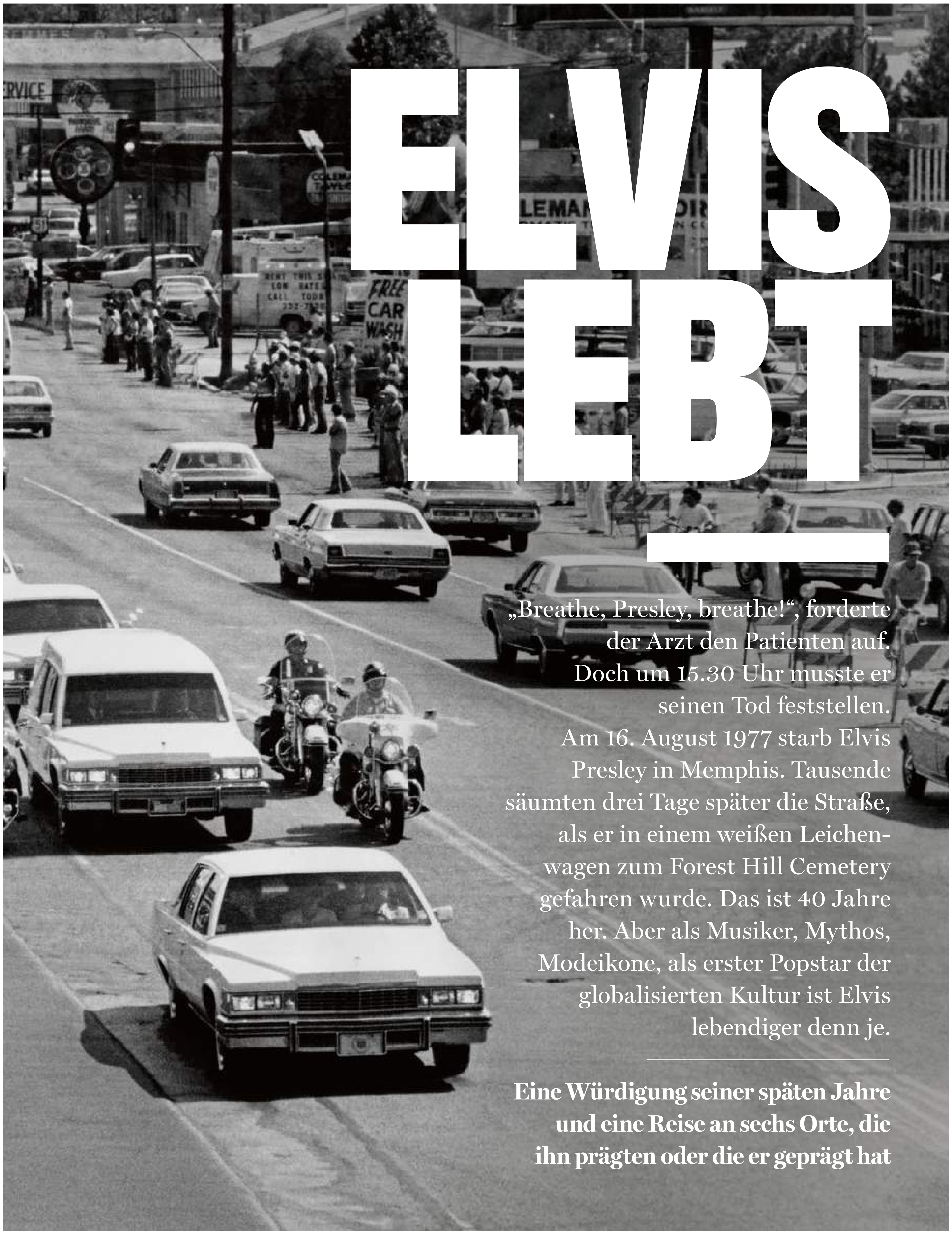


FOTO: PICTURE ALLIANCE/AP



ELVIS LEBT

„Breathe, Presley, breathe!“, forderte der Arzt den Patienten auf. Doch um 15.30 Uhr musste er seinen Tod feststellen. Am 16. August 1977 starb Elvis Presley in Memphis. Tausende säumten drei Tage später die Straße, als er in einem weißen Leichenwagen zum Forest Hill Cemetery gefahren wurde. Das ist 40 Jahre her. Aber als Musiker, Mythos, Modeikone, als erster Popstar der globalisierten Kultur ist Elvis lebendiger denn je.

Eine Würdigung seiner späten Jahre und eine Reise an sechs Orte, die ihn prägten oder die er geprägt hat



FOTO: WWW.HENRYLEUTWYLER.COM

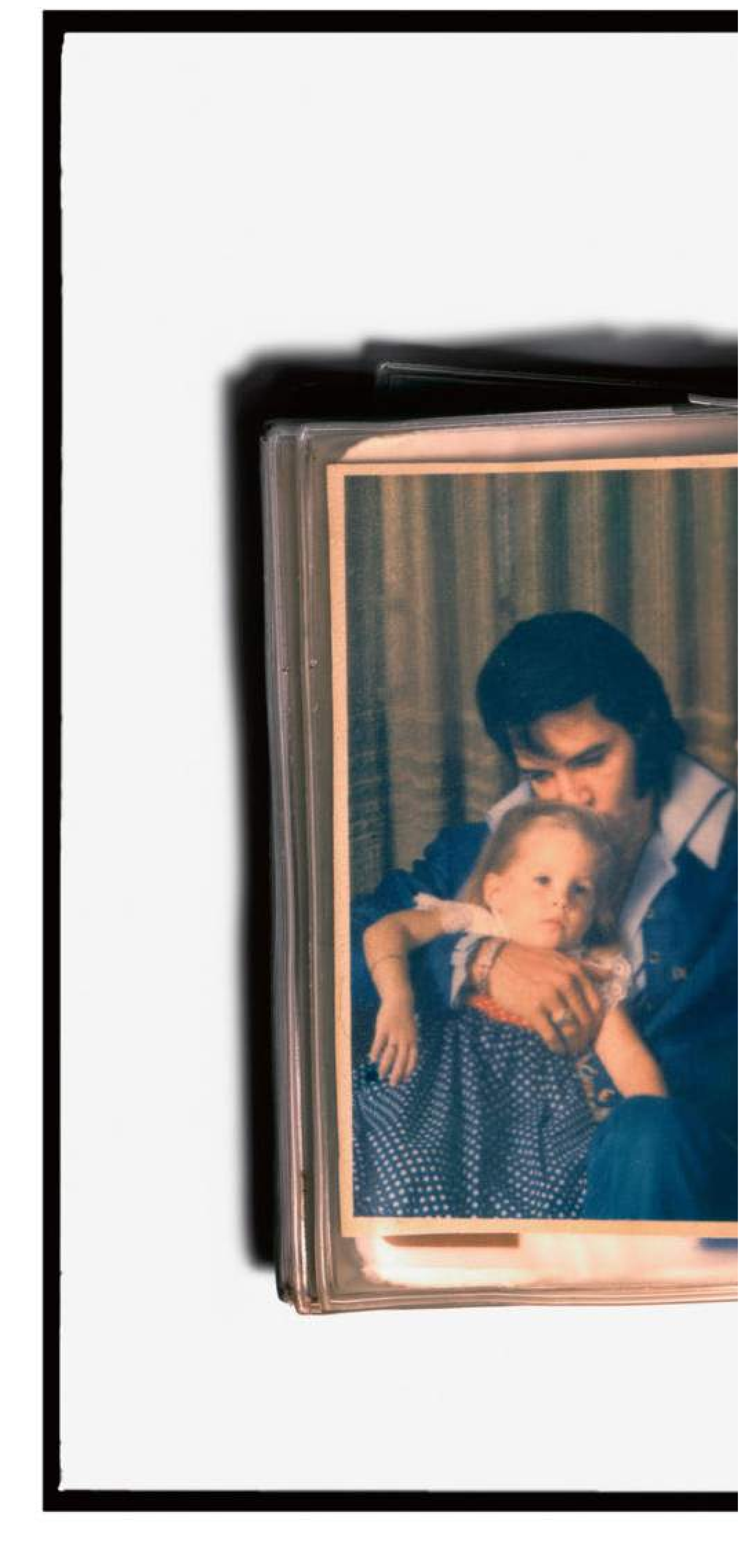


Wer Elvis wirklich war, werden wir nie erfahren. Aber es gibt Dinge, die über ihn Auskunft geben. Der Fotograf HENRY LEUTWYLER hat mit einfühlsam kaltem Kamerablick dokumentiert, was sich im Presleyschen Nachlass in Graceland findet

GRACELAND

DIE GOLDENE BERETTA

Elvis Presley war zeitlebens ein großer Waffenliebhaber. Seit 1970 verfügte er über einen Waffenschein für einen .38er Colt und eine Beretta-Automatikpistole



PRESLEYS PORTEMONNAIE

In Elvis' Brieftasche fand sich neben dem Waffenschein auch ein Bild von ihm mit seiner Tochter Lisa Marie. Als er starb, war sie zehn Jahre alt



FOTO: WWW.HENRYLEUTWYLER.COM

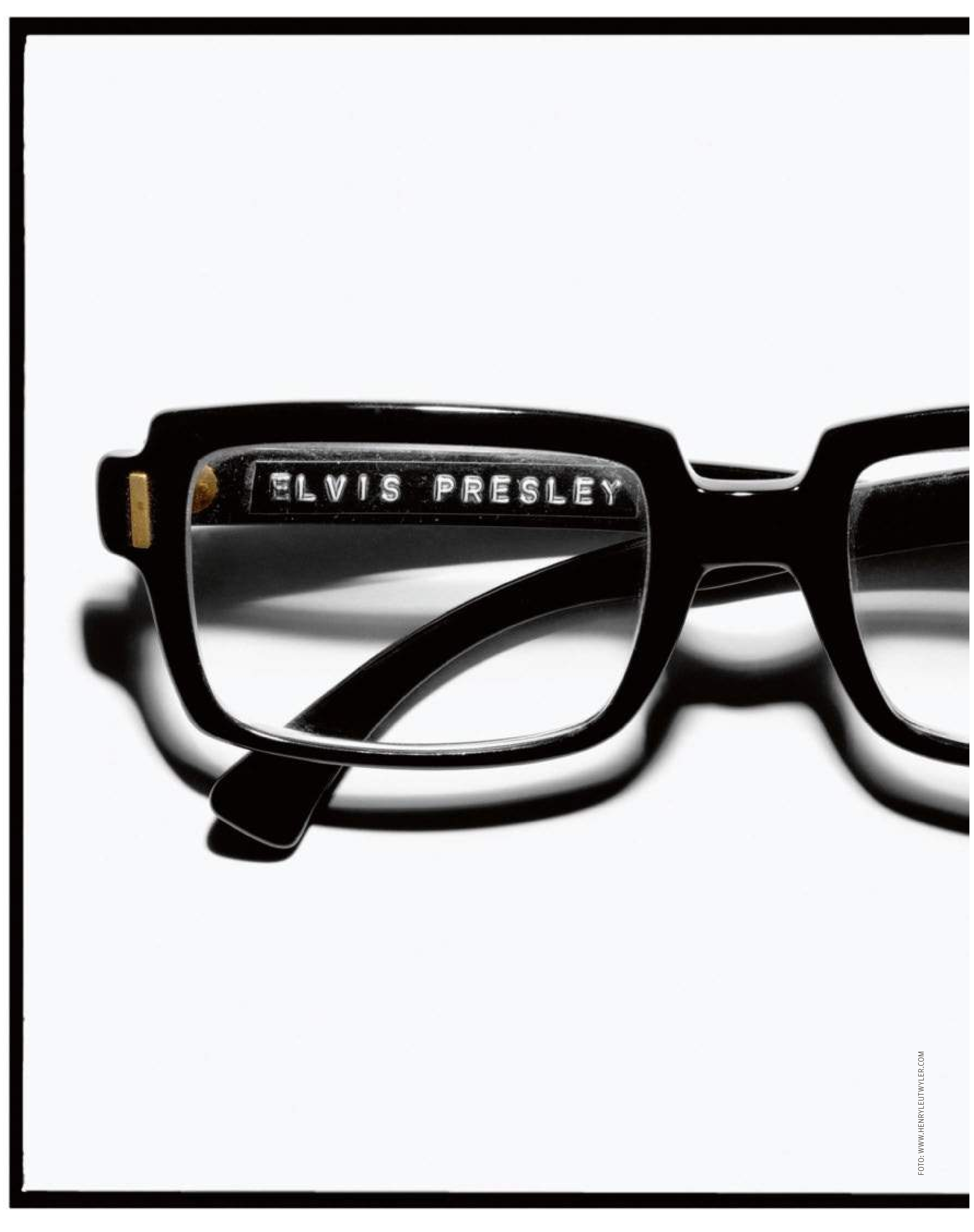


FOTO: WWW.HENRYLEUTWYLER.COM



DIE BRILLE

Damit jeder stets wusste, wem sie gehört, hatte Elvis Presley seine Brille mit einem Namenszug auf Dymo-Prägeband versehen.Sämtliche Fotos von Henry Leutwyler entnehmen wir dem Buch „Elvis By The Presleys", herausgegeben von David Ritz (New York: Crown)

MEMPHIS

In den letzten Jahren vor seinem Tod war Elvis aus der Zeit gefallen: Herrscher über sein eigenes Reich, ein Seelensucher und Mystiker. Seit den Beatles hatte er die Deutungshoheit über die Popkultur verloren, Gegenkultur und Hippies hasste er. Das Genie des Rock'n'Roll war nun der Sänger der nicht schweigenden Mehrheit und lebte in seinem bizarren Südstaaten-Idyll aus Wahn und Willkür, Mutterliebe und Gottesfurcht, Treuherzigkeit und gutmütigem Humor

VON ARNE WILLANDER

In jener letzten Nacht hatte er mit seiner Geliebten Ginger Alden über den Beginn der nächsten Tournee gestritten und darüber, wann sie heiraten würden, bei Leibarzt Dr. Nichopoulos Dilaudid gegen Zahnschmerzen angefordert, das aus einer Apotheke gebracht wurde, er hatte mit Ginger und den Freunden Billy und Joe ein bisschen Raquetball gespielt, war aber schnell erschöpft, er hatte auf dem Klavier in der Lounge der Turnhalle in Graceland Willie Nelsons „Blue Eyes Crying In The Rain" improvisiert, er hatte einen Cheeseburger gegessen, und um vier Uhr morgens am 16. August 1977 hatte er seiner Tochter Lisa Marie einen Kuss gegeben. Billy half ihm im Badezimmer beim Haarewaschen, und Elvis kündigte an, er werde seine ehemaligen Leibwächter Red und Sonny West und Dave Hebler, die das Enthüllungsbuch „Elvis: What Happened?" munitioniert hatten, nach Graceland locken und töten lassen, und außerdem werde seine nächste die beste Tournee, die er je unternommen habe. Billy kannte diese Ausführungen.

Er hatte seine Schuldigkeit getan, und Elvis' Stiefbruder Ricky Stanley brachte routinemäßig ein Betthupferl, ein Päckchen mit Seconal, Placidyl, Valmid, Tuinal und Demerol. Einige Stunden danach brachte Ricky Nachschub, aber später war er verschwunden, als Elvis nach ihm rief, und er beauftragte seine Tante Delta damit, bei der Haushälterin Tish Henley, die weggegangen war, nach Valmid zu fragen, woraufhin die ihren Mann instruierte, das Medikament an Delta auszuhändigen. Als Delta ins Schlafzimmer kam, sagte Elvis, dass er um 19 Uhr aufstehen wolle. Zu Ginger, die im Bett lag, sagte er, dass er ins Badezimmer gehe. Sie schlief dann ein.

Nachdem sie um 13.30 Uhr aufgewacht war und sich in ihrem Badezimmer geschminkt hatte, rief ihre Mutter an und fragte, wie es Elvis gehe. Ginger öffnete die Tür zu seinem Bad und sah ihn, in Erbrochenem auf dem Boden liegend, die goldene Pyjamahose heruntergezogen. Ginger rief das Dienstmädchen in den unteren Räumen: Etwas sei nicht in Ordnung! Der Diensthabende Al Strada und Vormann Joe Esposito eilten herbei und drehten den Körper – das Gesicht war lilafarben, die Zunge hing heraus. Elvis' Vater Vernon kam ins Zimmer. Lisa Marie folgte, und Ginger schloss die Badezimmertür. „Etwas stimmt nicht mit Daddy", sagte Lisa, „und ich werde herausfinden, was es ist."

Elvis Presley war gestorben. Der Notarztwagen transportierte einen Toten.

Vernon bestellte bei einem Bestattungsunternehmer einen Kupfersarg wie den, in dem Elvis' Mutter Gladys beerdigt worden war, und für die Prozession 17 weiße Cadillac-Limousinen (in Memphis gab es nur drei). Er rief Pfarrer Bradley von der Wooddale Church of Christ an und bat ihn, die Trauerfeier abzuhalten, die im Haus stattfinden sollte. Vernon wollte eine Orgel und Gospelgesänge von den Stamps und den Statesmen, und der Fernsehprediger Rex Humbard sollte sprechen. Um drei Uhr morgens kam Priscilla Presley in Graceland an. Vernon gab ihr Videobänder und Polaroidfotos von ihr, die Elvis aufbewahrt hatte.

Am nächsten Morgen wurde der Sarg mit Elvis' Leichnam vom Memphis Funeral Home nach Graceland zurückgebracht, ins Haus getragen und zwischen Wohn- und Musikzimmer aufgestellt. Vor dem Anwesen hatten sich 50.000 Menschen versammelt. Die Telefongesellschaft bat darum, auf Anrufe zu verzichten, weil die Leitungen überlastet waren. Zwischen 15 und 17 Uhr wurde Elvis im Foyer aufgebahrt, und die Menschen durften ihn sehen. 10.000 warteten noch, als die Tür geschlossen wurde. Beinahe gab es einen Tumult, doch dann gingen die Fans still. Der Reporter Chet Flippo schrieb: „Die Steinmauer am Elvis Presley Boulevard war so niedrig, dass man darüberspringen konnte – aber niemand tat es."

Am Abend kam James Brown und blieb eine Weile allein an Elvis' Sarg im Wohnzimmer. Einen Tag später brachten 100 Kleinlastwagen die Blumen zum Friedhof. Der Konvoi auf der knapp sechs Kilometer langen Strecke zum Friedhof bestand aus 49 Autos.

In den folgenden Wochen arbeitete Colonel Tom Parker mit jemandem, der Harry „The Bear" Geisler hieß, den Marketingplan aus. Vernon Presley führte den Vertrag mit Parker weiter. Ginger Alden bekam vom „National Enquirer" 100.000 Dollar für ihre Geschichte, und elf Tage nach der Beisetzung wurde versucht, Elvis' Leichnam aus dem Mausoleum zu stehlen. Am 27. Oktober wurde Elvis im Meditation Garden in Graceland beigesetzt, neben seiner Mutter. „Ich glaube, jetzt werden sie zur Ruhe kommen", sagte Vernon Presley. Er war nie ein Mann realistischer Einschätzungen.

Aber natürlich war auch nichts *realistisch* an Elvis Presley und allem, was mit ihm zu tun hatte. Nichts war *rational*. „Wenn Elvis sich mit etwas beschäftigte, dann niemals in kleiner Weise", sagt Priscilla Presley. „He always did it in a big way." In Liza Johnsons Film „Elvis & Nixon" gibt es eine Szene, in der Elvis mit Jerry Schilling



FOTO: FRANK CARROLL/SYGMA VIA GETTY IMAGES

KÖNIG UND PRINZESSIN

Elvis und Priscilla, 1971. Zwei Jahre später wurden sie geschieden, das Amtsgericht verließen sie Hand in Hand. Priscillas Mutter, Anna Beaulieu, sagte 30 Jahre später: „Nach der Scheidung sprachen sie mehr miteinander als vorher"

am Flughafen von Los Angeles sitzt, um nach Washington zu reisen. Ein Elvis-Doppelgänger spricht ihn an und sagt ihm, dass Elvis niemals solche Kleidung tragen würde. Dann bringt er seine Elvis-Nummer, und Elvis Presley klatscht. Im Flugzeug schreibt er einen Brief an Richard Nixon, in dem er vor den Auswüchsen der Gegenkultur, von Drogen, freier Liebe und Feminismus warnt und nach einer Dienstmarke für einen Sonderagenten der Regierung fragt. Woodstock, sagt Michael Shannon als Elvis in dem Film zu Kevin Spacey als Nixon, sei eine Ausrede dafür gewesen, sich im Schlamm zu wälzen und Drogen zu nehmen. Ganz meine Meinung, sagt der schwitzige Nixon, der den Typen mit dem Rüschenhemd, den langen Haaren, den Koteletten und der Sonnenbrille zwar etwas exzentrisch, aber entwaffnend findet. Elvis hat ihm als Geschenk einen Colt aus dem Zweiten Weltkrieg mitgebracht und eine Waffe im Schulterhalfter und im Absatz seines Schuhs eine Miniaturpistole. Nixon bittet um ein Autogramm für eine seiner Töchter. „Was ist mit der anderen?", fragt Elvis. „Oh, sie mag die Beach Boys", sagt Nixon.

Die Dialoge sind ausgedacht, denn Richard Nixon ließ die Abhöranlagen erst wenige Wochen nach der Begegnung im Dezember 1970 im Weißen Haus installieren. Es ist aber verbürgt,

dass Elvis die Dienstmarke als Agent des National Bureau of Narcotics and Dangerous Drugs erbat, einer dem FBI unterstellten Behörde – und sie bekam. Als Elvis aber auch noch beim FBI vorstellig wurde, um seine Karriere als Undercover-Agent zu erweitern, wies J. Edgar Hoover seinen Stellvertreter an, er solle dem berühmten Sänger die Räumlichkeiten zeigen und ihn nicht mehr mit der Angelegenheit behelligen.

Der Mann, der das kulturelle Beben der frühen 50er-Jahre angeführt, ja verkörpert hatte, das man „Jugendkultur" nennen könnte, war zu einem unsicheren Kantonisten der Staatsmacht, des Hinterwalds und der recht eigentlich gar nicht schweigenden Mehrheit des Landes geworden. Er regierte ein Wolkenkuckucksheim des Wahns, in dem die Nacht zum Tag wurde und umgekehrt, in dem Elvis für all seine Jungs und deren Frauen Pferde, Autos und Schmuck kaufte, meistens nachdem er einen Wutanfall gehabt hatte. In der nicht falschen Auffassung, er sei auserwählt, wandte er sich dem Mystizismus, der Numerologie und Spintisiererei zu und las jede obskure spirituelle, religiöse und esoterische Schrift, die er finden konnte. Fasziniert zergliederte er Wörter und deduzierte ihren vermeintlichen verborgenen Sinn, etwa den Begriff „wo-man". Mit dem dubiosen Lehrmeister Larry Geller hatte Elvis seinen privaten Guru, der ihm Lektüre empfahl und mit dem er langwierige existenzphilosophische Diskussionen führte. „Ich unterhalte mich gern über Dinge, die mich bedrängen, aber ich habe selten Gelegenheit, mich überhaupt zu unterhalten", sagte Elvis. Der größte Unterhalter der Welt konnte sich nicht unterhalten.

In dem Buch „Autobiography Of A Yogi" des 1952 verstorbenen Yoga-Lehrers Paramahansa Yogananda erkannte er einen Leitfaden für sein Leben. Von Yogananda wurde behauptet, dass sein Körper drei Wochen nach dem Tod nicht verwest war. Yoganandas Erbe wurde von der Self-Realization Fellowship verwaltet, deren Anwesen praktischerweise auf einem Berg über Pasadena lag, zu dem Elvis Pilgerfahrten unternahm. Yoganandas Schülerin Daya Maya (ehemals Faye Wright aus Salt Lake City), genannt Ma, war eingenommen von dem Apostel und bestärkte ihn in seiner Sinnsuche. „Ich sah in ihm jemanden, der voller Unschuld war", sagte Ma später. „Er war ein naives, irgendwie kindliches Individuum, das in den Schmeicheleien der Welt gefangen war und sie auch genoss. Er verspürte ein tiefes Band mit seinem Publikum – er ließ sich von ihm hinreißen und wollte es niemals enttäuschen. Er war am Versinken. Hier war jemand, der alles hatte, was die Welt zu bieten hatte, doch es befriedigte ihn nicht. Es gab immer noch eine Leere, und der einzige Weg, sie zu füllen, war die Wendung nach innen." Priscilla sagte großzügig: „Sie hatte alle Antworten auf die Fragen der Welt."

In den esoterischen Schmökern, die später für einen Dokumentarfilm der Beaulieus hervorgeholt wurden, werden die Markierungen des Lesers Elvis gezeigt: Er hatte nahezu jeden Satz unterstrichen und manchmal emphatisch eine Bemerkung oder Ausrufezeichen an den Rand geschrieben, die das Gedruckte wiederholten und verstärkten.

Lisa Marie erinnert sich an die Vorträge ihres Vaters: „Er predigte oft aus der Bibel – was komisch war, denn seine Geschichten waren ganz anders als die in der Bibel." Das musste so sein, denn Elvis war ja ein Interpret. Er war das Paradox eines interpretierenden Künstlers, dessen Deutungen so stark waren, dass er ein schöpferischer Künstler war.

Als die Beatles bei ihrer zweiten Amerikareise 1965 den Bewunderten in seinem Haus am Perugia Way in Los Angeles besuchten, war Elvis nicht amüsiert. Ein Jahr zuvor hatte er die Engländer anlässlich ihres Auftritts in der „Ed Sullivan Show" per Telegramm in den USA willkommen geheißen – wusste aber nichts davon: Colonel Parker hatte die freundliche Note in seinem Namen geschickt. Bei ihrem abendlichen Stelldichein in Elvis' Villa – Colonel Parker und Beatles-Manager Brian Epstein waren ebenfalls anwesend – soll John Lennon mit der notorischen Schlagfertigkeit beim Anblick des Gastgebers ausgerufen haben: „Oh, there you are!" Noch sagte er nicht, dass Elvis mit der Einberufung zur Armee gestorben sei. Man saß dann fünf Minuten beklommen und schweigend auf einem großen Sofa im Spielzimmer. „Gut, passt auf, Jungs: Wenn ihr hier die ganze Nacht sitzt und mich anstarrt, gehe ich zu Bett. Wir könnten über Musik sprechen und einen kleinen Jam veranstalten." Das fanden die Beatles auch.

Nach einer Runde Billard ließ Elvis ein paar Gitarren bringen, die Paul McCartney und Lennon spielten, während Elvis zu „I Feel Fine" den Bass zupfte. „Ziemlich vielversprechend", schmeichelte McCartney. Elvis, immer an Zahlen interessiert, erkundigte sich, wie viele Hits sie geschrieben hätten. Lennon, ein Anhänger des frühen Elvis, wagte dann die Frage, weshalb er nicht Platten in der alten Art aufnehme. Elvis erklärte es mit seinen Filmverpflichtungen. Colonel Parker eröffnete das Roulette – er hatte einiges mit Brian Epstein zu besprechen. Nur George Harrison war mürrisch; am nächsten Abend zog er sich dann mit Joan Baez zurück. Beim Abschied luden die Beatles Elvis und seine Entourage für den nächsten Abend in ihr gemietetes Haus ein, doch Elvis dachte nicht daran, dort zu erscheinen. Ein paar Jahre später sang er – wie Frank Sinatra – „Something" und denunzierte die Beatles bei Richard Nixon. Sie würden es ja nicht merken, und außerdem hatte sich die Band bereits aufgelöst.

„ELVIS WAR EIN NAIVER, IRGENDWIE KINDLICHER MENSCH, DER IN DEN SCHMEICHELEIEN DER WELT GEFANGEN WAR UND SIE GENOSS"

Elvis war umgeben von Menschen, die seine Seelensuche naturgemäß nicht verstanden. Daya Mata verstand ihn, aber sie verstand auch seine Ungeduld. „Er wollte die Lehren unterrichten, wollte mehr involviert sein – doch ich sagte ihm, dass es nicht richtig wäre, denn ich konnte seine Natur sehen. Er würde eine Weile voll Enthusiasmus sein, doch dann würde er sich anderen Dingen zuwenden, denn das war sein Leben, er hatte eine andere Mission als diese. Einmal, nachdem er nach draußen gegangen war, kam er wieder zurück, wie ein kleines Kind, und sagte: ‚Ich will, dass du weißt, dass ich dich liebe. Wenn du nur meine Mutter kennengelernt hättest!'"

Priscilla hasste es, wenn sie mit Elvis' Kumpels der Memphis-Mafia und deren Frauen zusammen war. Sie musste sich verstellen. Sie durfte nichts erzählen. Es galt indes der Grundsatz: Wenn du willst, dass alle ein Geheimnis erfahren, dann erzähle es Elvis. Der sich dann schrecklich über diese Indiskretion empörte und den Schuldigen suchte. Priscilla wollte mit Elvis allein sein: „Diese Momente waren so kostbar, dass sie mich alles andere ertragen ließen." Elvis hatte andere Frauen, auch nach ihrer Heirat 1967, und Priscilla wusste es. Sie wusste auch, dass er es brauchte. „Mein Begreifen nahm er als eine Erlaubnis – als hätte ich es ihm zugestanden. Aber ich hatte auch eigene Bedürfnisse."

Man konnte ihm einfach nicht böse sein. Aber man konnte auch nicht mit ihm leben. Als Priscilla ihn 1972 verließ und mit dem virilen Karatelehrer Mike Stone zusammenlebte, war Elvis' Eifersucht entfesselt. Er wollte Stone töten lassen, wie sich Sonny und Red West in ihrem Sudelbuch „Elvis: What Happened?" erinnern. In einem Tobsuchtsanfall sei er in seinem Auto zum Haus der beiden gerast und mit einer Pistole in die Wohnung gestürzt – zwei der Jungs seien ihm gefolgt und konnten ihn zurückhalten. Priscilla rief die Polizei. Jerry Schilling sagt: „Er war ein sehr empfindlicher Mann, der sich immer als ein sehr starker Mann gab."

In den verlorenen Filmstarjahren hatte Elvis sein Genie an Soundtrack-Songs verschwendet. Die Aufnahmen wurden routinemäßig gemacht. Als mit Bones Howe ein neuer Produzent bei RCA die Geschicke übernahm, erwachte Elvis' Interesse wieder. Das Fernseh-Special bei NBC 1968 war eine lange vorbereitete, mit choreografierten Tanz-Szenen und Show-Nummern angereicherte Leistungsschau. Elvis, den der Filmproduzent Hal B. Wallis schon 1964 in einem Memo als „zu fett" beschrieben hatte, hungerte sich für die Aufzeichnung auf ein geradezu ideales Gewicht herunter. Der schwarze Lederanzug wird in Albert Goldmans Biografie sehr lustig als „das unbequemste Bühnenkostüm, das Elvis je trug" bezeichnet – eine grotesk bornierte Randnotiz, denn natürlich muss ein Bühnenkostüm nicht bequem sein, und das später sogenannte Comeback-Special *ist*

der schwarze Lederanzug. Tom Jones, Elvis' erfolgreichster Epigone, sah gegen ihn aus wie der bramsige Grubenarbeiter, der er war. Bei den Jam-Sessions auf einer kleinen Rundbühne demonstrierte Elvis die Kameraderie mit seinen Musikern – sie verstanden ihn blind, und sie waren es gewohnt, dass er jede Menge Quatsch zwischen den Liedern erzählte. Zwischen Belustigung und Duldung warteten die Jungs darauf, dass Elvis sich gickelnd verzettelte, bis er zur Sache kam.

Und Junge, nie kam jemand mehr zur Sache. Elvis war jederzeit vollkommen da, wenn er sich wie ein Puma im Käfig im Bühnenring bewegte, wenn er Scherze verstolperte und abbrach, wenn er sich von den am Bühnenrand sitzenden Frauen ablenken ließ. Vielleicht war er aufgeregt. Vielleicht hatte er lange geprobt. Vielleicht hatte er schlaflose Nächte, bevor das Konzert stattfand. Aber das NBC-Special war das, wofür er da war, und er erinnerte sich jetzt daran, dass er das alles einmal gesungen hatte und dass niemand es besser konnte. Dies war noch einmal und für immer Rock'n'Roll. Elvis sagte: „Beim Rock'n'Roll ist es so: Man muss sich dazu bewegen. Man kann nicht anders. Ich habe es versucht, aber es ging nicht."

Für die Aufzeichnung des Films „That's The Way It Is" zwei Jahre später war Elvis wiederum vollkommen präsent. Schon die Proben mit der Band auf dem Gelände von MGM in Culver City wurden gefilmt, und Elvis war sich der Kamera in jedem Moment bewusst. Jovial kommandierte er die Band mit den stoischen Gitarristen James Burton und John Wilkinson, dem Bassisten Jerry Scheff, dem Pianisten Glen D. Hardin und dem Schlagzeuger Ron Tutt. Es ist ja unwahrscheinlich, dass er diesen Profis etwas sagen musste – aber das, was er trotzdem sagt, betrifft die Einrichtung der Stücke als Elvis-Songs. „Little Sister" ist ein guter Song – aber als Elvis-Stück ist es fantastisch, sogar wenn es nur angesungen wird. Man sieht auch den Rapport mit den Background-Sängern.

Die Konzerte in Las Vegas 1970 sind Elvis' Vermächtnis als Entertainer. Es gibt die alten Songs, und es gibt „Polk Salad Annie" von Tony Joe White, „Little Sister" wird mit „Get Back" gekoppelt, und „Bridge Over Troubled Water" überführt Elvis mit dem größten Bombast, den Las Vegas je erlebt hat, ins Land jenseits des Regenbogens. „Suspicious Minds" ist ein Triumph des Beharrens, der Redundanz und der schieren Wucht: „We're caught in a trap and I can't walk out/ Cause I love you too much, baby."

Im Abspann hört man, wie Elvis sagt: „Ich war vorher aufgeregt, aber es war eine gute Show." Es ist die Feier nach dem Konzert. Man sieht Elvis, Sammy Davis jun. und Cary Grant. Elvis hat den Kragen aufgestellt. Die Menschen im Hotel International sehen wie 1970 aus, aber kaum jemand ist unter 30. Na, vielleicht einige der Frauen, die Elvis am Bühnenrand küsst.

In den Jahren, die Elvis blieben, schickte Colonel Parker ihn immer wieder auf Tournee. Es ging eigentlich nicht mehr, und dann ging es auch nicht mehr.

Priscilla Presley sagt: „Ich glaube nicht, dass Elvis jemals wusste, was seine Aufgabe war."

Und er musste es auch nicht wissen.

Die besten Alben

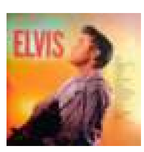
AUSGEWÄHLT VON WOLFGANG DOEBELING

ELVIS PRESLEY *1956*



Das explosive Coverdesign visualisiert die Revolte, doch befürchtete man bei RCA, dieser Spuk namens Rock'n'Roll könne schnell wieder vorbei sein. Immerhin hatte man gerade 35.000 Dollar in die Sensation aus Memphis investiert, man durfte keine Zeit verlieren. Also wurden flugs Sessions anberaumt, um einige noch unverbrauchte Tracks aus dem Sun-Records-Bestand mit aktuellen Fetzern wie „Blue Suede Shoes" und „Tutti Frutti" zu vermengen.

ELVIS *1956*



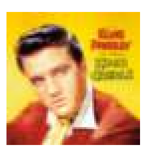
Nachdem Presleys Debüt-LP trotz des auffälligen Mangels an stilistischer Kohärenz gleich mehrere neue Verkaufsrekorde aufgestellt hatte, wurde schon wenige Monate später *„Elvis"* nachgelegt, ein Album aus einem Guss. D. J. Fontanas Drums waren nun weiter vorn im Mix, die Jordanaires machten den Sound fülliger, und Elvis' Gesang hat etwas Manisches, grenzt an Raserei, etwa auf den Little-Richard-Heulern „Rip It Up", „Ready Teddy" und „Long Tall Sally".

LOVING YOU *1957*



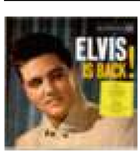
Zur Hälfte Soundtrack, enthält *„Loving You"* auf Seite 1 durchweg exzellente Songs, mehrheitlich uptempo und im gleichnamigen Film über die unverhofft steile Karriere eines begabten Nachwuchssängers nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen. In Höchstform ist Elvis auf dem latent bedrohlichen „Mean Woman Blues", derweil die eher belanglosen und mitunter allzu sentimentalen Songs auf der zweiten Seite nichts mit dem Film zu tun haben.

KING CREOLE *1958*



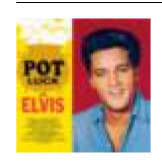
Der beste von vielen Soundtracks, kongenial passend zum Film: Gut aussehender Junge aus gutem Haus gerät in New Orleans auf die schiefe Bahn, lässt sich mit Gaunern ein und wird in einen Raub verwickelt. Ihre Spannung beziehen Film und Songs aus dieser gefährlichen Gemengelage, doch ist die Musik auch ohne Bilder aufregend, insbesondere „Hard Headed Woman", „Trouble" und das rasante Titelstück mit überzeugend brenzligem Lokalkolorit.

ELVIS IS BACK! *1960*



Allen Unkenrufen zum Trotz hatte Elvis sich beim Militär nicht den Schneid abkaufen lassen, als Sänger war er nach der langen Zwangspause sogar potenter als zuvor. *„Elvis Is Back!"* belegt das eindrucksvoll, auch wenn der alte Furor nun beherrschterer Phrasierung gewichen war. Elvis beweist Gespür fürs Subtile, ob im innigen Clinch mit dem Blues oder im eloquenten Dialog mit einem schlüpfrigen Saxofon. Ein triumphales Comeback.

POT LUCK *1962*



Colonel Tom Parkers Verträge sahen drei Filme pro Jahr vor, für die begrenzte Studiozeit dazwischen galt das Primat der Single. Vornehmstes Ziel war der nächste Millionseller, und was nicht hittauglich schien, landete auf B-Seiten oder einer Lückenbüßer-LP wie *„Pot Luck"*. Gleichwohl finden sich unter den 1961 in Nashville entstandenen Aufnahmen auch ausgesprochen achtbare Songs. „Suspicion" wirkt besonders beunruhigend, Elvis bangt: „Why torture me?"

COMEBACK SPECIAL *1968*



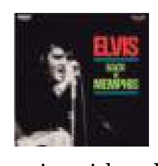
Die Army hatte er ebenso überlebt wie die vielen banalen Hollywoodstreifen, doch war Elvis gegen Ende der Sechziger zum Anachronismus geworden. Dessen schmerzlich bewusst, beendete er sein selbst gewähltes Exil vom Showbusiness und zog im NBC-Fernsehen eine brillante Live-Show ab, die ihn wieder ins Rampenlicht katapultierte. Spontan, lustvoll, revitalisiert, so zeigte sich Elvis seinem Publikum. „It's been too long", so sein bejubeltes Resümee.

FROM ELVIS IN MEMPHIS *1969*



Nach dem TV-Triumph begab Presley sich nach Memphis ins American Studio, wo unter der Ägide von Chips Moman und unter Mitwirkung etlicher Session-Cracks ein Album entstand, das den King des Rock'n'Roll als veritablen Soulman vorstellte. Ein Album ohne Füller, dafür mit vielen Höhepunkten, allen voran „Long Black Limousine", die tragische Geschichte einer Heimkehr im Leichenwagen, erzählt mit bitterem Ernst in der trauerumflorten Stimme.

BACK IN MEMPHIS *1970*

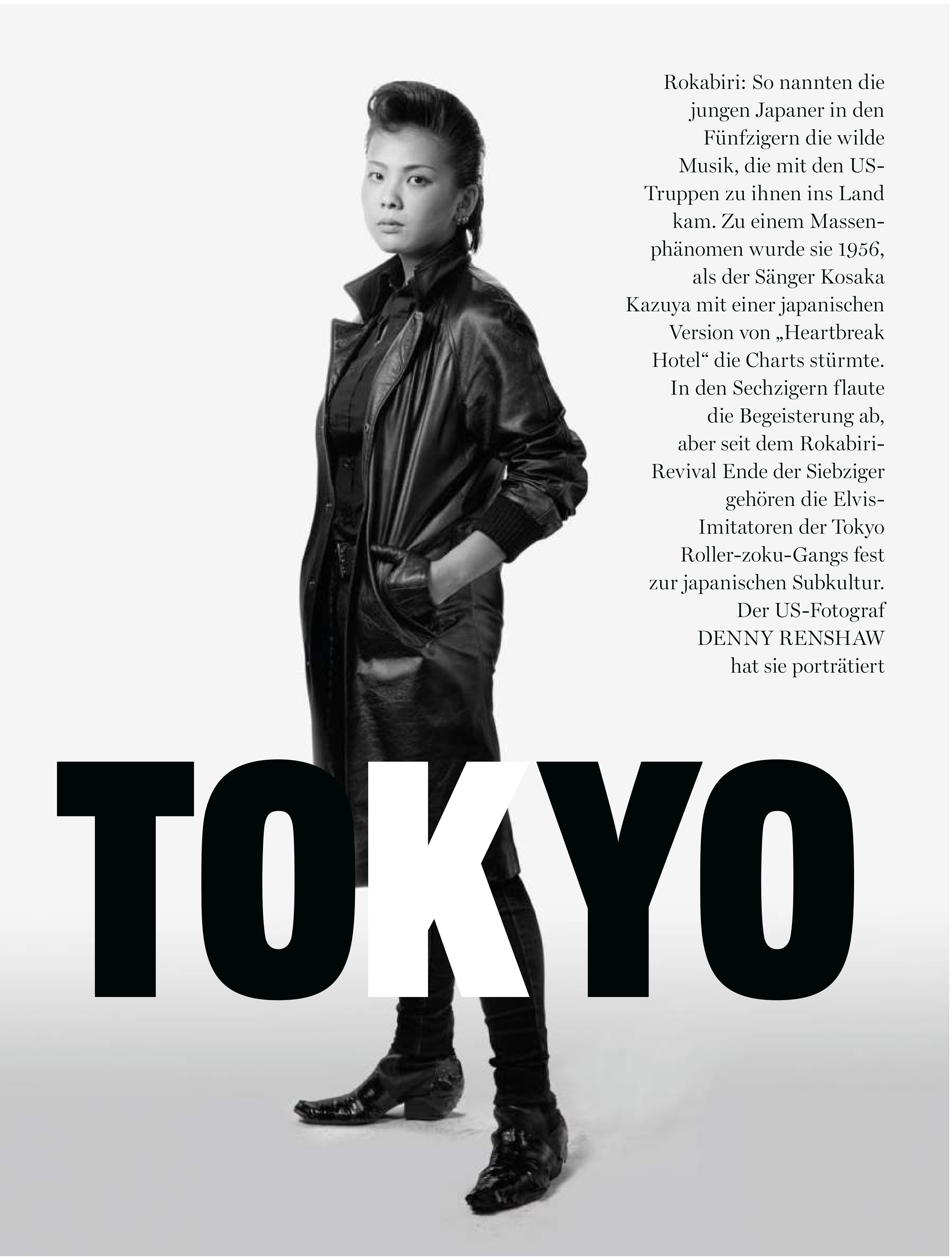


Ein weiteres aus den Moman-Sessions gespeistes Album, ebenfalls superb, obschon nicht ganz auf der Höhe des Vorgängers. Herausragend ist Percy Mayfields „Stranger In My Own Home Town", doch erweisen sich auch andere Songs als famose Showcases für Presleys vokalistisches Flair, nicht zuletzt Mort Shumans „You'll Think Of Me". Hier wird der Sänger auf ein Soulplateau aus Chor, Bläsern und Dobro-Licks gehoben, von wo aus er seine Aura abstrahlt.

ELVIS COUNTRY *1971*

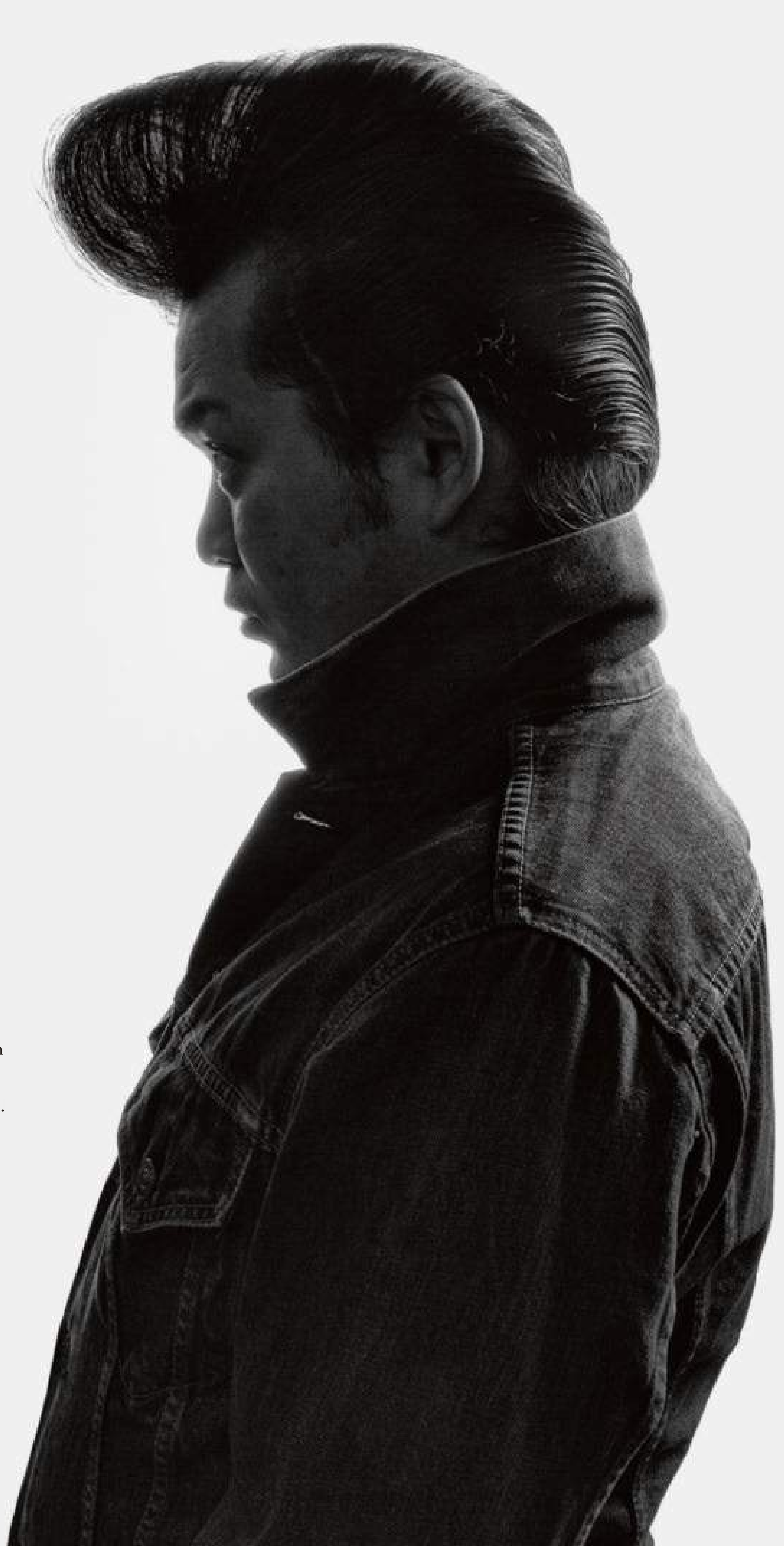


Im Tandem aufgenommen mit den bisweilen zu dick aufgetragenen Balladen von *„That's The Way It Is"*, stellt *„Elvis Country"* die substanziellere Alternative dar. Das Konzeptalbum trägt den Untertitel „I'm 10.000 Years Old", in Anspielung auf ein humoriges Traditional, und wir begleiten den King gern zu musikalischen Orten, die ihn in früher Jugend inspirierten, wie „Little Cabin On The Hill" samt Fiddle und Fingerpicking. Essenziell? Nein, doch aller Ehren wert.



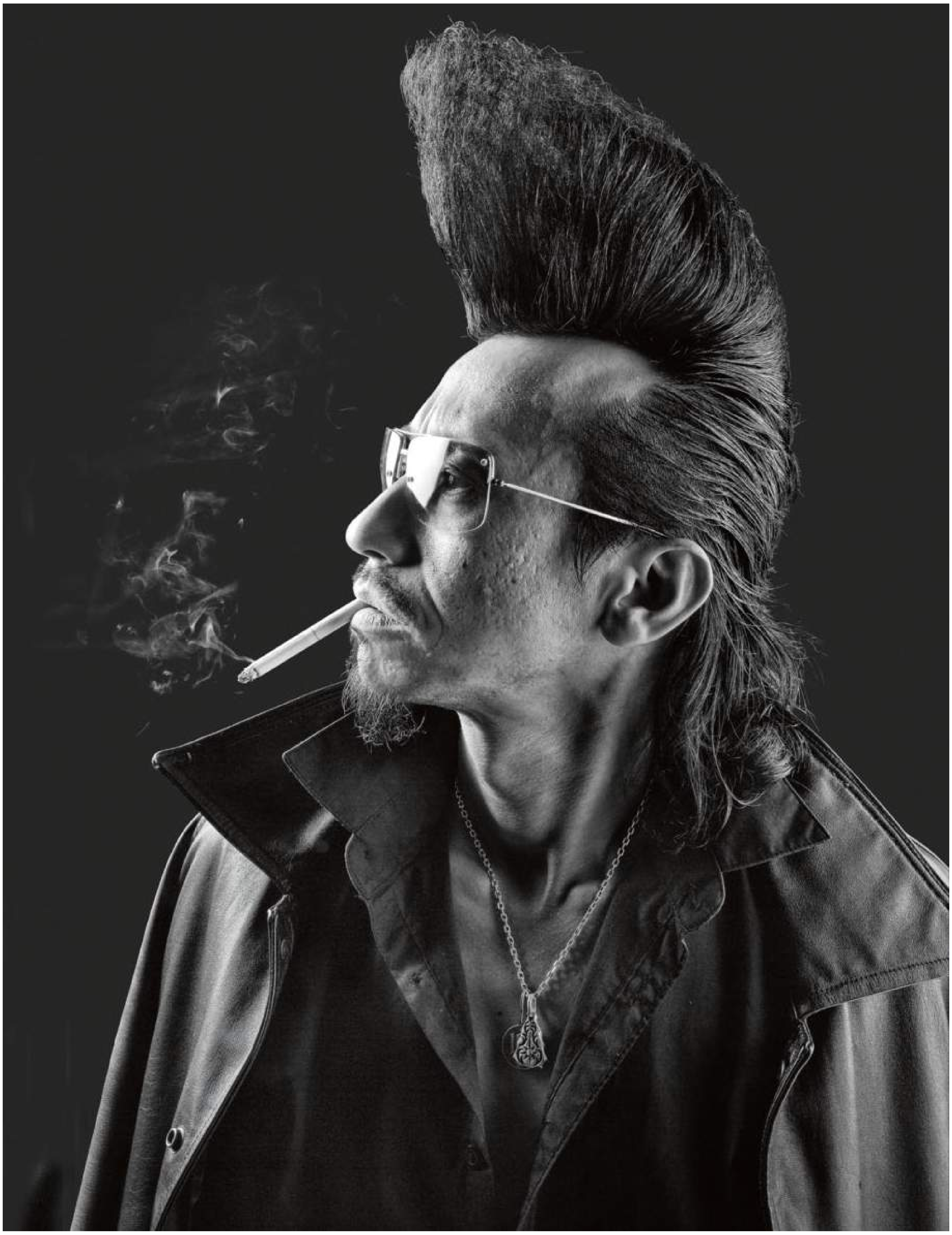
Rokabiri: So nannten die jungen Japaner in den Fünfzigern die wilde Musik, die mit den US-Truppen zu ihnen ins Land kam. Zu einem Massenphänomen wurde sie 1956, als der Sänger Kosaka Kazuya mit einer japanischen Version von „Heartbreak Hotel“ die Charts stürmte. In den Sechzigern flaute die Begeisterung ab, aber seit dem Rokabiri-Revival Ende der Siebziger gehören die Elvis-Imitatoren der Tokyo Roller-zoku-Gangs fest zur japanischen Subkultur. Der US-Fotograf DENNY RENSHAW hat sie porträtiert

TOKYO



ROLLER-ZOKU GANGS

Wie viele japanische Subkulturgruppen, etwa auch die Mangaka und die Cosplayer, treffen sich die Roller-zoku in den Parks und auf den öffentlichen Plätzen von Tokio, um dort Musik zu hören, zu tanzen und ihre Styles bewundern zu lassen. Links sehen wir Kazuyo, rechts Gatts-san, beide Mitglieder der Strangers-Gang, Kazuyo singt außerdem in der Rockabilly-Band Twisting Dogs

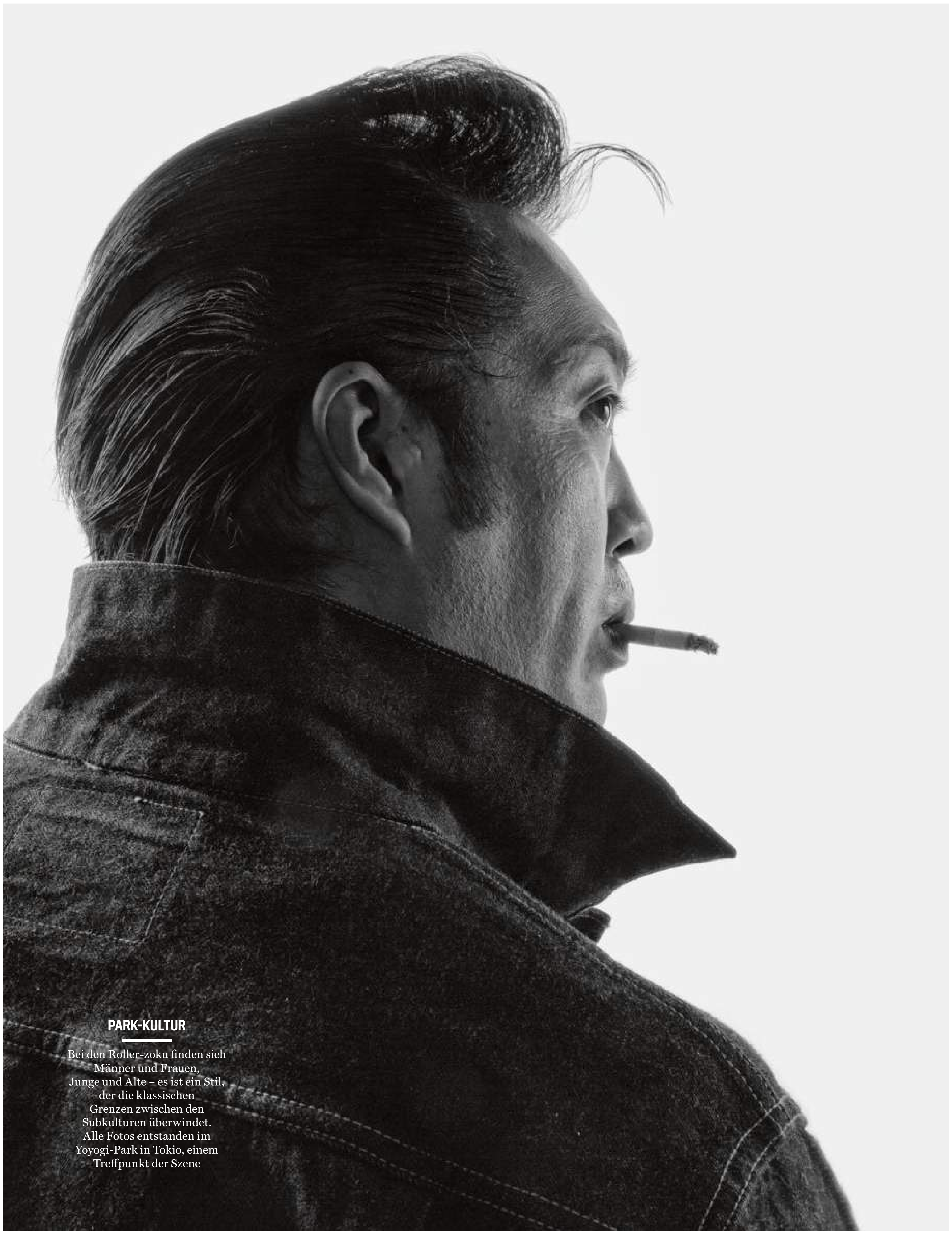




POMPADOUR

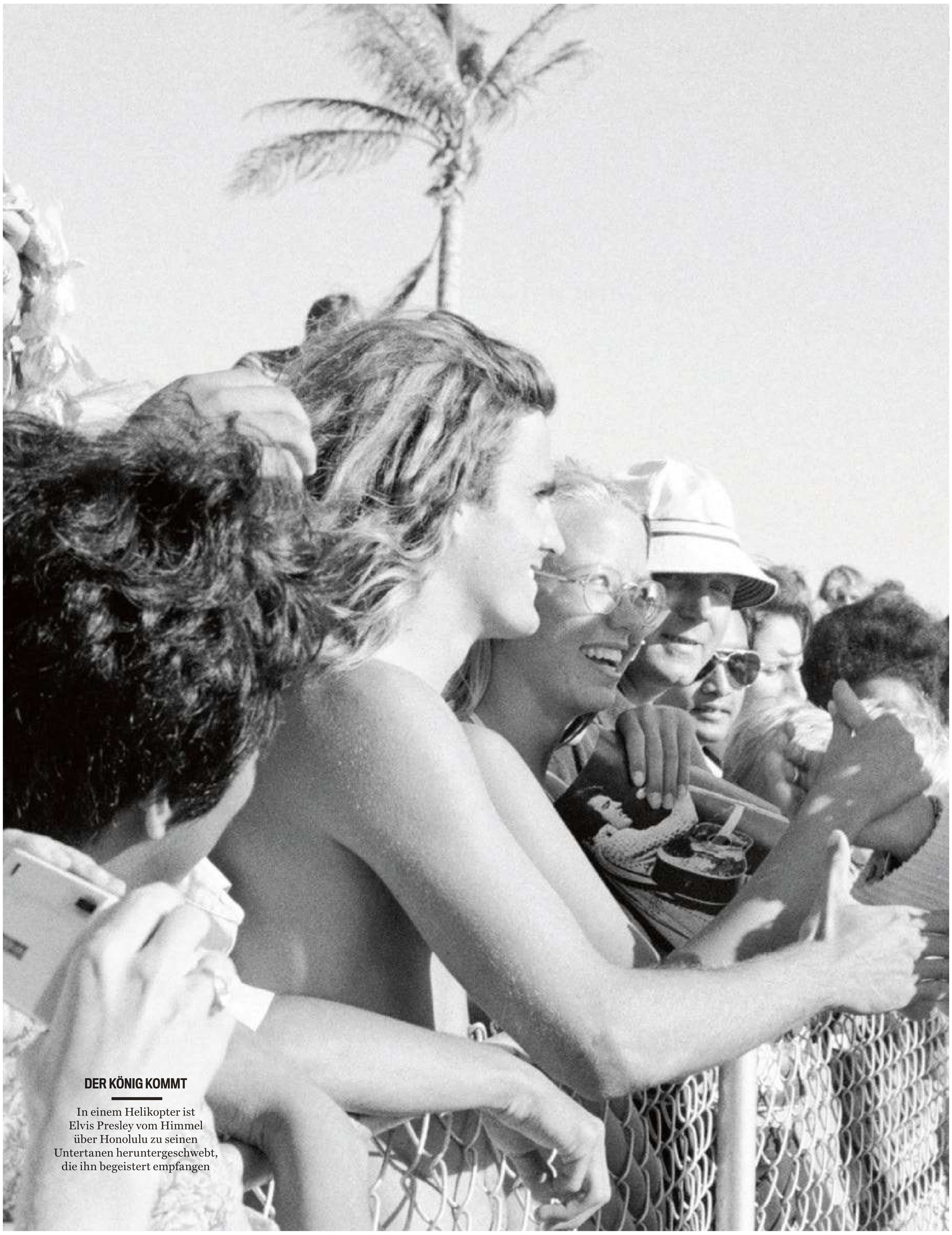
Besonderen Wert legen die Roller-zoku auf ihre interessant übertriebenen Haarschnitte. Die Elvis-Tolle der 50er-Jahre wird dabei mit der Haarmode am französischen Königshof der 1750er-Jahre zum sogenannten Pompadour-Stil verbunden. Der stolze Träger links heißt Akira und gehört der Gang Early Rollers an. Rechts steht Zim, Mitglied der Black Shadows





PARK-KULTUR

Bei den Roller-zoku finden sich Männer und Frauen, Junge und Alte – es ist ein Stil, der die klassischen Grenzen zwischen den Subkulturen überwindet. Alle Fotos entstanden im Yoyogi-Park in Tokio, einem Treffpunkt der Szene



DER KÖNIG KOMMT

In einem Helikopter ist Elvis Presley vom Himmel über Honolulu zu seinen Untertanen heruntergeschwebt, die ihn begeistert empfangen

HAWAII

„Aloha From Hawaii Via Satellite" lautet der Titel des Konzerts, das Elvis Presley am 14. Januar 1973 in Honolulu spielt. Es ist das erste überhaupt, das in ganzer Länge via Satellit in alle Welt ausgestrahlt wird – mithin der Beginn jener popkulturellen Globalisierung, von der unser Dasein seitdem so grundlegend verändert wird

VON JENS BALZER

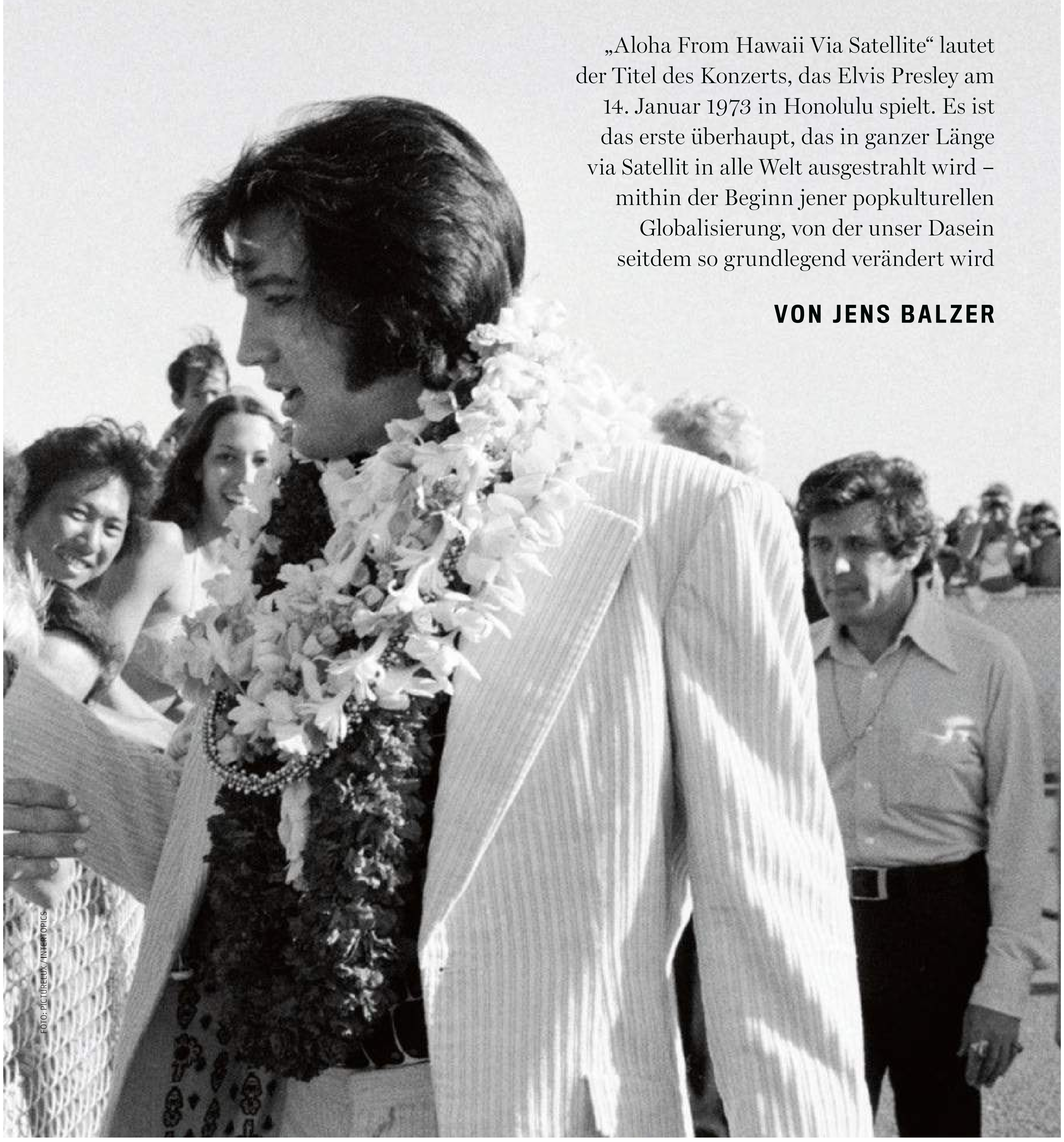


FOTO: PICTURELUX / INTERTOPICS

Biep-biep! Am Beginn hört man das Signal eines Satelliten und sieht von seiner Bahn im Orbit hoch droben im Weltall aus auf die blaue Erde hinab. Der Satellit empfängt von dort unten ein Bild und schickt es in flackernden Strahlen an die verschiedensten Orte auf der Oberfläche zurück. Überall auf der Erde, soll das heißen, sieht man in diesem Moment ein und dieselbe Szene und jubelt ein und demselben Künstler zu: In der kollektiven Begeisterung für den Mann im weißen Königsanzug mit Superhelden-Cape ist die Menschheit für ein paar Momente als solche geeint, als einige Einwohnerschaft jenes „globalen Dorfes", das der Medientheoretiker Marshall McLuhan Anfang der 60er-Jahre ausgerufen hat. Das Bild, das per Satellit um die Erde geschickt wird, gehört dem globalen Dorfsuperhelden und -könig Elvis Presley, und um die Szene herum blitzen sein Name und der Titel der nun folgenden Show: „Aloha From Hawaii", in den verschiedensten Sprachen und Alphabeten auf, unter anderem auf Französisch und Spanisch, auf Arabisch, Griechisch und Chinesisch, auf Japanisch und Russisch.

„Aloha From Hawaii Via Satellite" heißt der Film, der mit dieser kurzen Zeichentricksequenz eröffnet wird. Er dokumentiert ein Konzert, das Presley am 14. Januar 1973 im Honolulu International Center gab. Es ist das erste, das in ganzer Länge per Satellit weltweit übertragen wird, in rund einem Dutzend Länder im pazifischen Raum ist es sogar live, in Echtzeit zu sehen. Etwas mehr als vier Jahre nach seiner in Hollywood aufgezeichneten Comeback-Show ist Elvis, der als Künstler bis dahin längst abgemeldet schien und den Kontakt zu den popmusikalischen Entwicklungen der Swinging Sixties und des Summer of Love offenkundig verloren hatte, damit auf dem Gipfel seiner pophistorischen Bedeutung angelangt: Er ist, wie uns schon der Vorspann zu dem Film zeigen will, nicht mehr nur der größte US-amerikanische Rock'n'Roll-Star. Er ist zum überhaupt ersten Künstler von wahrer planetarischer Größe geworden.

Zwar hat es zuvor schon einige Fernsehproduktionen gegeben, die in Ländern auf mehreren Kontinenten zu sehen waren, zum Beispiel 1967 die BBC-Sendung „Our World", in der unter anderem die Beatles live in den Abbey Road Studios das eigens für diesen Anlass komponierte Stück „All You Need Is Love" spielten. „Aloha From Hawaii" war jedoch die erste Show eines Solokünstlers, die in voller Länge in alle Welt ausgestrahlt wurde. Über 1,5 Milliarden Zuschauer habe man damit erreicht, prahlte Presleys Manager Colonel Parker danach – eine Zahl, die im Nachherein doch arg hoch gegriffen erscheint. Heute wird die Publikumszahl auf etwa 500 Millionen geschätzt, was für die frühen 70er-Jahre allerdings immer noch erheblich ist. Und in den USA – wo die Show tatsächlich erst drei Monate später, im April 1973, in einer um fünf hawaiianische Songs erweiterten Version ausgestrahlt wurde – überstieg die Zahl der Zuschauer sogar jene des bis dahin größten Fernsehereignisses, der Apollo-11-Mondlandung mit Neil Armstrong.

Wie Armstrong dereinst auf die Mondoberfläche schwebt im Film nach dem Ende der Satellitensequenz auch Elvis Presley vom Himmel auf die Erde hernieder. Bevor der Mitschnitt des Konzerts beginnt, ist zu hawaiianischen Rhythmen seine Ankunft in Honolulu zu sehen. Nachdem er aus seinem Königshelikopter gestiegen ist, lässt er sich gütig von girlandenbehängten Tänzerinnen huldigen. Danach werden idyllische Landschaftsaufnahmen gezeigt, die der technischen Moderne der Satellitenübertragung diametral entgegenstehen: Der globale Futurismus der weltumspannenden Live-Show und der lokale Primitivismus der Blumenkinder und ihrer einfachen Rhythmen werden in sonderbar suggestiver Art gegeneinandergeschnitten. Hawaii erscheint hier ganz als jenes unberührte Paradies, als das es von der US-amerikanischen Tourismusindustrie seit den späten 60er-Jahren vermarktet wird, ein Image, an dem die Elvis-Filme jenes Jahrzehnts einen nicht unerheblichen Anteil haben, von „Blaues Hawaii" (1961) bis „Südsee-Paradies" (1965).

So hat Elvis Presley in der mittleren Phase seiner Karriere gewissermaßen selbst dazu beigetragen, dass der Ort, an dem er sich in seinem Spätwerk nun als erster globaler Popstar inszeniert, zum Inbegriff einer von aller Globalisierung und aller technischen Modernisierung unberührten Idylle geworden ist. Mag Elvis mit dem „Aloha"-Film auch der erste König der Technomoderne geworden sein – der Ort, von dem aus er die planetare Popkultur regiert, ist ein jenseits der restlichen Welt liegender Ort der reinen Unschuld und Ursprünglichkeit: das Paradies. Oder anders gesagt, wenn der staatenlos gewordene Weltraum-Elvis auf den Boden der Realität zurückkehrt, zeigt sich in ihm immer noch, was seit den allerersten Tagen seiner Karriere im ländlichen Tupelo sein künstlerisches Wesen ausmachte: eine tiefe Verwurzelung in Tradition und Geschichte, in ländlichem Leben und einer vom technischen Fortschritt unberührten Welt.

ZUM KÖNIG DER GLOBALEN TECHNOMODERNE WIRD ELVIS AN EINEM ORT, DER SICH ALS MYTHISCHES PARADIES AUSGIBT

Die Sternenhimmel- und Science-Fiction-Motive ziehen sich gleichwohl durch das gesamte Aloha-Konzert. Als Ouvertüre dient „Also sprach Zarathustra" von Richard Strauss, ein Stück, das seit seiner prominenten Verwendung in Stanley Kubricks Film „2001 – Odyssee im Weltraum" allgemein mit Weltraumfahrt, Planetenbildern und kosmischen Visionen assoziiert wird. Presley pflegt seine Auftritte schon seit dem Vorjahr damit zu eröffnen, und er ist nicht der einzige Künstler der Zeit. Auch Gruppen wie Grand Funk Railroad und Rush spielen Strauss' triumphale Fanfaren Anfang der 70er-Jahre gern zur Eröffnung ihrer Konzerte. Doch anders als diese belässt Elvis es nicht beim einzelnen Science-Fiction-Zitat. Sein Team hat die hawaiianische Bühne wie ein Planetarium ausgestaltet, mit einem funkelnden Sternenhimmel über dem König, seiner Band und dem Orchester. Gewaltige Spiegel zu beiden Seiten der Bühne evozieren die Solarantriebsflächen des Kommunikationssatelliten Intelsat IV, der im Januar 1972 von Cape Canaveral in den geostationären Orbit geschossen wurde und das Konzert in alle Welt funkt. Und dann trägt Elvis eben auch noch jenen von seinen Designern Bill Belew und Gene Doucette eigens für diesen Anlass geschneiderten weißen Overall mit allerlei Diamanten und Glitzer sowie einem amerikanischen Adler auf der Brust und einem weiteren auf seinem Cape. Das kann man wahlweise als Superhelden-Outfit betrachten oder, vier Jahre vor der Premiere von „Star Wars", als unschuldig-weiße Variation auf das spätere Imperatorenkostüm von Darth Vader.

Für Presley ist seine Bekleidung vor allem eines: typisch amerikanisch. Er wusste, dass die Welt auf ihn blickt, hat er später gesagt, darum wollte er „zur Welt ‚Amerika'" sagen. Auch in den Titeln, die er dann im Verlauf des Abends spielt, herrscht ganz die US-amerikanische Musiktradition vor. Elvis beginnt mit dem Blues „See See Rider" und covert anschließend unter anderem Chuck Berry, Carl Perkins und Frank Sinatra. In der „American Trilogy" kurz vor Schluss verbindet er – nach dem Vorbild von Mickey Newbury – die „Dixie"-Hymne der Konföderierten mit der „Battle Hymn" der Unionsarmee und dem Sklavengospel „All My Trials". Er spielt aber auch einige seiner Post-Comeback-Erfolge wie „Suspicious Minds" von Mark James und „Burning Love" von Dennis Linde.

Obwohl Elvis sich für diesen Anlass extra 15 Kilo heruntergehungert hat, wirken seine Bewegungen langsam und steif. Mit dem Blick aus der Zukunft kann man an diesem Abend schon Anzeichen des in den folgenden Jahren eskalierenden Verfalls erkennen.

Vielleicht könnte man sagen, an diesem Tag, an dem Elvis sein Bild um den ganzen Planeten schickt, beginnt sein realer Körper sich endgültig hinter dem virtuellen Symbol aufzulösen. Nicht zufällig steigert die weltweite Ausstrahlung der Show noch einmal erheblich die Zahl der Elvis-Imitatoren auf allen Kontinenten, und nicht zuletzt in den Ländern des pazifischen Raums, zum Beispiel auf den Philippinen, auf Samoa oder – die Fotografien von Denny Renshaw, die auf den folgenden Seiten zu sehen sind, legen davon ein denkwürdiges Zeugnis ab – in Japan. Jedes Land, jeder Imitatorenstamm hat dabei seinen „eigenen"



FOTO: GARY NULL/NBC/NBCU PHOTO BANK VIA GETTY IMAGES

Elvis. In dem Moment, da der Junge aus Tupelo zum König der ganzen Welt wird, beginnt die Welt seine Erscheinung in eine Vielzahl verschiedener Elvisse zu zerschlagen. So zeigt sich damals schon, was wir inzwischen als das Wesen der globalen Netzwerke kennengelernt haben: Wer sich in sie hineinbegibt, kehrt aus ihnen als ein anderer, als viele andere wieder zurück, so stark sind die zentrifugalen, zersetzenden Kräfte der globalen Aneignungsformen.

Ein paar Tausend Meilen östlich von Hawaii, in den kalifornischen Tüftlergaragen und Acid-Hippie-Camps an der Pazifikküste der USA, wird seit Anfang der 70er-Jahre an den Frühformen dessen experimentiert, was später das Internet werden wird. Die Gegenkultur verwandelt sich gerade, wie der ROLLING-STONE-Autor Stewart Brand es 1972 in einem viel beachteten Essay in diesem Magazin formuliert hat, in die Cyberkultur der kommenden Jahrzehnte. Ohne jemals selbst an einem Computer gesessen zu haben, liefert der hawaiianische Elvis für diese kommende Kultur der Deterritorialisierung, der virtuellen Netzwerke und der digitalen Moderne das erste global zirkulierende Mem. Das virtuelle Symbol, zu dem er geworden ist, wird in alle Ewigkeit weiter existieren und mutieren, während der reale Körper hinter dem Symbol sich bald schon in Erde verwandelt. Auf Hawaii hat sich der Körper des Königs Elvis verdoppelt, so wie es der Kirchenhistoriker Ernst H. Kantorowicz einst für die politische Theologie des Mittelalters beschrieb: Zum natürlichen und damit sterblichen Körper ist jener „übernatürliche“ gekommen, der niemals stirbt. Wie der Körper eines Engels.

DER KÖNIG GEHT

Abschiedsjubel in Honolulu. Doch an dem Tag, an dem Elvis sein Bild um den ganzen Planeten schickt, beginnt sein realer Körper sich endgültig hinter dem virtuellen Symbol aufzulösen. Der hawaiianische Elvis liefert für die kommende Kultur der digitalen Moderne das erste global zirkulierende Mem

HOLLYWOOD







IMMER UNGLÜCKLICH

In „Clambake" (oben) spielt Elvis Presley den unglücklichen Sohn eines Ölbarons, der in Florida sich selbst sucht, in „Flammender Stern" (Mitte) gibt er einen unglücklichen Halbindianer, und in „Speedway" (unten) wiederum einen unglücklichen Rennfahrer, der Insolvenz anmelden muss

Von 1956 bis 1969 wurden auf Geheiß von Colonel Parker routinemäßig Elvis-Filme gedreht – und man kann nicht sagen, dass Elvis in ihnen sonderlich interessiert wirkt. Die Filme sind erst zu Ende, wenn Elvis das letzte Lied gesungen hat

VON ARNE WILLANDER

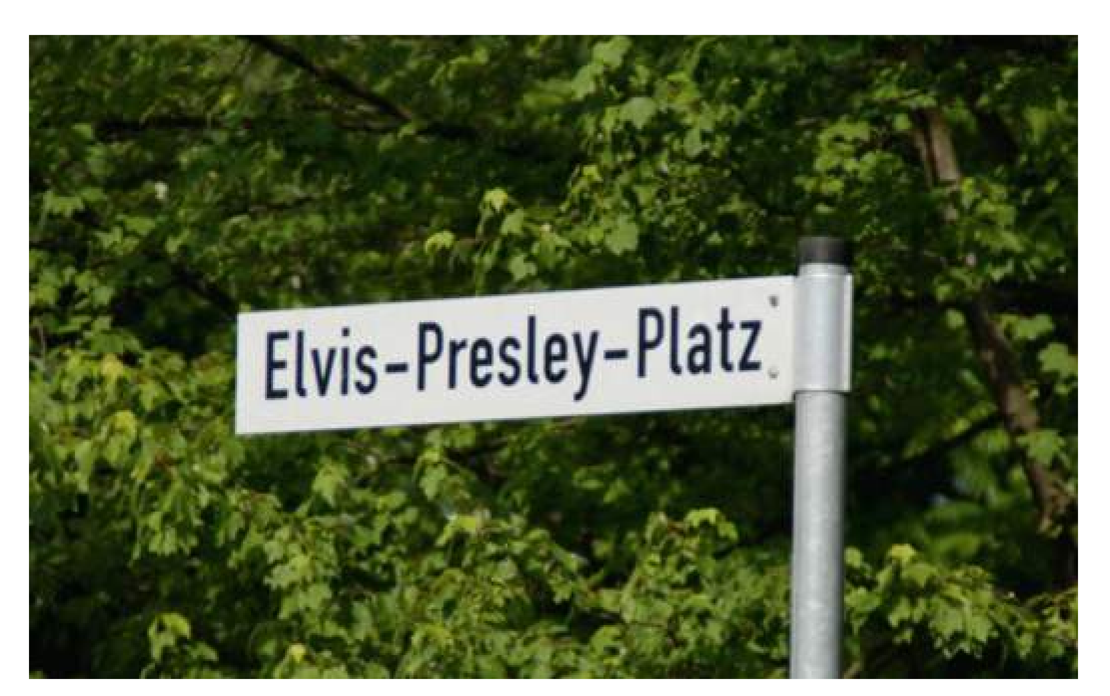
Der Filmproduzent Hal B. Wallis war Colonel Tom Parker gewachsen: Er produzierte bei Warner Bros. seit den 30er-Jahren Filme mit Errol Flynn, Gary Cooper, Dean Martin und Jerry Lewis – und „Casablanca". 1956 war er noch immer im Geschäft und engagierte Elvis Presley für „Love Me Tender", das erste Vehikel für den jugendlichen Helden, deutscher Verleihtitel: „Pulverdampf und heiße Mädchen". Wallis und Parker wussten, dass sie jetzt Geld drucken konnten. Colonel Parker ist im Abspann stets als „Technical Advisor" aufgeführt.

Die Filme wurden in vier Wochen heruntergedreht, das meiste im Atelier inszeniert, Außenaufnahmen an mehr oder weniger exotischen Schauplätzen (Hawaii, Florida, Acapulco, Las Vegas!) kamen hinzu. Gagen für berühmte Schauspieler entfielen – Elvis genügte. Die Drehbücher variierten zwei Topoi: Elvis ist ein redlicher junger Proletarier, der Mist baut und sich verliebt, oder: Elvis ist ein redlicher junger Emporkömmling, der keinen Mist baut und sich verliebt. Wenn er verliebt ist, nimmt sein Gesicht einen versonnene Ausdruck an, er lächelt, und dann greift er zur Gitarre.

In „Loving You" (1957) spielt Elvis einen jungen Lastwagenfahrer, in „Jailhouse Rock" einen temperamentvollen Lastwagenfahrer. In „Flammender Stern" (1960) mimt er einen Halbindianer (schwarzes Haar!) – die Rolle sollte Marlon Brando spielen, der aber gerade auf Tahiti bei „Meuterei auf der Bounty" meuterte. Der Regisseur Don Siegel wollte Elvis nicht haben, den er für eine Witzfigur hielt, doch Hal Wallis überredete ihn schließlich, er finanzierte den Film ja. Der Western erzählt von dem Halbblut Pacer, das auf einem Vorposten bei den Weißen lebt. Nach einem Indianerangriff wird seine Mutter getötet, und der Außenseiter läuft zu den Indianern über. Nunnally Johnson, der viele Drehbücher für Filme von John Ford schrieb, hat den formelhaften Plot melodramatisch eingerichtet. Elvis ist zwar die Hauptfigur und geht mit pomadigem Haar und trotzig murmelnd herum, aber jede Szene der großen Dolores del Río, die seine Mutter spielt, lässt ihn wie den unbeholfenen Buben aussehen, der er ja war. Von Don Siegel – der später zum Lehrer Clint Eastwoods wurde – fühlte Elvis sich nicht ernst genommen, weshalb er am Drehort mit seinen Jungs bei 38 Grad Softball spielte. Ostentativ lieh er Siegel seinen Rollys-Royce.

Die meisten Elvis-Filme inszenierte der duldsame Veteran Norman Taurog, der in den 30er-Jahren Genrefilme mit James Cagney gemacht hatte. Taurog bürgte für schnelle und kostengünstige Abwicklung. Elvis langweilte sich am Set schnell und suchte Tuchfühlung mit den Schauspielerinnen, darunter Tuesday Weld, Ann-Margret und Nancy Sinatra. Bei „Kid Galahad" (1962), einem Boxerfilm, war Charles Bronson von Elvis' Box- und Karatekunst so wenig beeindruckt wie von seiner Schauspielerei. Der Hauptdarsteller war beleidigt und nannte Bronson einen „muskelbepackten Affen".

Weil Elvis in den 60er-Jahren kaum Konzerte gab, konnten zwei Filme im Jahr gedreht werden. In „Clambake" (1967) gibt er den Sohn eines Ölmillionärs, der mit einem Herumtreiber die Identität tauscht. Die Frauen interessieren sich nur für seinen Sportwagen und das klobige Autotelefon, beklagt er sich an der Tankstelle treuherzig, aber er möchte doch um seiner selbst willen geliebt werden! Dann sitzt er mit einer Frau am Strand, schaut versonnen, lächelt gutmütig und greift zur Gitarre.



MUSS I DENN ...

Direkt neben dem Elvis-Presley-Platz befindet sich das Jugendstilhotel Villa Grunewald, in dem Elvis Presley zu Beginn seiner G.-I.-Zeit, von Oktober 1958 bis Januar 1959, in Bad Nauheim wohnte

BAD NAUHEIM

So sieht deutsche Hingabe aus: Ein Spaziergang durch die hessische Kurstadt Bad Nauheim unter besonderer Berücksichtigung ihrer Elvis-Denkmale

VON INA SIMONE MAUTZ

Rock und Rollator, mehr ist in herkömmlichen Kurstädten nicht drin. Im hessischen Bad Nauheim dagegen herrscht Rock-'n'Roll. Zumindest wohnte der King of Rock'n'Roll dort von Oktober 1958 bis März 1960, während er im nur einen Hüftschwung entfernten Friedberg der U.S. Army diente. An diese Zeit erinnert eine aus schwarzem Granit gearbeitete Stele auf dem Bad Nauheimer Elvis-Presley-Platz. Auf der Vorderseite ist der liebevolle Versuch eines originalgetreuen Porträtreliefs aus weißem Marmor zu erkennen, an der Seite wurde „Muss i denn ..." eingraviert. Davor befinden sich Arrangements aus überwiegend künstlichen Blumen, deren Verblassungsgrad erahnen lässt, dass sie dem King schon seit einigen Jahren die Treue halten. So sieht deutsche Hingabe aus.

Direkt nebenan, im 1888 erbauten Jugendstilhotel Villa Grunewald, mieteten Elvis und Entourage (Vater Vernon, Großmutter Minnie Mae, die beiden Leibwächter Red West und Lamar Fike) von Oktober 1958 bis Januar 1959 die komplette oberste Etage. Der Hotelbetrieb ruht derzeit zwar, soll aber nach Renovierungsarbeiten wieder aufgenommen werden, wobei das Elvis-Zimmer (Nr. 10, man erkennt es am Balkon) angeblich weiterhin unverändert erhalten bleibt.

Über Park- und Friedrichstraße erreicht der Bad Nauheimer Flaneur die historische Burgpforte, wo das Coverfoto zur Single „A Big Hunk O' Love" entstand. Vis-à-vis wird auf einen Club namens Nirvana verwiesen, vermutlich selbst längst verblichen. Weiter auf der Friedrichstraße geht es nach 140 Metern links in die Hauptstraße, zum Café Bienenkorb. Elvis' geliebtes Erdnussbutter-Bananen-Bacon-Sandwich gibt es dort zwar nicht, aber die Schokoladentorte („Pariser Creme"), die er sich zu seinem 24. Geburtstag schmecken ließ, wird nach wie vor gebacken. Ein Stück to go kostet 2,90 Euro, im Café 3,45 Euro. Im Gegenzug bekommt man circa 4000 Kalorien – ein fairer Deal. Unfair dagegen: Das Elvis-Autogramm, das jahrzehntelang an der Wand des Cafés hing, wurde vor ein paar Monaten geklaut.

Wer sich über die Kurstraße davonstiehlt, findet an der Ecke Stresemannstraße das Café Phono. Früher war dort ein Radio- und Musikgeschäft, in dem Elvis Schallplatten und einen Gitarrenkoffer kaufte. Zurück in der Parkstraße offenbart Haus Nummer 10 das zigarrenschachtelgroße Tabakwarengeschäft Krieger, wo er, wie man dort heute noch weiß, immer seine Villiger-Kiel-Tiparillos holte. Hinter der Ladentheke klebt ein Foto des rauchenden G. I. Presley. Auf der anderen Straßenseite, vor der Tourist Info, wo der geneigte Fan diverse Devotionalien erstehen und mit einem nahezu lebensgroßen King Selfies machen kann, wurde ein Walk of Fame angelegt. Mit dabei: Albert Einstein (hat in Bad Nauheim mal ein Streitgespräch über seine Relativitätstheorie geführt) und Kaiserin Sisi (bedauerlicherweise wurde sie kurz nach ihrem Kuraufenthalt in Bad Nauheim ins Jenseits befördert). Und dann sieht man die Bronzeplatte mit dem Presley-Konterfei und versteht noch mehr als im Angesicht der Stele: Jeder Elvis-Imitator muss zwangsläufig scheitern, das ist Teil der Verehrung.

An der neugotischen Dankeskirche vorbei geht es über eine Brücke, die über ein Flüsschen mit dem größenwahnsinnigen Namen Usa führt und Schauplatz einer Elvis-Fotosession war, wie eine dort angebrachte Tafel belegt. Der Gradierbau I, ein Inhalatorium, erscheint im Blickfeld. Der mandelentzündungsgeplagte Elvis besuchte es regelmäßig, um mit dem wohltuenden Meeresbriseneffekt der Salinen weiteren Erkältungsmalaisen vorzubeugen.

Im Februar 1959 zogen der King und sein Clan in die nur wenige Schritte entfernte Goethestraße 14 und blieben dort bis zum Ende seiner Militärzeit wohnen (Monatsmiete: stolze 3200 Mark). Die Zahl 14 erwies sich auch in anderer Hinsicht als relevant. Im September 1959 begann in der Goethestraße die Romanze mit der erst 14-jährigen Priscilla Beaulieu (übersetzt „schöner Ort"). Da konnte selbst die Rock'n'Roll-Kurstadt nicht mithalten.

Vom 18. bis 20. August 2017 findet in Bad Nauheim das 16. European Elvis Festival statt. An jedem vierten Sonnabend im Monat um 14 Uhr wird eine Elvis-Stadtführung organisiert, Treffpunkt ist an der Tourist Info.

UND DRUNTER WAR ER NACKT

Ob er so kopulierte, wie er tanzte, lässt sich heute nicht mehr mit letzter Sicherheit rekonstruieren. Jedenfalls wechselte Elvis Presley seine Tanzstile so häufig wie seine modischen Vorlieben. Er reüssierte als unbedarfter Südstaatenjunge mit regungslosem Rumpf in einem übergroßen Jackett. Er war als schwitzender Bad Boy im Fetischmaterial Leder zu sehen und schließlich als adipöser Overallträger mit müden Klüsen und Helmfrisur. Ein Blick auf die Kostüme und die Sexiness des King of Rock'n'Roll

VON JENNI ZYLKA

YOU DANCE LIKE YOU FUCK: So heißt es bei Earl B und Josh Homme. Das könnte stimmen. Das könnte auf Elvis zutreffen, könnte der Trick sein. Doch man weiß es nicht. Linda Thompson, Ginger Alden, Anita Wood, Ehefrau Priscilla: Elvis Presleys echte oder behauptete Liebhaberinnen erzählen mal das eine, mal das andere. Ein Fußfetischist mit schwachem Sexdrive sei der King gewesen, ein Muttersöhnchen mit einem Faible für junge Mädchen. Oder auch der beste Liebhaber aller Zeiten. Wenn er tanzt, wie er kopuliert, hat sich seine Masche jedenfalls verändert, so wie sich sein Körper verändert hat. Zu Beginn, 1956, mit 21 Jahren, schwingt der schlaksige junge Südstaatler die legendären Hüften fast unsichtbar – das übergroße Teddy-Boy-Drape-Jacket, das die Knabenschultern verbreitert, wird vorn nur mit einem Knopf geschlossen und fällt wie ein Vorhang bis auf die von einer weiten Hose verhüllten Oberschenkel. Dahinter, das ahnen die erregten Zuschauerinnen, ist aber mächtig was los. Das verspricht das Spiel seiner Beine, das rhythmische Schlenkern, das nervöse Zucken, das bei jeder Drumroll das Tempo verdoppelt. Elvis tanzt zu Anfang seiner Karriere wie ein Highschool-Beau mit Chorea Huntington, wie eine Rock'n'Roll-Marionette, deren Beine an Fäden hängen. Sein kastenförmiger Rumpf bleibt relativ bewegungslos, alles spielt sich unten ab. Am meisten kreischen die Mädchen, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellt, in der selbstbewussten Parodie eines Tanzschritts. Schon zu Beginn seiner Karriere konnte man eine charakteristische Albernheit in Elvis' Auftreten ausmachen, ein Veräppeln der selbst kreierten Bühnenfigur. Er weiß, was er machen muss, um Reaktionen zu bekommen – und hat sich die ganze Zeit im Griff, grimassiert nicht wie Little Richard, vergeht nicht in der Musik wie Jerry Lee Lewis, übertreibt es nicht ins Bodenlose wie der überkandidelte Screamin' Jay Hawkins. Seine Sexiness ist versteckt, aber dennoch zu laut für den verklemmten weißen US-Durchschnitt, der seiner Wirkung auf fiebernde Mädchen mit Angst und Ablehnung begegnet und die musikalisch-performerische Nähe zu den schwarzen Vorbildern erst recht übel nimmt.

Später, in den ausgehenden Sechzigern, als die Elvismaschine auf Comeback geschaltet wird, choreografiert und persifliert der King den Rockertypus. Im engen schwarzen Fetischmaterial Leder betritt er die Bühne, ganz Bad Boy, ganz Trouble, die Haare zu lang, als dass sie bei seinen Moves in Form blieben, die Koteletten nähern sich in Richtung Kinn einander an (von Mungo Jerry ist er allerdings weit entfernt). Und, uiuiui, er trägt nichts drunter, jedenfalls nichts Sichtbares. Dass er so schwitzt, kann also auch eine natürliche Reaktion auf die Lederhaut unter den heißen Studiolatüchten sein und muss nicht an verschreibungspflichtigen Tabletten liegen. In einer NBC-Sendung, die im Juli 1968 aufgezeichnet wird, hat er das Lederjackett gegen ein garantiert angenehmer zu tragendes glänzendes schwarzes Satinhemd getauscht, dazu ein keckes rotes Bandana um den Hals gebunden. Elvis bewegt sich in dieser Zeit sicher, weniger nervös als zehn Jahre zuvor, er wirkt cool und mit seinem Körper einigermaßen zufrieden, und er stellt ihn stolz aus. Dazu ist er albern wie einst im Mai: Kein Take aus keiner

DER ROCKER ELVIS

In „König der heißen Rhythmen" (1964) spielt Elvis Presley einen halbstarken Motorradfahrer, der seine Fäuste nicht beherrschen kann (Bild rechts). Auch bei seinen Comeback-Shows 1968 ist er in Rockermontur zu sehen, doch persifliert er den Typus nun eher, als ihn zu verkörpern

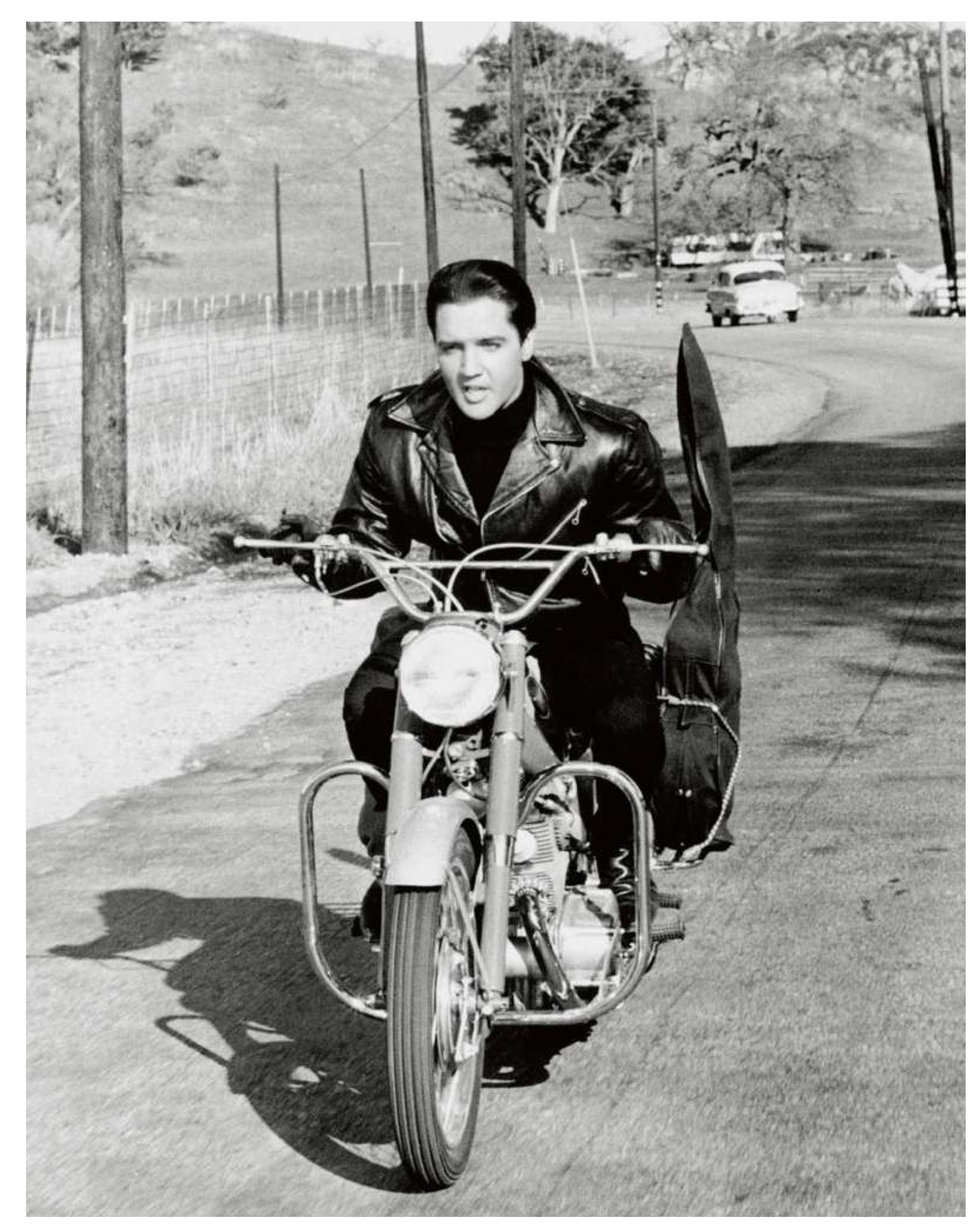


FOTO: PICTURELUX / INTERTOPICS



Showaufzeichnung, bei dem man ihn nicht lachen hört, er kichert zwischen den desperaten und kitschigen Liebesliedern wie drei Pubertistinnen im Bus. Gegen die Hippies der Restwelt, die sich bei Musikfestivals Schlammkuhlen suchen, um darin Babys zu machen, die ihre nackten, haarigen Körper bei Love-ins und auf Plattencovern „full frontal" zeigen, wirkt er wie ein Schauspieler, der ein Sexsymbol der alten Schule spielt. Die Fans sind mit ihm gealtert, ihre Haarteile sitzen und sind festgesprüht, die Hartschalen-BHs stemmen die Brüste in Form. Anders als 1957 würden sich Eltern 1968 freuen, wenn ihre Töchter auf Elvis stünden – er ist das kleinere, überschaubarere Übel, denn seine Sexiness bleibt behauptet. Der andere weltberühmte Lederhosenträger, Jim Morrison, holt ein Jahr später auf der Bühne seine Familienjuwelen heraus, beim engelsgelockten Robert Plant springen sie einem direkt ins Auge, so eng umhüllt das Jeanshüfthöschen die Hasenpfote. Dagegen ist ein Elvis eine sichere Sache. Der tut ja nur so. Der will ja, in allen möglichen übertragenen Sinnen, nur spielen.

Und spielt sich zehn Jahre später direkt in den Abgrund. Da ist sein beweglicher Körper, eingetütet in groteske Einteiler, beinahe unter der Bananensandwich-Schicht verschwunden: Seine Las-Vegas-Outfits sind die große Showgeste, sind gleichzeitig Verkleidung und Panzer. Der weiße, mit Nieten, Fransen und Glitzer angereicherte Elvis-Overall ist offen bis zum Bauchnabel – und, huch!, der King hat Afrika auf der Brust, jedenfalls fast, wer hätte das gedacht? (Zu „Acapulco"- und „Blaues Hawaii"-Zeiten war da kaum mehr ein ausgedünnter Vorgarten.) In seinen letzten beiden Lebensjahren geht der Leptosome verstärkt in die Breite, bewegt sich nur noch eingeschränkt, spielt darum bei seinen Konzerten viele Balladen, viele Gospels. Die mageren Tanzeinlagen muten wie Persiflagen an, Elvis ist zu einer beeindruckenden Parodie seiner selbst geworden, zum besten aller Elvis-Imitatoren, der unaufhörlich in Nullkommanichts schweißgetränkte Handtücher in die Menge schleudert. Er ist permanent druff, gackert mehr denn je, singt aber immer noch absolut spitze. Die Hosenbeine sind Bellbottoms, wenigstens die schlackern noch amtlich. Das Haar ist inzwischen ein schwarzer Helm, an dem statt eines Visiers eine getönte Sonnenbrille hängt, die die klitzekleinen müden Elvisklüsen im aufgedunsenen Gesicht nur notdürftig bedeckt. Ob Elvis in diesem seinem „Legal high"-Zustand sexy ist, scheint er selbst nicht mehr zu wissen, aber vielleicht ist es für die betagteren, bebrillten Fans im Las Vegas Hilton, die kreischen, wenn der adipöse Star ihnen einen feuchten Kuss aufdrückt, sogar tröstlich, dass ihr Idol menschlich ist. Dass es am Ende nicht mehr tanzt und nicht mehr kopuliert. Dass es verblüht, verwittert, vergammelt wie andere Leute auch. Nur etwas pompöser.

DER SPÄTE ELVIS

Nach dem Comeback beginnt Elvis körperlich auseinanderzugehen (oben ein Bild aus dem Film „Elvis –That's The Way It Is", 1970). Sein Look wird unterdessen immer pompöser, die Sonnenbrillen größer, der Schmuckbesatz funkelnder (rechts ein Bild aus der TV-Sendung „Aloha From Hawaii", 1973)

SEINE LAS-VEGAS-OUTFITS SIND DIE GROSSE SHOWGESTE, SIE SIND GLEICHZEITIG VERKLEIDUNG UND PANZER



FOTO: GARY NULL/NBC/NBCU PHOTO BANK VIA GETTY IMAGES



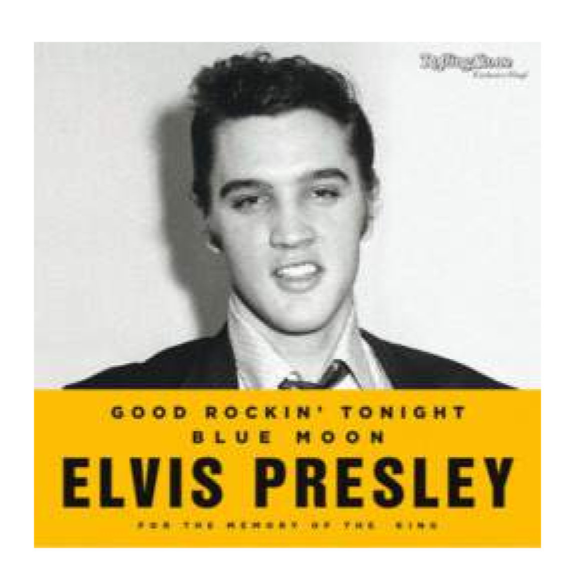
HALBSTARK

Dass Elvis auch vor der Satellitenshow auf Hawaii schon ein globaler Popstar war, kann man unter anderem auf den Bildern sehen, die der Fotograf Karlheinz Weinberger in den frühen 60er-Jahren von Schweizer Halbstarken machte. Sein Buch „Swiss Rebels“ ist im Steidl Verlag erschienen, die dazugehörige Ausstellung noch bis zum 17. September beim Festival Les Rencontres de la photographie in Arles zu sehen

WIE SCHWARZER HONIG AM FIRMAMENT

Hartes Verlangen, zarter Schmelz: Schon zu Beginn seiner Karriere 1954 brillierte Elvis im Rock'n'Roll und im Balladenfach wie kein anderer. Unsere exklusive Single zeigt die beiden Seiten des King

VON WOLFGANG DOEBELING



ELVIS PRESLEYS ERSTE SINGLE HATTE in Memphis eingeschlagen wie ein Blitz. Das gewaltige Donnergrollen war noch weithin zu hören, als Sun-Supremo Sam Phillips eilends eine zweite nachlegte, um die Gunst der Stunde zu nutzen. Mit „That's All Right" war die Transformation einer rustikalen Bluesnummer von Arthur „Big Boy" Crudup in etwas unerhört Neues gelungen, einer spontanen Eingebung folgend, völlig anstrengungslos und doch ungeheuer mitreißend. Für das Follow-up wählte Phillips mit „Good Rockin' Tonight" ein Songvehikel, das ebenfalls in der Rhythm-&-Blues-Traditionslinie lag und mit seinem libidinösen Innuendo geradezu danach verlangte, in Rockabilly verwandelt zu werden.

Roy Brown hatte „Good Rockin' Tonight" 1947 geschrieben und selbst als Jump-Blues aufgenommen, durchaus mit Erfolg. Wynonie Harris, der umtriebige Shouter, machte mit seiner Coverversion im folgenden Jahr dann so vehement Dampf, erzeugte so viel Vortrieb, dass mancher Musikforscher darin heute gar die Geburtsminuten des Rock'n'Roll zu erkennen glaubt.

Produzent Phillips hatte bei der Aufnahme von „Good Rockin' Tonight" im September 1954 besonderen Wert darauf gelegt, dass Scotty Moore sein an Chet Atkins geschultes feingliedriges Fingerpicking zugunsten von mehr Sturm und Drang aufgab, und so schlug der Gitarrist geradewegs den Beat in die Saiten, mit mehr Schärfe, als es die Bläser der Jump-Blues-Vorläufer vermocht hatten, während Bill Blacks pneumatischer Slap das Tempo hoch hielt. Elvis, der jugendliche Eroberer, legt sich mit Aplomb in die Absichtserklärung, gibt sich siegesgewiss hinsichtlich der ersehnten Wonnen, gerade so, als hätte er den Song in diesem Moment selbst kreiert. Und ging es nach den weiblichen Fans, die sich vom brünstigen Trachten persönlich angesprochen fühlten, dann hatte er ebendas. Presleys insistent repetiertes „we're gonna rock" klang in ihren Ohren wie ein süßes Versprechen, das bei späteren Auftritten manchen Ohnmachtsanfall auslösen sollte.

Was Elvis bewogen hatte, ein paar Wochen zuvor ausgerechnet „Blue Moon" aufzunehmen, eine bekannte Schmonzette aus der Feder von Richard Rodgers und Lorenz Hart aus dem Jahre 1934, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es sei ein Lieblingslied seiner Mutter gewesen, wurde gemutmaßt. Selbst Sam Phillips konnte sich später nicht mehr erinnern, welche der zahlreichen veröffentlichten Fassungen des Standards für Elvis' Version Pate gestanden haben mochte. Immerhin hatten sich zahlreiche Sänger daran versucht, nicht zuletzt Frank Sinatra, Billy Eckstine und Ivory Joe Hunter.

Welche Interpretation es auch war, die Elvis zu seiner überaus eigenwilligen veranlasste, er nahm sich die Freiheit einer musikalischen wie lyrischen Umdeutung. Die Ballade mutierte zum Blues, die Bridge wurde abgerissen, die letzte Strophe samt Happy End ersatzlos gestrichen, aus zagem Sehnen wurde unstillbares Verlangen, aus Schmus wurde Schmerz.

Die sparsam und stoisch hingezupften Töne mit leisem Echo, der Verzicht auf jedes schmeichelnde Beiwerk, des Sängers unvermitteltes Kippen in die Kopfstimme, die sich schließlich via Fadeout in der Ferne verliert: Alles berichtet von Verlust und Verlorenheit. Und von Verwundbarkeit. Nie mehr danach hat man Elvis so seelenschürfend erlebt, so ganz ohne Bravado, so sehr in den Grundfesten erschüttert, bloß heulendes Elend.

Josh Homme, der „Blue Moon" bewundernd über sämtliche andere Elvis-Tracks stellt, begründet seine Faszination denn auch mit der verstörenden Wirkung, die diese aufs Songskelett reduzierte Fassung des künftigen King stets unweigerlich auf ihn habe. Und die ihn jedes Mal erneut wütend mache auf Leute, die behaupten, ausgerechnet Elvis habe mit seiner Musik die Schwarzen bestohlen. Was der 19-jährige weiße Junge aus Tupelo/Mississippi mit einer Stimme wie schwarzer Honig hier am Firmament aufhänge, sei weder weiß noch schwarz, vielmehr „such a fucking blue moon".

Die Single können Sie bei rollingstone.de/abo bestellen. Beide Tracks sind auch auf der schönen CD-Box „The Boy From Tupelo" enthalten, die bei Sony erscheint: Die bislang umfangreichste Zusammenstellung der Sun Records-Aufnahmen aus den Jahren 1953-55, inklusive rarer und bislang unveröffentlichter Tracks. Außerdem liegt der Deluxe-Box ein 120 Seiten starkes Booklet mit seltenen Fotos und Memorabilia bei.

Ein Modell ohne Makel

Auf ihrem neuen Album perfektioniert LANA DEL REY ihre Kunst und beschwört die Lebenslust einer versunkenen Ära

VON MAX GÖSCHE



CALIFORNIA DREAMING Del Rey als Blumenmädchen

FOTO: UNIVERSAL MUSIC



STYLE SEI DIE ANTWORT AUF ALLES, HAT CHARLES BUKOWSKI mal geschrieben. Wenn das stimmt, hat Lana Del Rey in ihrer Karriere bisher sehr viel richtig gemacht. Sie hat vier Alben aufgenommen, allesamt Sammlungen stilisierter Dramen im patentierten Vintage-Gewand, und sich selbst als lasziv-aufgedonnerte Diva mit ein paar Blessuren in der Biografie inszeniert: jahrelange Alkoholsucht, unglückliche Beziehungen, you name it. Sie ist von New York nach Los Angeles gezogen, also dorthin, wo Realität und Fantasie vollends zu einer von Stars bevölkerten Poolparty verschwimmen. Wo Hollywood und Hippies und Hipster jeden Tag aufs Neue ein Spektakel der Selbstvergewisserung aufführen. Wo der Abglanz von gestern schon den Glanz von morgen gebiert. Und wo Plattenfirmen eine Popkünstlerin des 21. Jahrhunderts, die Del Rey zweifelsohne ist, mit Etikettierungen wie „sadcore", „tragic romance" und „60s Americana" bewerben. Die erst zur viralen, dann zur kommerziellen Sensation führen. Die Hits „Video Games" und „Summertime Sadness" bescheinigten diesen von vorn bis hinten durchkonzeptionierten Stilwillen eindrucksvoll. Das dazugehörige, ebenso sinister wie verführerisch betitelte Album *„Born To Die"* brachte der 1985 geborenen Elizabeth Woolridge Grant alias Lana Del Rey 2012 den Durchbruch. Folgerichtig wurde das Erfolgsmodell auf den beiden nächsten Platten, *„Ultraviolence"* und *„Honeymoon"*, nur minimal variiert, eher ausgewalzt und um gespreizte Soundscapes, Lolita-Chic und traurig-schöne Borderlineblicke erweitert. Danach schien das Rezept bereits erschöpft.

Es brauchte eine in ihren Äußerlichkeiten überraschende Wendung. Die neue Platte, *„Lust For Life"*, ist eine solche Antithese zumindest im Titel – und auf dem Cover. Da steht Del Rey vor einem alten Farmauto, Blumen ins Haar geflochten, und zeigt ein strahlend weißes Lächeln. „Es ist die Energie, die uns bei den Aufnahmen trug. Alles sollte ein bisschen natürlicher wirken", erklärt die Sängerin, auf ihren moderaten Imagewechsel angesprochen. „Bei *‚Honeymoon'* war ich sehr in meiner eigenen Welt. Ich arbeitete mit meinen Stammproduzenten und war extrem auf meine Arbeit fokussiert. Ich wollte unbedingt mehr veröffentlichen und die Leute dazu bringen, über meine Musik zu sprechen." Und nicht über ihre Person, meint man aus diesen Sätzen herauszuhören.

Gegenüber dem Gossip in Celebritysphären hat sie anscheinend ein ambivalentes Verhältnis entwickelt. Berühmte Freunde, ja, okay, aber bitte keine privaten Fragen im Interview, lautet die Order der Pressedame, die das Gespräch überwacht. Wohl auch um der Neugier ein wenig Vorschub zu leisten, kündete Del Rey schon im Vorfeld an, *„Lust For Life"* habe sie für ihre Fans gemacht. Immerhin spart sie sich für this year's model die an Abgedroschenheit kaum zu überbietende Phrase vom „persönlichsten Album". „Ich wollte diesmal mehr Musik einfließen lassen, die ich gern höre", sagt Del Rey. Beispiele? Beatles und Shangri-Las.

Ein bewährtes Mittel, um von der eigenen musikalischen Stagnation abzulenken, besteht darin, Gäste ins Studio zu laden, um die Tracklist anschließend mit einigen Featuring-Zusätzen zu verzieren. Tatsächlich gelingen Del Rey auf *„Lust For Life"* ein paar der besten Songs seit *„Born To Die"*. Etwa „Tomorrow Never Came", ein offenkundiger Verweis auf das Beatles-Stück „Tomorrow Never Knows". Del Rey hatte ein paar Verse und Melodieschnipsel und fragte Sean Lennon, ob er den Song für sie vervollständigen könne. Der Sohn von Yoko und John lieferte einen Schwanengesang, der auch aus der Feder seines Vaters stammen könnte, circa *„Mind Games"*. Es ist eine Hommage von beinahe beängstigender Geschichtsidylle. Die Kinder von Steve Jobs und Chai Latte imaginieren die goldene Vergangenheit – auf dass alles so sein möge, wie es nie war.

Wesentlich moderner kommt der Titelsong daher, für den Del Rey The Weeknd als Duettpartner auserkoren hat. „Climb up the H of the Hollywood sign", empfiehlt sie da. Was sie im „Lust For Life"-Video auch gleich tut, in Spitzenschühchen, Ringelsöckchen und rotem Kleid. Oben streckt ihr der kanadische R&B-Überflieger die Hand entgegen, bevor sie sich aneinanderschmiegen, ein paar Tanzschritte über dem Lichtermeer von L.A. wagen und einander zu cremigem Electrosoul bitten, alle Klamotten auszuziehen. Ist natürlich alte Prince-Schule der überhitzten sexuellen Koketterie.

Als weitere Mitstreiter oder Koautoren treten Stevie Nicks sowie die beiden Rapper A$AP Rocky und Playboi Carti in Erscheinung. Damit nicht genug, zu einer Künstlerin vom Format einer Lana Del Rey gehört eine Riege von Studioassen, darunter ihr langjähriger Produzent Rick Nowels, der nicht nur häufig an Del Reys Songs mitschreibt, sondern auch in den Credit-Büchern von Adele, Madonna, Nelly Furtado, John Legend und Santana auftaucht, um nur ein paar seiner bekanntesten Kunden zu nennen. „We had a couple of cooks in the kitchen", meint Del Rey knapp zur Studioarbeit und kichert kurz.

Viel interessanter sind jedoch die Songs geraten, bei denen man nicht den Eindruck hat, dass daran ein Schwarm Erfolgsgaranten mitgewirkt hat. Zum Beispiel bei „Coachella – Woodstock In My Mind", das den Versuch einer Reflexion über den Spirit und die Nachhaltigkeit von Festivalbetrieben unternimmt. „I was at Coachella/ Leaning on your shoulder/ Watching your husband swing in time/ I guess I was in it/ 'Cause, baby, for a minute/ It was Woodstock in my mind/ Then the next morning/ They put out the warning/ Tensions were rising over country lines", heißt es darin. Leise Zweifel scheinen in diesen Zeilen zu stecken. Eskapismus und Hedonismus versus brutale Realität. Jeder Mensch, der die Entwicklungen in den USA auch nur ansatzweise verfolgt hat, wird sich vorstellen können, welche Spannungen gemeint sind.

Doch kann Popmusik wirklich noch ein Gefühl der inneren Befreiung erzeugen? Oder ist alles nur noch ein guter Marketingtrick, garniert mit ein bisschen Flowerpower-Folklore? Del Rey ist schlau genug, um zu wissen, dass die Dinge komplexer liegen: „Tried to sit and use it/ All of the love that I saw that night/ 'Cause what about all these children/ And what about all their parents/ And what about all their crowns they wear/ In hair so long like mine/ And what about all their wishes/ Wrapped up like garland roses/ Round their little heads?" Was ist mit den Träumen und Wünschen einer Generation, die in Konzerten für ein paar Stunden den Alltag suspendiert? Einer Generation, die in den Lebenslauf zwar den Imperativ „Anything goes!" schreibt, das aber immer seltener glaubt. Kann die aus einem Live-Ereignis wie Coachella noch eine nachhaltige Idee, eine Vision von morgen entwickeln?

Im Interview antwortet Del Rey auf die Frage, was die Hippiekultur für sie bedeute, offen und diplomatisch zugleich (wieder so ein Meisterstück, das vielleicht nur diese Generation der Selbstoptimierer beherrscht): „Damals war das alles neu, Liebe und Frieden, keine Kriege mehr. Das muss damals berauschend gewesen sein. Heute geht es vor allem darum, Spaß zu haben."

Das sagt sie ohne Bitterkeit, ohne Sarkasmus. Denn was könnte mehr Pop sein, als sich in Parallelwelten wegzusedieren? „Wenn ich selbst im Publikum stehe, empfinde ich das als eine der befreiendsten Erfahrungen, die man machen kann, weil alle Teil einer gemeinsamen Stimmung sind.“

Und alles ist eine Frage des Stils. „To do a dull thing with style is preferable to doing a dangerous thing without it“ lautet das Credo bei Bukowski. Lieber etwas Althergebrachtes in neuer als etwas Neues in schäbiger Verpackung. Tatsächlich beschreibt diese Deutung eins zu eins das Gesamtkunstwerk Lana Del Rey. „Love“ etwa, eine der Singles von *„Lust For Life“*, hat die Anmutung eines Phil-Spector-Stücks, das durch extreme Verlangsamung und den Einsatz von irre viel Reverb klingt, als würden die Ronettes in Zeitlupe durchs Weltall gleiten. Das konservierte Sixtiesgefühl, Nostalgie 2.0 – die Verpackung muss stimmen.

Zu diesem Eindruck passte auch die Nachricht, dass Del Rey sich im Jahr 2015 die Vornamen ihrer Idole Nina Simone, Billie Holiday, Whitney Houston und Amy Winehouse oberhalb ihrer linken Brust tätowieren ließ. Auf ihrem rechten Arm prangt dagegen das Tattoo „Whitman Nabokov“. Noch so eine Hommage an von ihr bewunderte Freigeister, mit denen sie augenscheinlich das Bedürfnis teilt, sich ungezwungen zu äußern, auch wenn das zu Missverständnissen führen kann.

> ” Ich denke, dass ich heute mehr darüber weiß, was Liebe ist “

Zwar sind Del Reys Musik und Erscheinung zu glatt, um ernsthafte Kontroversen zu provozieren, aber natürlich haben es in der Vergangenheit ein paar politisch Überkorrekte vollbracht, ihr eine antifeministische Haltung vorzuwerfen. „Als ich zum ersten Mal davon hörte, dass ich eine Antifeministin sei, dachte ich: Ich kann nur darüber schreiben, wer ich im Hier und Jetzt bin.“ Absurderweise ging es dabei weniger um ihre knappen Kleider, den ausgestellten Schmollmund, die Schlafzimmerblicke in ihren Musikvideos – sondern um eine bestimmte Art, an der Liebe zu leiden, die einige wohl als Opferrolle fehlinterpretiert haben. Del Rey erklärt: „Ich habe nun mal nicht besonders viele Beziehungen gehabt, die romantisch perfekt verlaufen sind. So gesehen war ich auf bestimmte negative Erfahrungen beschränkt.“ Inzwischen habe sie dazugelernt, die vielen Teenager, die zu ihr aufschauen, erfordern das: „Ein Vorbild zu sein kann schon hart sein, aber ich denke, dass ich heute mehr darüber weiß, was Liebe ausmacht.“

Nervig sei allerdings, dass manche die Metaebene ihrer Songs nicht kapierten. „God Bless America And All The Beautiful Women In It“, ein weiterer neuer Song, dürfte Del Reys Credibility als selbstbestimmte Künstlerin zumindest ein wenig aufbessern. Denn die Schönheit liegt hier natürlich im Bewusstsein. „Das habe ich im Zuge der Proteste der Frauen gegen Trump geschrieben. Ich war bei meiner Schwester, und wir unterhielten uns darüber, warum sich so viele Frauen in den USA entmutigt fühlten. I wanted to shout out to all of my fellow women.“

Womit der Feminismus à la Del Rey auch schon erschöpft ist. Aber mal ehrlich, von Lana Del Rey feministische Statements einzufordern ist ungefähr so sinnvoll, als würde man auf eine kritische Rassismusstudie von Clint Eastwood warten. Für alle anderen spielt sie weiterhin ihre Rolle des fleischgewordenen Highschooltraums, der ältere Männer frohlocken lässt, weil sie sich an die verblasste Kraft ihrer Libido erinnern können, ohne gleich die kulturelle Deutungshoheit fahren zu lassen. Sie spielt die Rolle des Popstars, der jungen Frauen das Gefühl gibt, dass jemand da draußen ist, der sexy und stark und sensibel zugleich ist, jemand, der sie in ihrem Schmerz über gescheiterte Liebschaften spürt.

Und diese Rollen spielt Lana Del Rey absolut makellos.

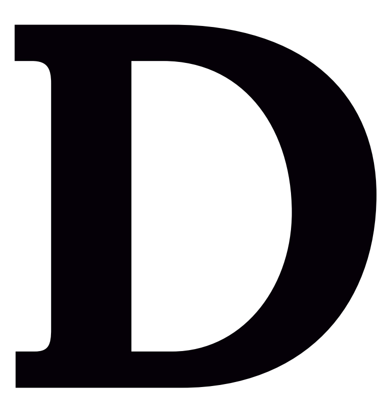


MARX UND MURX

Die Linkspartei wollte sich vor 20 Jahren für Koalitionen „öffnen". Bis heute hat sich nichts getan. Ihr ewiges „Mit euch geht links nicht" bedeutet auch: Mit uns geht links nichts

TEXT VON PETER UNFRIED

ILLUSTRATION VON FELIX REIDENBACH



IE LINKSPARTEI – ALSO WAS SOLL DENN DAS ÜBERHAUPT?" DER STELLVERTRETENDE Fraktionsvorsitzende Jan Korte schaut auf. Kurze Denkpause. Wirft er einen jetzt gleich wieder raus? Nein, er lacht. Blickt rüber zur Marx-Büste auf seinem Schreibtisch. „Na, das ist mal 'ne Einstiegsfrage", sagt er.

Oder eine Ausstiegsfrage, denn genau darum geht es ja nun seit Jahren, ohne dass sich auch bei dieser Bundestagswahl irgendetwas bewegt zu haben scheint. Bleibt die Linkspartei im Bund eine linkspopulistische Protestpartei? (Wofür einiges spricht, nicht zuletzt die Spitzenkandidatin Sahra Wagenknecht.) Oder wird sie eines Tages eine brauchbare sozialpolitische Reformpartei, wofür etwa der andere Spitzenkandidat, Dietmar Bartsch, stehen möchte?

Die einen sagen: „Logisch!", die anderen schließen es nicht für immer aus; aber für diese Wahl ging nach dem Parteitag von Hannover eine Verantwortungsübernahme auch schon wieder den Bach runter. Außer der FDP macht sowieso jede Partei in diesem Wahlkampf business as usual.

Linkspartei wählen kann man sich weiterhin als einzige mögliche „Haltung" eines nicht systemangepassten Gerechtigkeitstyps erklären, selbstverständlich. Aber real stärkt es die Union und ihre Kanzlerin, weil durch das tote Koalitionskapital gegen

sie wohl keine Regierung zu bilden ist, geschweige denn eine mit anderer Ausrichtung. Das Paradox der Linkspartei besteht darin, dass sie zur SPD sagt: Mit euch geht links nicht. Aber gleichzeitig damit auch sagt: Mit uns geht links nicht.

Vielen ist das recht so, anderen schnurz, und dann gibt es sogenannte Reformer in der Partei wie Korte oder Parteichefin Katja Kipping, die reformieren so vor sich hin – aber es ist über 20 Jahre her, dass die damaligen Chefs Gregor Gysi und Lothar Bisky die noch unter PDS firmierende Nachfolgepartei der Sozialistischen Einheitspartei der DDR für Regierungskoalitionen öffnen wollten.

Die Linkspartei wurde dann 2007 gegründet, ein Zusammenschluss aus PDS und der WASG, die sich im Westen aus Protest gegen Arbeitsmarktreformen und Sozialkürzungen der rot-grünen Bundesregierung formiert hatte. Der stimmungskompetente Ex-SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine hatte das Gespür dafür, dass der gesellschaftliche Markt für dieses Politprodukt bereit war. Zum einen fehlte angesichts der dauermitregierenden SPD eine parlamentarische Mitte-unten-Vertretung, zum anderen gab es eine salonlinke identitäre Entfremdung mit Sozialdemokraten und Grünen. 2009 war die neue Partei mit 11,9 Prozent auf dem Höhepunkt, bei der letzten Wahl sackte sie auf 8,6 Prozent ab, was sie mathematisch immer noch zur derzeit stärksten Oppositionspartei macht.

Nun währt ein menschliches Leben ja auch nicht ewig, schon gar nicht in den Schichten der Deklassierten, und da fragt man sich schon, wann diese Partei denn nun nicht nur sprechend repräsentiert, sondern mit der Gerechtigkeit real loslegt.

Da sind wir schon bei einem kleinen Problem: das ist die Demokratie. In dieser Demokratie ist es so, dass einen ein Viertel der Menschen wählt, wenn man so ungerecht ist wie die SPD, und acht oder neun Prozent, wenn man so gerecht ist wie die Linkspartei. Wenn man allerdings so schlimm ist wie aus deren Sicht Angela Merkel, dann kriegt man 40 Prozent. Und da sind wir beim nächsten Problem, das auch einige Parteimitglieder immer wieder mal umtreibt: der Frage, ob denn der demokratische Parlamentarismus das richtige „System" ist, um die moralisch übergeordneten Interessen des „Volkes" durchzusetzen, womöglich auch gegen den Willen der Leute.

Rein ins Parlament: Jan Korte hat sein Bundestagsbüro mit zwei Heldenverehrungen versehen. Die eine ist besagte Karl-Marx-Büste auf seinem Schreibtisch, die andere ein Plakat von The Who an der Eingangstür. Seine Tasche hat vorn das hübsche Who-Emblem drauf, und jetzt schwärmt er auch schon vom Who-Konzert in Oberhausen im vergangenen Herbst, das mit „Won't Get Fooled Again" offenbar epochal endete. Sein Mitarbeiter ist in den Dreißigern und sagt leicht amüsiert, der Chef höre nur so Zeug, obwohl der eigentlich auch zu jung dafür sei.

Korte ist 40, nicht groß, hat volles, leicht rötliches Haar und trägt zumindest heute informelle Kleidung. Ach ja, er ist Wessi. War mal Grüner. Sein Wahlkreis liegt in Sachsen-Anhalt um Bitterfeld herum, einen zentralen Braunkohle- und Chemiestandort der DDR, der nach dem Anschluss an die Bundesrepublik 1990 deindustrialisiert wurde. 2009 wurde Korte dort direkt gewählt, 2013 unterlag er dem CDU-Kollegen, holte aber immer noch 25 Prozent der Zweitstimmen. Er ist also Volksparteivertreter. Das erdet extrem.

Wenn er mit seinen Leuten reden will, lauert er ihnen auf dem Bitterfelder Wochenmarkt auf. Ins Wahlkreisbüro geht ja kein normaler Mensch. Er kommt ihnen aber nie mit intellektuellen Diskursen, und er sagt auch nicht so etwas Abstraktes sagte wie: „Ich bin für einen Neustart in Europa." Denn dann würden die sagen: „Hä, was ist denn mit dem los? Geh mal schön nach Hause, Korte!"

Kurzum, er vertritt keine universalen Positionen, er vertritt realexistierende Menschen, tendenziell im Einkommensbereich Mitte bis unten. Auch die Sklaven der Dienstleistungsgesellschaft und Bezieher von Arbeitslosengeld II, denen aus seiner Sicht sonst niemand signalisiert, dass er zumindest weiß, dass es sie gibt.

Die Arbeitsmarktreformen von Rot-Grün in der ersten Hälfte der Nullerjahre sind für ihn ein „Epochenbruch". Zwar sind heute die meisten Menschen erwerbstätig, aber im unteren Teil fehlt es nicht nur an Geld, sondern an Respekt, Status und der Sicherheit einer Lebensplanung. Zentraler Strang linker Politik ist für ihn die Planbarkeit des Lebens.

Die Linkspartei ist in Kortes Augen keine Protestpartei mehr, sondern etabliert, da sie nicht nur in einigen Ländern mitregiert, sondern seit Ende 2014 mit einem Ministerpräsidenten, Bodo Ramelow in Thüringen. Findet er gut. Allerdings hat man in der Folge eben auch die Repräsentanz von Protestwählern verloren. Konkret: Die sind zur AfD, die bei der letzten Landtagswahl 24 Prozent holte und die Linkspartei auf 16 Prozent schrumpfte.

Allianzen mit anderen Menschen bereitet man nicht vor, indem man ihnen ständig sagt, dass sie schleimige, habgierige, feige Verräter sind

Zwar werden im klassischen Denken die einen ganz links und die anderen ganz rechts verortet, aber man könnte auch sagen, dass die politische Verortung mit einem Kreis besser beschrieben ist. An dessen hinterem Ende treffen rechts und links außen zusammen: bei der Fremdenfeindlichkeit und der strikt national definierten sozialen Gerechtigkeit.

Im politischen Kindergartendenken gehen soziale Gerechtigkeit und emanzipatorischer Fortschritt selbstverständlich Hand in Hand. In der Realität sind es oft Gegensätze: Je weniger Geld- und Bildungsressourcen und eigene Perspektiven jemand hat, desto kleiner will er seine Welt sehen. Gerade die ostdeutschen Kleinbürger haben nicht immer soziale, sondern kulturelle und konservative Bezugsprobleme. Flapsig gesagt: Mehr homogen, weniger homosexuell. Eine überwältigende Mehrheit der Linkspartei-Wähler steht überhaupt nicht darauf, dass „der Islam zu Deutschland gehört". Manche sind sich nicht sicher, ob sie selbst zu Deutschland gehören – wollen. Korte sagt, er wolle die Entrechteten vertreten, dafür aber keinesfalls antidemokratische Standpunkte übernehmen.

Er zählt nicht zu denen, die die SPD erziehen wollen. Ein Mitte-links-Bündnis braucht eine Mitte. Also sollen SPD und Grüne ihren Teil der Gesellschaft einbringen, letztere den „liberalbürgerlichen". Korte fragt, wo das Problem sei.

Na ja, das Problem ist, dass schon nach 2009 im Grunde und rein theoretisch ideale Bedingungen herrschten: Union und FDP regierten unter großem Geächze, die drei anderen in der Opposition – Linkspartei mit Rekordergebnis, Grüne mit Rekordergebnis, SPD mit Minusrekordergebnis. Jetzt gehen wir es aber an, hieß es da. Man gründete umgehend das Institut für Soziale Moderne als „linke" Werkstatt zur Vorbereitung des neuen Projekts. Und dann schlief das auch schon wieder ein. Außerdem stand die nächste Wahl an. Es steht immer eine Wahl an. Wie in anderen menschlichen Zusammenhängen kommt es nie dazu, dass man grundsätzlich umplanen kann – weil die Gegenwart stärker ist.

Wenn nun also die Reformer denken, das Beste sei eigentlich eine künftige Bundesregierung aus Union, Grünen und FDP, weil dann SPD und Linkspartei in der Opposition wirklich mal was aufbauen könnten, dann hört sich das gut an. Erst mal. Aber beim Betrachten der Wirklichkeit auch wieder unwahrscheinlich. Dazu kommt, dass die Reformer sich auch nicht einig sind. Es gibt die einen Reformer wie Korte. Und andere Reformer wie die Parteivorsitzende Katja Kipping.

2012 beim Parteitag in Göttingen flog der „Laden", wie Korte zu sagen pflegt, wirklich fast auseinander. Gregor Gysi legte den „Hass" zwischen den Lagern offen. Korte und Kipping agierten damals in unterschiedlichen Seilschaften, am Ende wurde Bartsch nicht zum Vorsitzenden gewählt, was Korte gewollt hatte. Für diese Bundestagswahl taten sich Bartsch, Korte und Wagenknecht zusammen. Dieser temporäre Fraktionspakt ist nun wiederum nicht der Pakt der Parteizentrale am Rosa-Luxemburg-Platz und der Parteivorsitzenden Kipping. Puh.

Es dauert geschlagene 32 Minuten, bis Katja Kipping in ihrem Bundestagsbüro zum ersten Mal „neoliberal", sagt. Neoliberalismus ist das Wort, mit dem klassische Linke sonst alle Übel der Welt erklären. Aber dies ist ein „Hintergrundgespräch", bei dem das Band nicht mitläuft, und entsprechend redet sie. Weniger dogmatisch, mehr so normal. Wie eine sozialökologisch-realistische Politikerin.

Neben ihr läuft ein Fernseher mit Live-Übertragung aus dem Bundestag. Sie muss gleich zu einer Abstimmung. Im Regal stehen drei Ordner „Dresden" (da kommt sie her), drei Ordner „Hartz IV" und einer „Schicksale".

Kipping, 39, trägt den Pullover und die Haare rot (zwei leicht verschiedene Farbtöne allerdings), ihr Gesicht ist ernst und unverbittert. Ihre These lautet, dass eine Mitte-links-Regierung, bei der die linkeste Kraft ständig Kompromisse macht und eine Mitte-rechts-Opposition eine Reprä-

sentationslücke auf links mit sich bringt. Mitte-links repräsentiert für sie Mitte-unten und kann das nur, wenn die Linkspartei aus einer Position der Stärke dazukommt, nicht mit sieben Prozent. Weshalb sie aus dem Unter-zehn-Prozent-Ghetto raus muss. Ihr interessantes Argument ist, dass es – ausgerechnet – die Linkspartei für eine politisch überarbeitete EU brauche. Dafür müssten Merkel und Schäuble abgewählt werden. Dass es kein klassisch linkes proeuropäisches Projekt gebe, bestreitet sie. An anderer Stelle lässt sie erkennen, dass es für sie keine Zukunft hat, immer nur den anderen zu sagen, wie bescheuert sie sind. Aber jetzt ist Wahlkampf, also reicht man in den nächsten Wochen die üblichen „Brot-und-Butter-Themen" – das klassische Empörungsrepertoire.

„Versprochen und gebrochen" ist eine Signature-Werberubrik auf der Facebook-Seite von Sahra Wagenknecht, in der sie liebevoll-fanatisch „gebrochene Versprechen" der SPD auflistet. In Wagenknechts Ein-Song-Jukebox wird mit moralischer Verachtung insistiert, die SPD krieche vor „Konzernlobbyisten und Superreichen", stehe für „Lohndrückerei, Rentenkürzungen, Steuerungerechtigkeit". Undsoweiterundsofort.

Wagenknecht, 48, steht für diese Partei, nicht (mehr) Gysi und (noch) nicht Kipping. Ob sie nun auf Parteibeschlusslage spricht oder gegen diese Beschlusslage Merkels Flüchtlingspolitik von rechts angreift, das unterscheidet die breite Öffentlichkeit überhaupt nicht. Da kann Kipping noch so viel hinterherrufen.

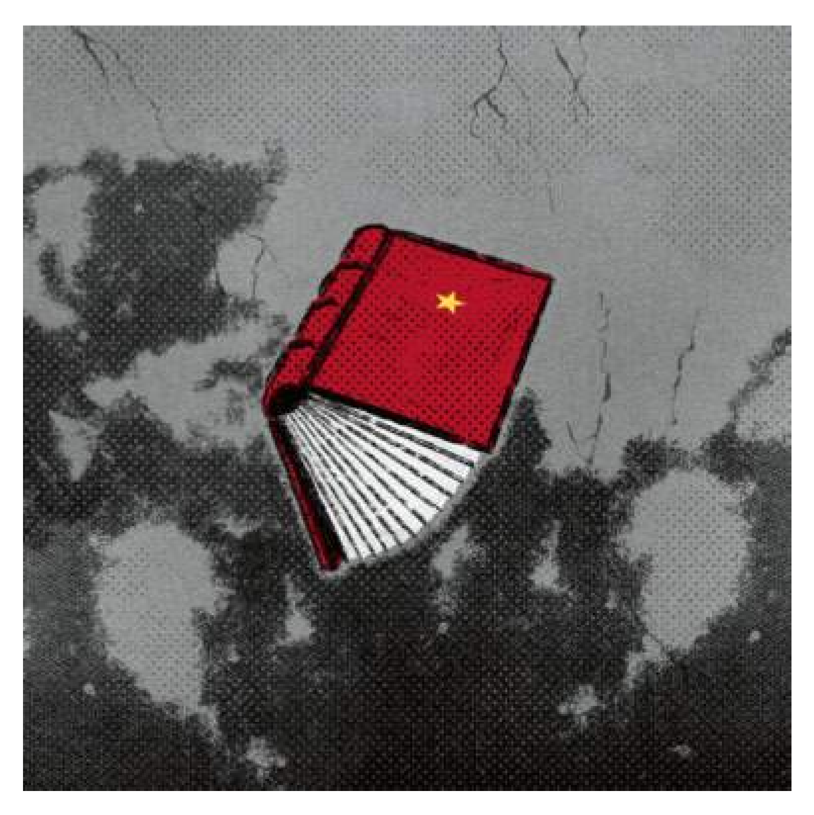
Die Figur Wagenknecht entwickelte sich aus DDR-Repressionserfahrungen, freiwilligem SED-Eintritt, Stalinismus-Befürwortung, Dissertation in Volkswirtschaft und einer Ehe mit Oskar Lafontaine. Der Produktkern ist heute talkshowtaugliche Radikalopposition mit ökonomischer Kompetenz und moralischem Überschuss.

Daraus ergibt sich ein fundamentales Problem: Lafontaines Parteigründungsimpetus einer gerechten SPD darf niemals erreicht werden, sonst braucht es ja die Linkspartei nicht mehr. Und Mitregieren ist zumindest für die Marke Wagenknecht unmöglich, weil sie dann in der komplizierten Weltrealität handeln müsste, was häufig eben bedeutet: sich arrangieren, mitmachen. Und Allianzen mit anderen Menschen – und das sind Politiker nun mal auch – bereitet man bei allem berechtigten Professionalitätsanspruch nicht inhaltlich und emotional vor, indem man den potenziellen Partnern ständig sagt, dass sie schleimige, habgierige, feige Verräter seien. Von den wirklich koalitionsausschließenden politischen Positionen bei NATO, Sicherheits-, Ukraine- und Russlandpolitik gar nicht zu reden. Der Parteitagsbeschluss XIV-3523 etwa lautet, dass die „US- und NATO-Infrastruktur in Deutschland für den Aufmarsch gegen Russland" wegmuss.

Womit das fundamentalste Problem aber noch gar nicht angegangen ist.

Weder Sozialisten noch Sozialdemokraten sind in der Lage, Gerechtigkeit unter den Bedingungen von Globalisierung, Digitalisierung und Klimawandel zu definieren. Entweder arbeitet man mit einem offenen Markt, oder man landet schnell bei Jean-Luc Mélenchons nationalem Protektionismus und dessen EU-Feindlichkeit.

Alle Parteien kämpfen mit dem Problem Ideologie versus Wirklichkeit. Europas Linke haben kein proeuropäisches Projekt, weil die EU für sie immer neoliberaler Feind ihrer Kundschaft ist. Typisch dafür sind die widersprüchliche Ansagen von Wagenknecht in Sachen mehr EU oder weniger EU: Sie fordert strenge EU-Regeln gegen Steuerdumping, also Eingriffe in die nationale Steuerautonomie. Aber grundsätzlich will sie mehr Souveränität für nationale Regierungen und Parlamente in der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Eine demokratischere EU ist für sie immer eine linke EU. Doch faktisch fehlen für eine linkere EU schlicht linke Mehrheiten in den Mitgliedstaaten und im EU-Parlament.



Und dann ist da noch etwas: Die Grünen haben zwei Flügel – aber die sogenannten Strömungen der Linkspartei sind für Außenstehende nicht zu dechiffrieren und in ihren Abgründen und ihrem Systemüberwindungsgrad nicht annähernd zu verstehen. Sozialistische Linke (Lafontaine), Sozialistischer Dialog, Antikapitalistische Linke, Sozialistische Alternative, Emanzipatorische Linke (Kipping), Netzwerk Reformlinke (Korte), Forum demokratischer Sozialismus (Bartsch), Kommunistische Plattform (Wagenknecht), nicht zu vergessen die „Linke Antikapitalistische Linke/Sehr Kommunistische Plattform" (im Gegensatz zu den „Rechten" bei den Linken und den nicht sehr kommunistischen Kommunisten). Die heißen übrigens wirklich so, das ist keine Parodie. Jedenfalls nicht intendiert.

Und dann auch noch die Altkader vom MfS. Und der Ost-West-Graben. Die Wessis sind teilweise ordentliche Gewerkschafter wie Kippings Kovorsitzender, Bernd Riexinger. Und teilweise übrig gebliebene Verrückte aus den K-Gruppen der Siebziger. Die Mitglieder im Osten sind in der Regel 65+ und waren früher Stützen des sozialistischen, also totalitären Systems.

Manche sind inzwischen pragmatischer als die ideologischen Wessis, anderen aber ist selbst das frühere SED-Zentralkomitee-Organ „Neues Deutschland" nicht mehr „links" genug. Dessen Redaktion sitzt seit 45 Jahren hinter dem Berliner Ostbahnhof, der früher der Hauptbahnhof der DDR war. In dem leicht angeranzten Plattenbau logieren auch die KPD, die DKP, die Rosa-Luxemburg-Stiftung und, nicht zu vergessen, die Initiativgemeinschaft zum Schutz der sozialen Rechte ehemaliger Angehöriger bewaffneter Organe und der Zollverwaltung der DDR. Dieser eingetragene Verein kämpft für höhere Renten für ehemalige Stasibeamte.

An der Frontseite prangt ein Marx-Spruch. Im zweiten Stock sitzt Tom Strohschneider, 43, der Chefredakteur des „ND", früher „taz". Ostbiografie. Einer der profiliertesten Journalisten für die Themen Linkspartei und Rot-Rot-Grün. Bei Strohschneider – Jeans, Brille, kurzes, dichtes Haar – steht der Marx nicht auf dem Tisch, sondern hängt als Poster an der Wand. Bei der Frage, worauf das denn hinauslaufen solle mit dieser Partei, lächelt er.

„Parteien sind sich ja selbst erst mal genug", sagt er. Er sagt auch, dass es gute Gründe gegeben habe, die Staatsklasse der DDR in die PDS überzuführen und erst mal auf ihrem Weg in die Bundesrepublik zu begleiten. Vielleicht trifft das ja auch auf die „Sozialistische Zeitung" zu, wie das „ND" heute im Untertitel heißt. Laut IVW verkauft man 26.700 Exemplare täglich, überwiegend im Osten, und ist vermutlich, gegen Strohschneiders Ansprüche, für die Leser eine (Verlorene-)Heimat-Zeitung.

Strohschneider findet, dass es durchaus eine Art rot-rot-grüne Partei in Deutschland gebe – nur rekrutierte die sich eben nicht aus SPD, Grünen und Linkspartei, sondern nur aus Teilen dieser drei Parteien. Entsprechend gibt es in allen dreien auch noch Vertreter anderer inoffizieller Parteien. Das aber führt dazu, dass Parteien nicht mehr wie in der guten alten Zeit als kohärente Identitätsmodelle funktionieren. Sie tragen das andere, das einem nicht in den Kram passt, bereits in sich. Zukunftsbereit ist man, wenn man damit umgehen kann. Als Partei, indem man das Entweder-oder-Denken überwindet und dadurch nicht immer nur Konflikte produziert. Und als Bürger, ob nun mit West- oder Ostbackground, indem man seine Wahl daran orientiert, dass man Zukunft gewinnen will und nicht eine biografische Idee von sich verteidigen.

Aber das ist leicht gesagt. Manche „ND"-Stammkunden werden erst wieder wach, wenn angeblich Lenin- mit Stalinzitaten verwechselt werden. Jetzt nimmt Strohschneider einen Leserbrief vom Schreibtisch. Das Blatt sei mittlerweile „die Speerspitze des deutschen Imperialismus", mailt ihm ein enttäuschter Abonnent.

Darauf muss man erst mal kommen.

Bissige Grüße aus L.A.

Seine neuen Songs handeln von dunklen Angelegenheiten – aber **RANDY NEWMAN** bleibt optimistisch: Noch ist die Welt nicht verloren. Ein Gespräch mit dem großen Songwriter



VON BIRGIT FUSS

FOTO VON AXEL MARTENS

AS DONNERGROLLEN HAT GERADE NACHGELASSEN, aber draußen regnet es immer noch in Strömen, als Randy Newman angeschlendert kommt. Im Freizeithemd und mit Turnschuhen sieht er wieder mal aus wie ein amerikanischer Tourist, der vom Schmargendorfer Schlosshotel aus demnächst eine Sightseeingtour zum Brandenburger Tor unternehmen wird. Aber den 73-Jährigen interessieren ganz andere Dinge.

Vier Jahre lang hat er sich mit den neun Songs seines neuen Albums *„Dark Matter“* herumgeschlagen. Er verwendet tatsächlich dieses Wort: „herumgeschlagen“. Dabei macht er doch seit 56 Jahren nichts anderes – zunächst als Songwriter für andere, dann auf seinen eigenen Studioalben (zehn von 1968 bis 2008) und sehr vielen Soundtracks (zwei Dutzend, 18-mal für den Oscar nominiert, zweimal gewonnen). So lange wie diesmal hat er allerdings selten im Studio gesessen, ein ganzes Jahr lang „jeden Tag ein bisschen“. Er ist stolz auf das Ergebnis, aber auch unsicher, „der Aufwand soll sich ja gelohnt haben“.

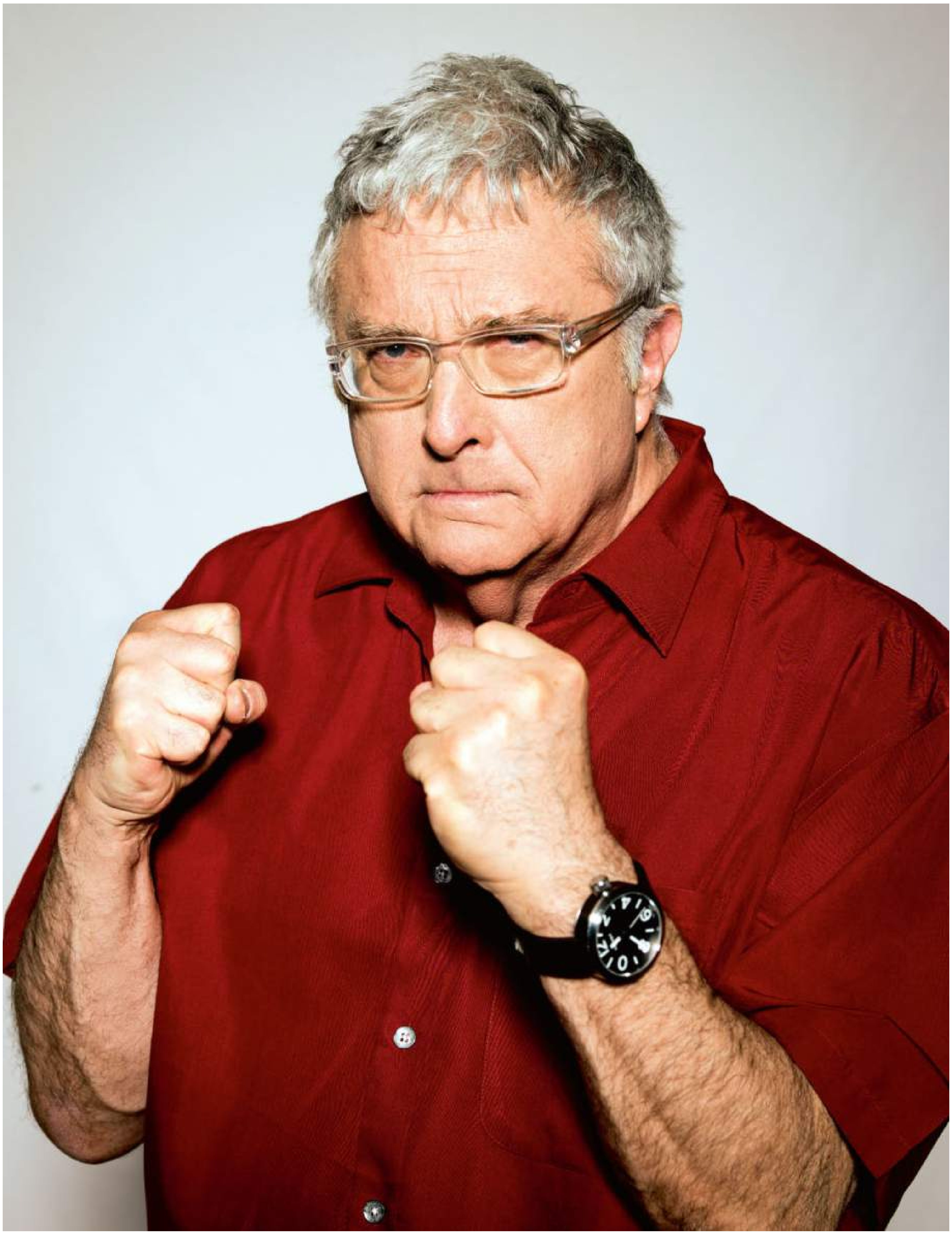
Ein Journalist hat ihm gerade erzählt, dass er Teile des Auftaktsongs, „The Great Debate“, schon 2012 vorgespielt habe. Das wusste Newman nicht mehr, aber er erinnert sich immerhin daran, dass „Wandering Boy“ bereits 2015 im Berliner Admiralspalast auf der Setlist stand. „She Chose Me“ übrigens auch. „Wirklich? Mein Gott! Aber das hatte ich schon viel länger in der Tasche“, sagt er fast entschuldigend. In Gesprächen wirkte er häufig ein bisschen nervös, aber dass er seine Hände jetzt ständig in Bewegung hält, liegt vielleicht vor allem daran, dass die rechte ziemlich zittert. Oft hält er sie mit der linken fest oder klemmt sie unters Bein, so hat er alles im Griff – genau wie er manchmal, wenn er sich verhaspelt, kurz innehält und dann doch noch die Pointe kriegt.

Sie sagen immer, dass Sie gern reden, aber Ihre Songs waren bisher meist lakonisch. Nun ist gleich der erste, „The Great Debate“, mehr als acht Minuten lang. Ging es nicht kürzer?

Das habe ich mich auch gefragt! Ich habe versucht herauszufinden, was diese Typen, die in dem Lied vorkommen, sagen würden. Welches Vokabular würden sie verwenden? Es geht um den Kampf Wissenschaft gegen Religion, und in meiner Version verliert die Wissenschaft. Für mich ist das unvorstellbar: dass irgendwer in der westlichen Welt die Evolution anzweifeln kann, aber Millionen Amerikaner tun das ja. Warum? Ich schätze, es liegt auch daran, dass Amerikaner, besonders die aus dem Süden, nicht gern gesagt kriegen, was sie tun und denken sollen. Da machen sie sofort

GEBALLTE FÄUSTE Newman in ironischer Kampfeslaune

FOTO: AXEL MARTENS/AGENTUR FOCUS



dicht, weil sie sich an die Siegermacht erinnert fühlen, die ihnen befiehlt, wie sie zu leben haben.

Jedenfalls war bei diesem Album mein Produzent Mitchell Froom manchmal mit im Raum, während ich an den Songs arbeitete – das hatte es noch nie gegeben, das war völlig neu für mich. Manchmal habe ich ihn gefragt, wie er dies oder das findet, er war also eine Art Lektor. Mir fällt es schwer, einen Witz auch mal wegzulassen, aber das muss natürlich sein. Dieser Song ist mein bisher längster, obwohl ich schon sehr viel weggelassen habe. Noch weniger ging einfach nicht.

Und am Ende reden Sie auch noch über Ihre eigene Rolle als Schreiber dieser Szenen.

Über den letzten Teil habe ich viel nachgedacht, weil ich förmlich sah, wie die Leute die Augen verdrehen: „Jesus, jetzt hat er sich auch noch selbst in den Song eingebaut!" Aber ich wollte einmal zugeben, was ich eigentlich die ganze Zeit mache. Ich hatte nicht vor, meine Karriere zu beenden, indem ich mein Geheimnis verrate, aber ich wollte einmal hinschreiben, wie ich arbeite: „You see, the author of this little vignette, Mr. Newman/ A self-described atheist and commonist/ Creates characters like you/ As objects of ridicule/ He doesn't believe anything he has you say …"

Jetzt ist es raus. Aber deshalb höre ich jetzt nicht auf. Möglicherweise gehe ich noch mal in eine etwas andere Richtung. Auf diesem Album ist ja schon einiges neu: all die unterschiedlichen Stimmen in jedem Song. Es ist, als hätte ich Speed genommen, habe ich aber gar nicht. Die Stimmen tauchten einfach auf.

Aber es geht ja nicht nur um die Stimmen, sondern darum, Szenen zu entwerfen. Sehen Sie Ihre Figuren vor sich, wenn Sie Lieder schreiben?

Oh ja! Ich mag es, wenn ich die Figuren sofort sehen kann – das sind meine besten Lieder. Bei dem Lied über die Kennedys, „Brothers", ist das so, oder bei „On The Beach". Die Szenen stehen wie ein Film vor mir. Die Schulzeit. Damals wurden Kameraden noch für solche Kleinigkeiten bewundert: dass sie gut Billard oder Volleyball spielen können oder so. Ich konnte das alles natürlich nicht. Aber oft bringen ihnen diese Fähigkeiten später ja gar nichts, weder finanziell noch sonst wie, also ist es vielleicht besser, ein bebrillter Freak mit musikalischem Talent zu sein. Damals wusste ich das leider noch nicht. Heute haben die Nerds es etwas leichter. Dafür gehen sie nicht mehr raus, auf der Straße sehe ich gar keine Kinder mehr. Aber ich muss vorsichtig sein, *old crock effect*. Ich will nicht wie meine eigenen Großeltern klingen.

Den Song „It's A Jungle Out There" haben Sie 2003 für die Fernsehserie „Monk" geschrieben, jetzt gibt es eine erweiterte Version davon. Warum?

Das Stück hatte ich nie vollendet. Es ist eigentlich Quatsch, dass auf der Platte „Version 2" steht, das hat irgendwelche rechtlichen Gründe. Damals hatte ich den Auftrag, eine Minute zu schreiben, und das habe ich ihnen gegeben: 59 Sekunden. Die Leute mochten den Song, also habe ich ihn fertiggeschrieben. Der Song passt mit seiner Paranoia jetzt noch besser in die Zeit als damals. Was er sagt, ist ja: Man kann politisch viel erreichen, wenn man die Leute verängstigt.

Auch „Putin" ist schon mindestens zwei Jahre alt. Haben Sie keine Angst, dass ein Lied mit so einem konkreten Thema schneller obsolet wird?

Und wie! Deshalb schreibe ich solche Songs eigentlich nicht gern. Putin und unsere Sicht auf ihn haben sich inzwischen tatsächlich schon wieder etwas verändert, aber das Lied ist gut genug, um zu bestehen. Bei „In Defense Of Our Country" hatte ich ein ähnliches Problem: Guter Song, aber eben über die Bush-Regierung, von der ich dachte, sie wäre die schrecklichste aller Zeiten – und jetzt sehen Sie sich die Gegenwart an!

Auch Sie konnten sich nicht vorstellen, dass Donald Trump jemals Präsident wird?

Nein, niemals! Als Trump seinen Wahlkampf begann, habe ich in einer Zeitung gelesen, er sei wie eine Figur aus einem Randy-Newman-Song. Und das stimmt! Er ist wie der Typ in „My Life Is Good" oder „Political Science". Nicht genauso verrückt, aber sehr viel näher dran, als ich es je von einem lebenden menschlichen Wesen für möglich gehalten hätte. Ihm fehlt jede Selbsterkenntnis, und er ist so aggressiv ignorant wie die schlimmsten Leute, über die ich je geschrieben habe.

> ## „All die unterschiedlichen Stimmen in jedem Song: Es ist, als hätte ich Speed genommen"

Ich hätte nie gedacht, dass er Präsident wird. Ich dachte nicht mal, dass er nominiert wird. Komplett ahnungslos. Ich war doch schon in Kansas, in Iowa, in all diesen Staaten, wo sie militant für Trump demonstrieren, und die Leute da sind nicht so schlimm wie er. Es gibt aber diesen Zusammenschluss von stumpfen Dummköpfen, die ihn verehren – wie das Klischee eines Motorradclubs, nur politisch. Wenn ich jetzt diese Leute in Iowa „Trump! Trump! Trump!" skandieren höre, macht mir das schon Angst. Es heißt immer, Hitler war einmalig, und in Deutschland kann das tatsächlich nicht mehr passieren, glaube ich, weil Sie sehr früh die Warnzeichen sehen würden – und dann würden wohl hoffentlich genug Leute sagen: „Den Weg wollen wir nicht noch mal gehen!"

Trump erinnert Sie also an Hitler?

Nicht seine konkrete Politik, aber die Methoden. Ich habe gerade die Hitler-Biografie von Volker Ullrich gelesen. Natürlich waren die Zeiten und die Umstände andere, aber Hitler begann damit, dass er sich einen Feind suchte, die Juden. Er fing an, vor ein paar Leuten zu reden, dann im Circus Krone vor 1500, wo ich übrigens auch schon mal gespielt habe. Er versprach aufzuräumen, und er machte den Leuten Angst, indem er behauptete, dass alles noch viel schlimmer sei, als es sowieso schon war. Und schuld seien die Juden, alles Kriminelle. Das klingt doch, als hätte das jemand gelesen und als Bedienungsanleitung benutzt, wie man die Öffentlichkeit manipulieren kann. Unfassbar!

Besteht noch Hoffnung für Amerika und die Welt?

Ich finde die Welt immer noch nicht so schrecklich, dass ich sie gern bald verlassen möchte. Ich war immer optimistisch, wenn es um Menschen geht. Menschen in Gruppen: Das ist wieder was anderes. Aber ich glaube nicht, dass das Schlimmste passiert – Trump wird schon nicht in einen Weltkrieg stolpern. Die Wahrscheinlichkeit, dass es doch passieren könnte, ist jetzt allerdings größer denn je.

Neben der Politik spielen auf „Dark Matter" die Liebe und die Familie wieder die Hauptrolle. Welches Thema mögen Sie am liebsten?

Direkte Liebeslieder sind einfach, auch wenn es nicht so einfach ist, sie gut zu machen. Sie haben ihre eigene Kraft. Meine größten Fans mögen „Davy The Fat Boy" oder „The Girls in My Life", aber „Feels Like Home" mögen sie doch noch lieber. Ich könnte aber nicht dauernd solche Lieder schreiben, das würde mich langweilen. „She Chose Me" hat ja wenigstens einen Einfall: Der Typ sieht sich selbst sehr realistisch. Aber ich finde dieses andere neue Lied über die Familie, in der gerade die Mutter stirbt, interessanter.

In „Lost Without You" sagt die sterbende Mutter, die Kinder sollen sich mal lieber um den Vater kümmern, statt immer alles besser zu wissen. Klingt, als sprächen Sie da aus Erfahrung.

Die Familie meines Vaters ist ja sehr groß, da habe ich schon einige Leute sterben gesehen. Und in jedem, in wirklich jedem Fall gab es ganz schlimmes Verhalten. Immer haben Leute irgendwann nicht mehr miteinander geredet. Jedes Mal lief das so. Vielleicht liegt es an unserer Familie, aber ich bekomme das auch bei anderen mit. Als meine Mutter 1988 starb, kümmerte sich mein Vater um sie, er war ja Arzt. Aber es ging ihm selbst nicht gut, er hat wohl mehr Medikamente genommen, als er sollte. Mein Bruder und ich fanden, dass er sie nicht richtig betreute, also gingen wir zu ihr und sagten: „Sorry, dass Dad sich nicht richtig um dich kümmert." Und sie sagte: „Natürlich tut er das! Er ist wunderbar, in jeder einzelnen Sekunde!" So hatten wir sie noch nie reden gehört. Ich wüsste nicht, dass sie mal gesagt hätte, dass sie unseren Vater so sehr liebt, das war nicht ihr Stil. Aber jetzt sprach sie mit dieser sanften Stimme mit ihrem New-Orleans-Akzent so innig von ihm, dass mein Bruder und ich sprachlos waren. *(Er ist jetzt auch kurz sprachlos, wischt sich übers Gesicht und atmet hörbar tief durch.)*

Ich sah mal den Film „The Sundowners" *(„Der endlose Horizont", ein Drama von 1960 über eine australische Schaftreiberfamilie)*. Das Kind beschwert sich da bei der Mutter über den Vater und die fehlende Aufmerksamkeit, da sagt sie: „Ich habe ihn ausgewählt. Dich habe ich nicht ausgewählt." Dieser Gedanke hat mich immer verfolgt. Darauf spiele ich auch an, wenn die Mutter



FAMILIEN-IDYLLE Randy Newman mit Sohn Amos, 1970

den Kindern sagt, dass sie ihnen jetzt nicht mehr zuhören will. Sie denkt vor allem an ihren Partner. Irgendwann kommt der Punkt, an dem einer den anderen verlassen muss – immer, egal wie glücklich man miteinander ist. Ich denke natürlich auch darüber nach. Ich schätze, dass ich vor meiner Frau gehe, weil sie ja jünger ist als ich, aber wenn ich mir vorstelle, wie es ohne sie wäre: Ich weiß gar nicht, was ich dann machen würde … Dieser Song ist schon auf mehreren Ebenen sehr persönlich für mich, und so was sage ich ja nicht oft.

Stimmt, Sie betonen eigentlich immer, dass Sie beobachtende Songs schreiben, keine Bekenntnisse.

Vielleicht steckt in den Songs schon mehr von mir, als ich zugeben will. Vielleicht protestiere ich da zu viel. Mit den Jahren mutierte das Medium Musik ja immer mehr zum Bekenntnishaften. Ich halte mich da lieber zurück. Ich mag Haydn sehr, das habe ich mal zu einem Musiklehrer gesagt, der dann meinte: „Ja, er war der beste professionelle Komponist aller Zeiten." Aber was bedeutet das? Im Unterschied zu – was? Emotional? Laienhaft? Ich bin ein professioneller Songschreiber. Ich mache viele Auftragsarbeiten. Das heißt aber nicht, dass ich da leidenschaftslos bin. Musik ist Gefühl, sie kann nicht nur unterm Mikroskop seziert werden. Aber ich bin schon stolz auf mein Handwerk. Wenn man mir sagt, ich soll was über diesen Baum schreiben, dann kann ich das. Es ist das Einzige im Leben, bei dem ich mich sicher fühle. Und bei Auftritten. Aber das Schreiben für einen Film, für ein Orchester: Ich weiß, dass ich das kann. Alles andere ist nicht so leicht, auch meine eigenen Songs nicht. Da bin ich nie so zufrieden.

Haben Sie manchmal auch Bedenken, dass Sie andere mit zu ehrlichen Stücken verletzen? In „My Country" (vom Album „Bad Love", 1999) singen Sie: „Sosehr ich meine Kinder liebe – ich bin doch immer irgendwie froh, wenn sie wieder gehen." Da waren die bestimmt begeistert.

Sie haben zum Glück darüber gelacht, zumindest ein bisschen. Ich mache mir keine Gedanken, was geht und was nicht. Aber „My Country" ist mit Sicherheit *my most confessional song ever* – und einer der besten. Es gibt kaum Lieder, die beschreiben, wie es ist, wenn man stundenlang mit der Familie fernsieht, und wie sich die Verhältnisse ändern, wenn die Kinder erwachsen werden. Wie selbstverständlich und doch mühsam alles ist. Ich halte sehr viel von diesem Lied, aber ich würde gern ein paar musikalische Kleinigkeiten ändern, die mich stören. Das geht mir oft so, ich bereue dauernd irgendwelche Kleinigkeiten. Auf diesem Album auch. Das „I'm only kidding" bei „It's A Jungle Out There" hätte ich mir sparen sollen. Das wäre auch ohne den Einschub deutlich genug gewesen. Hin und wieder nerven mich auch Arrangements. Ich gebe es nicht gern zu, aber manchmal stören die vielleicht den eigentlichen Song.

Im Februar werden Sie wieder auf Tournee gehen, nur mit dem Klavier, dann stört nichts.

Nur ich mich selbst. Ich bin anfangs immer etwas nervös, und gegen Ende habe ich mich selbst satt. Immer dieselben Witze! Aber es macht mir mehr Spaß als das Schreiben, weil ich direkt Applaus kriege. Ich befürchte, das ist auch der Grund, warum ich so viele Comedy-Songs geschrieben habe: Wenn die Leute lachen, weiß ich sofort, dass alles okay ist. Ich muss nicht auf irgendwelche Rezensionen warten.

Fürchten Sie tatsächlich noch schlechte Kritiken?

Zumindest fürchte ich mich davor, dass ich selbst Anzeichen von Verschlechterung bei mir bemerke. Aber noch ist das nicht so. Ich weiß heutzutage besser, wie man etwas gut arrangiert. Ich kann immer noch gute Lieder schreiben. Ich fürchte nur eines, und ich sage das jetzt nur einmal: Ich mache mir Sorgen, dass ich die Fähigkeit verloren habe, auf den Punkt zu kommen. Eine Idee direkt in einen Dreiminutensong umzuwandeln. Solche Geschenke habe ich diesmal nicht bekommen. „She Chose Me" ist eine Ausnahme, aber das Lied ist für mich auch schon alt. Das könnte ein Problem werden. Aber ich bin so wahnsinnig, es ist schon lächerlich – ich kann mir einfach keinen Ruhestand vorstellen. Das möchte ich auch niemandem in meiner Umgebung antun.

Er springt auf, zuppelt sich das Hemd zurecht und will sich ins Nebenzimmer zurückziehen, bleibt dann aber kurz an dem Klavier stehen, das neben der Tür steht. Er fängt an, „My Country" zu spielen, singt eine Strophe und murmelt: „So ungefähr soll es klingen, so ist das viel besser." Seine Hand zittert gar nicht mehr, er lächelt. Ich habe kaum einen Unterschied gehört, doch das würde ich Randy Newman niemals sagen.



Apokalypse auf Eis

Dieser Gletscher beeinflusst das Schicksal von Millionen Menschen. Eine Reise in die Antarktis, wo Wissenschaftler versuchen, die Welt vor der drohenden Klimakatastrophe zu retten

VON JEFF GOODELL



FOTO: MICHAEL MARTIN/LAIF

Schicksalsberg
Der Thwaites-Gletscher in der Westantarktis

Knut Christianson, ein 33-jähriger Geologe von der University of Washington, war bereits zweimal vor Ort

Vor einigen Jahren hatte er sich an der McMurdo Station in der westlichen Antarktis absetzen lassen, dem zentralen Basislager für Expeditionen zum Thwaites-Gletscher. Ausgestattet mit sechs Snowmobiles und zwei Tucker Sno-Cats hatte er mit seinem siebenköpfigen Team in sechs Wochen mehr als 1600 Kilometer zurückgelegt und der Monotonie der eisigen Prärie Tribut gezollt. „Da draußen", sagt Christianson, „kann einem ganz schön einsam ums Herz werden."

Für jeweils einige Tage errichtete man ein provisorisches Camp, bohrte hundert Meter tiefe Löcher ins Eis, stopfte Kapseln mit Nitroglyzerin hinein und löste die Zündung aus. Mithilfe von Sensoren konnte man anschließend verfolgen, wie sich die Vibrationen durchs Eis bewegten und dann vom darunterliegenden Festland reflektiert wurden. Die Intensität der Frequenzen lieferte Christianson Informationen über das geologische Profil des unter dem Eis verborgenen Kontinents.

Die topografische Vermessung des Kontinents war aber nicht sein vorrangiges Forschungsziel. Christiansons Team wollte einen Zeitplan für die potenzielle Gefahr erstellen, die vom antarktischen Eis ausgeht. Denn die Frage, wie sich das Tempo der Schmelze auf den Meeresspiegel auswirkt, dürfte eines der zentralen Themen werden, mit denen sich die Wissenschaft in Zeiten fortschreitender Erderwärmung konfrontiert sieht.

Die Hälfte der Weltbevölkerung lebt am Meer beziehungsweise innerhalb eines Radius von 80 Kilometern. Immobilienwerte in Billionenhöhe würden vernichtet, falls das Wasser Städte wie New York oder Hamburg erreichte. Ein langsamer, steter Anstieg des Pegels, vor allem wenn er sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten erstreckt, könnte möglicherweise noch bewältigt werden – ein abrupter Anstieg hingegen wäre ein Desaster. „Kommt es zu einer Klimakatastrophe", sagt der US-amerikanische Gletscherforscher Ian Howat, „wird sie mit hoher Wahrscheinlichkeit mit Thwaites ihren Ausgang nehmen."

Das Problem bei Thwaites, einem der größten Gletscher auf dem Planeten, besteht darin, dass er auch das ist, was Wissenschaftler ein „Threshold-System" nennen, einen Organismus, der nach Erreichen einer bestimmten Toleranzgrenze radikale Reaktionen zeigt. Was bedeutet, dass man sich den Gletscher nicht als Eiswürfel vorstellen sollte, der langsam in einem Whiskyglas schmilzt, sondern eher als Kartenhaus: Wird einmal eine Karte aus dem Konstrukt entfernt, bricht alles in sich zusammen. Und wenn ein Eisbrocken, zweieinhalbmal so groß wie Bayern, abbricht, sind die Konsequenzen entsprechend verheerend.

Käme es zur Katastrophe, träte sie nicht über Nacht ein. Doch selbst ein stetes Bröckeln des Gletschers hätte zur Folge, dass die gesamte Eismasse der Westantarktis destabilisiert werden und im Wasser verschwinden würde. Rund um den Globus würde der Meeresspiegel um mehr als drei Meter steigen, an Orten wie New York und Boston, bedingt durch den Effekt der Schwerkraft auf den Ozean, sogar um gut vier Meter. „Die Antarktis könnte die Küstenlinie der ganzen Welt in der gleichen Weise verändern, wie es Hurrikan Sandy mit New York tat", sagt Richard Alley, der weltweit meistanerkannte Gletscherexperte. „Mit dem einzigen Unterschied, dass das Wasser, ist es erst einmal da, nicht wieder nach ein paar Stunden abfließen würde."

Mit einem um drei bis vier Meter erhöhten Meeresspiegel würden weite Teile von Florida eher an einen Unterwasserpark erinnern. Miami, Fort Lauderdale und Tampa wären ebenso davon betroffen wie Mar-a-Lago, Donald Trumps Ausweichquartier in West Palm Beach. In Boston würden allein die hübschen alten Häuser auf Beacon Hill überleben, während in Kaliforniens Bay Area alles verschwände, was sich unterhalb des Highway 101 befindet. Der Googleplex würde ebenso geflutet wie die Flughäfen in San Francisco und Oakland. Galveston in Texas würde verschwinden, Norfolk in Virginia und das schon heute gefährdete New Orleans sowieso. In Washington/DC verliefe die Küstenlinie nur ein paar Hundert Meter vor dem Weißen Haus.

Die Schäden außerhalb der USA wären nicht minder dramatisch. Große Teile von Schanghai, Bangkok, Jakarta, Bremen und London würden im Wasser versinken, das Nildelta und der gesamte Süden von Bangladesch ebenso. Die Malediven als auch die Marshall-Inseln würden nur noch in Form von Korallenriffs existieren. Auch die Nord- und Ostseeküste wären betroffen. Amsterdam, Rotterdam oder Groningen wären ebenso überflutet wie große Teile der Inseln, der Süden Hamburgs, ein Großteil von Bremen und Wismar.

Christianson sind diese Prognosen natürlich nur allzu bekannt. Doch um die Theorie auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen und das Tempo der Schmelze zu berechnen, muss er weiterführende Erkenntnisse gewinnen: Wie genau sieht der Boden unter der Eiskappe aus? Ist es ein glatter, konturloser Fels ohne Haftung oder ein labiler Untergrund, der sich im Laufe der Zeit aus Ablagerungen gebildet hat? Gibt es Hügel oder gar Berge unter dem Eis, also irgendeine geologische Formation, an die sich der Gletscher klammern könnte?

Nachts saßen sie in ihrer Zeltkantine, knabberten Plätzchen, die sie mit ihrem Solarofen gebacken hatten, und bedachten das Paradox, sich an einem Platz jenseits der Zivilisation zu befinden, der aber gleichzeitig für die Zivilisation von existenzieller Bedeutung ist. „Wir neigen zu dem Glauben, dass sich Veränderungen grundsätzlich schrittweise vollziehen", sagt Christianson, „vor allem wenn man sich an einem Ort wie der Antarktis aufhält. Inzwischen wissen wir, dass dieser Glaube eine Täuschung ist."

Im vergangenen Sommer besuchte John Kerry, der damalige US-Außenminister, die Inselgruppe um Spitzbergen, die zwischen Norwegen und dem Nordpol liegt und von vielen Arktisforschern als „das größte Labor der Welt" bezeichnet wird. Er wollte mit den dortigen Wissenschaftlern über die jüngsten Erkenntnisse der Klimaforschung sprechen, erfuhr aber schnell, dass er dort falsch war. „Alle Experten da bestätigten mir, dass ich, wenn ich mich über den letzten Stand der Dinge informieren wollte, zum Südpol fahren musste."

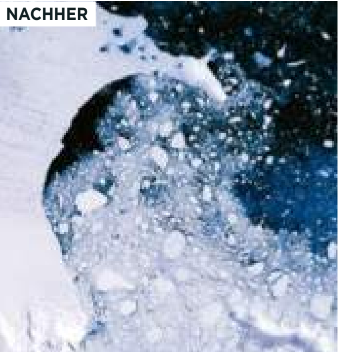
Was er dann auch tat. Im November hielt Kerry sich drei Tage lang in der Antarktis auf und ließ sich mit dem Hubschrauber zum Gletscher bringen. In einer Forschungsstation namens Marble Point servierte man ihm Sauerbraten und Spätzle und informierte ihn über die Situation von Thwaites und der westlichen Antarktis. „Die Wissenschaftler ließen keinen Zweifel daran, dass die Instabilität des Eises in einem Ausmaß zunimmt, das man nur als alarmierend bezeichnen kann", sagt Kerry dem ROLLING STONE. „Es ist geradezu atemberaubend, was dort unten gerade los ist."

„Wir neigen zu dem Glauben, dass sich Veränderungen grundsätzlich schrittweise vollziehen. Inzwischen wissen wir, dass das eine Täuschung ist"

Die Antarktis verfügt über eine Landmasse, die größer ist als die USA und Mexiko zusammengenommen. Der Kontinent hat keine ständigen Einwohner, kennt keine nationale Zugehörigkeit und steht unter keiner herkömmlichen Verwaltung. Seit der Engländer Robert Falcon Scott und der Norweger Roald Amundsen die Welt in Atem hielten, als sie 1911 ein Wettrennen zum Südpol veranstalteten, haben sich hauptsächlich Wissenschaftler, Abenteuertouristen und Pinguine in die Antarktis verirrt. 70 Prozent unserer Süßwasserreserven sind hier in Eiskappen







Bruchlinien
Oben: Der Riss im Schelfeis von Larsen C war schon im Frühjahr über 160 Kilometer lang. Nun hat sich der gigantische Eisberg gelöst. Rechts: Schon der Kollaps von Larsen B ließ bei den Experten die Alarmglocken schrillen: „Ein Gigant ist erwacht“

FOTOS: JOHN SONNTAG/NASA, NASA, MODIS/NASA

gespeichert, die bis zu fünf Kilometer dick sind. Der Kontinent wird ziemlich genau in der Mitte durch das Transantarktische Gebirge geteilt. Die östliche Antarktis ist größer und kälter als das westliche Pendant, das für die Eisschmelze weitaus empfindlicher ist. Viele der westlichen Gletscher ruhen auf einem Fundament, das unter der Meeresoberfläche liegt und deshalb auf erhöhte Wassertemperaturen sensibler reagiert.

Noch vor wenigen Jahren hatten Klimaforscher die Antarktis überhaupt nicht im Blick. Sie ist schließlich der kälteste Ort auf der Erde, und abgesehen von einem kleinen Teil der Antarktischen Halbinsel war eine Erwärmung auch kaum nachweisbar. Man ging davon aus, dass eine starke Strömung die wärmeren Ozeane vom Kontinent fernhält. Noch der letzte Report des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), der von der UN in Auftrag gegeben wird und als Goldstandard der Klimawissenschaft gilt, hatte einen weltweiten Meeresanstieg um 25 bis 100 Zentimeter für das Jahr 2100 prognostiziert. Die Antarktis spielte in dieser Berechnung allerdings keine nennenswerte Rolle.

Die IPCC-Projektionen in Bezug auf den Anstieg des Meeresspiegels werden schon seit Längerem kontrovers diskutiert – nicht zuletzt weil sich die Gletscherschmelze in Grönland oder der Antarktis so schwer hochrechnen lässt. James Hansen, die graue Eminenz der Klimawandelforschung, gab schon vor Jahren zu Protokoll, dass er die Schätzungen für viel zu vorsichtig erachte und er sich für 2100 einen Anstieg um gut drei Meter vorstellen könne.

Für Hansen ist es die Vergangenheit, die ihm einen Blick in die Zukunft gewährt. Als im Pliozän vor drei Millionen Jahren die Kohlendioxidkonzentration in der Atmosphäre ähnlich hoch war wie heute und die Temperatur nur unwesentlich höher, lag der Meeresspiegel um mindestens sieben Meter höher. Was Hansen zwangsläufig zu der Hypothese führt, dass uns noch gewaltige Fluten bevorstehen, bevor sich die Eiskappen in einer ausgeglichenen Temperatur wieder stabilisieren. Die Gletscher in den Bergen würden dazu nur unwesentlich beitragen, ebenso die thermische Expansion der erwärmten Meere. Um einen um sieben Meter erhöhten Meeresspiegel zu erzeugen, müssten Grönland und die Antarktis schon den Löwenanteil der Schmelze übernehmen.

Grönland galt Klimaforschern immer als das schwächste Glied in der Kette. Erstens weil die Erwärmung in der gesamten Arktis schneller fortschritt als an jedem anderen Ort auf dem Planeten. Zweitens weil man das Resultat der Erwärmung mit eigenen Augen sehen kann: Im Sommer, wenn die Sonne aufs Eis knallt, sammelt sich das Schmelzwasser in strahlend blauen Flüssen, die dann oft genug in sogenannten Gletschertöpfen spurlos wieder verschwinden. Im Vergleich zur Antarktis ist die Arktis auch nur einen Katzensprung von Europa entfernt. Man kann mit dem Flugzeug die alten Fischerdörfer an Grönlands Küste erreichen, tagsüber den Jakobshavn, den aktivsten Gletscher der Welt besuchen und abends wieder zurück im Hotel sein, um sich vorm Dinner noch schnell einen Whisky zu gönnen.

Doch in den vergangenen Jahren war es verstärkt die Antarktis, die den Wissenschaftlern schlaflose Nächte bereitete. Es begann 2002 mit dem plötzlichen Verschwinden des Larsen-B-Schelfeises, eines gewaltigen Eisbrockens auf der Antarktischen Halbinsel. Wenn Eis auf Wasser trifft, bildet sich Schelfeis, das im Satellitenfoto wie ein gigantischer Fingernagel aussieht, der sich am Ende des Gletschers gebildet hat. Die Gletscher hinter dem Larsen B liegen, wie so viele Gletscher in der Antarktis und auf Grönland, zu großen Teilen unter dem Meeresspiegel. Das Schmelzen von Schelfeis trägt zwar noch nicht zu einem erhöhten Meeresspiegel bei, weil es bereits auf dem Wasser schwimmt. Eisschelfe haben jedoch eine wichtige Funktion, weil sie sich wie ein Damm vor die nachrückenden Gletscher legen. Nachdem das Larsen-B-Eis verschwunden war, bewegten sich die betreffenden Gletscher jedenfalls mit achtfach erhöhter Geschwindigkeit Richtung Meer. „Wir rieben uns alle die Augen und fragten: Hoppla, was ist denn hier los?“, erinnert sich Ted Scambos, der am National Snow and Ice Data Center in Boulder/Colorado forscht. „Es stellte sich heraus, dass die Gletscher erheblich schneller reagierten, als wir es bisher vermutet hatten.“

Zum Glück waren die Gletscher hinter dem Larsen-B-Eis nicht allzu groß, trugen also auch nicht zu einer nennenswerten Erhöhung des Meeresspiegels bei. Doch der Larsen-B-Vorfall führte dazu, dass sich die Wissenschaftler nun die Bewegungen anderer Gletscher in der Antarktis näher anschauten. Satellitenfotos bewiesen, dass die Eisdecke auf dem ganzen Kontinent dünner wurde, vor allem in der westlichen Antarktis. Dafür gab es zunächst keine Erklärung,

da, anders als auf Grönland, die Lufttemperaturen in der Antarktis kaum oder gar nicht anstiegen. Der Auslöser konnte eigentlich nur im Meer zu finden sein. Weitere Untersuchungen wiesen nach, dass aufgrund veränderter Luft- und Wasserströme zunehmend Meerwasser unter die Eiskappen gespült wurde, das das Eis von unten zum Schmelzen brachte. „Schon 0,6 Grad Celsius machen für einen Gletscher einen gewaltigen Unterschied aus", sagt Richard Alley, der an der Penn State University lehrt.

Es stellte sich heraus, dass in der Antarktis bereits eine ganze Menge in Bewegung geraten war. Das Eis wurde dünner, wärmeres Wasser drückte von unten, die Gletscher wanderten schneller. Der gesamte Kontinent war ins Rutschen gekommen. Die Frage war: Wie schnell würde sich diese Bewegung fortsetzen? War es vorstellbar, dass die größte Gefahr für die Küsten weltweit nicht von Grönland, sondern von der Antarktis ausging? So viel war klar: Sollte das ganze Grönlandeis schmelzen, würde der Meeresspiegel um gut sieben Meter steigen. Sollte hingegen das gesamte Antarktiseis verschwinden, wären es knapp 70 Meter. „Die Antarktis war eine Art schlafender Riese", sagt Mark Serreze, der Chef des National Snow and Ice Data Center. „Aber jetzt ist der Riese aufgewacht."

Der erste Experte, der das Risiko beim Namen nannte, war John Mercer. Der exzentrische Gletscherforscher, der in einer englischen Kleinstadt aufwuchs und seine wissenschaftlichen Feldstudien gern unbekleidet durchführte, hatte die Antarktis erstmals Mitte der Sechziger besucht. Damals ahnten die Wissenschaftler erst, dass es zwischen dem globalen CO_2-Ausstoß und der Erderwärmung eine Korrelation geben müsse. Sie wussten, dass die Eisflächen in der Vergangenheit gewachsen und wieder geschrumpft waren und so zu einem dramatischen Anstieg des Meeresspiegels geführt hatten. Die Entdeckung, dass bereits minimale Veränderungen in der Erdumlaufbahn Eiszeiten auslösten, legte die Vermutung nahe, dass schon geringe Temperaturwechsel die gleiche Wirkung entfalten konnten.

Die Resultate von zahlreichen Bohrungen (Eisbohrkerne genannt) als auch topografische Fortschritte führten zu der Erkenntnis, dass die Eiskappen keineswegs monolithische Blöcke waren, sondern von einem Geflecht eistragender Flüsse gebildet wurden, die sich ihren ureigenen Weg bahnten. Ende der Sechziger war Murray vermutlich der erste Klimaforscher, der die Frage stellte, die auch heute noch die wissenschaftliche Diskussion dominiert: Wie stabil ist die Antarktis in einem Klima, das sich durch den Konsum fossiler Brennstoffe kontinuierlich erwärmt?

Vor allem die Westantarktis hatte Mercers Interesse geweckt. Soweit bekannt, hatte kein Mensch die Gletscher der Westantarktis je betreten, bis 1957 das „International Geophysical Year" ausgerufen wurde. In einer seinerzeit ungewöhnlichen Kooperation zwischen den USA, der Sowjetunion und anderen Staaten fasste man den Entschluss, die Erforschung geologischen Neulands entschlossen voranzutreiben. Eine wissenschaftliche Expedition besuchte die Gletscher der Westantarktis, darunter auch Thwaites, führte geologische Bohrungen durch und gelangte zu der Erkenntnis, dass das Terrain unter dem Eis aus Bergkämmen besteht, deren Hänge einen identischen Neigungswinkel besitzen. Durch den Druck der Eiskappen war die Talbildung zwischen den Bergkämmen aber weiter verstärkt worden. Das Resultat ist „eine gigantische Suppenschüssel, die mit Eis gefüllt ist", sagt Sridhar Anandakrishnan, ein Polarexperte von der Penn State University.

Um bei der Analogie zu bleiben: Der Rand der Suppenschüssel, der 300 oder mehr Meter unter der Wasseroberfläche liegt, ist der Ort, an dem der Gletscher den Kontakt zur Landmasse verliert und frei im Wasser zu schwimmen beginnt. Dieser Rand wird von den Geologen als grounding line oder Aufsetzlinie bezeichnet. Auf der anderen Seite der Aufsetzlinie fällt das Terrain kontinuierlich über einige Hundert Kilometer ab, bis es das Transantarktische Gebirge erreicht, das die Trennlinie zwischen West- und Ostantarktis markiert. An der tiefsten Stelle der Suppenschüssel ist das Eis etwa drei Kilometer dick. 1957, bevor der Klimawandel in den Fokus der Forschung geriet, hielt man das für eine interessante geologische Fußnote. Niemand hätte im Traum daran gedacht, dass es sich dabei um eine Entdeckung mit dramatischen Konsequenzen handeln könnte.

Doch dann, im Jahr 1974, stieß Hans Weertman auf eine geologische Besonderheit. Der amerikanische Geophysiker stellte fest, dass die Gletscher der Westantarktis weitaus schneller schmolzen als bislang angenommen. Er gab dem Phänomen einen Namen: „marine Eisschelf-Instabilität", was bedeutet, dass das wärmere Meerwasser die Aufsetzlinie des Gletschers unterspült und das Eis von unten zum Schmelzen bringt. Wenn mehr Eis schmilzt, als der Gletscher produziert (was gegenwärtig der Fall ist), ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Gletscher von der Aufsetzlinie rückwärts rutscht, „wie ein Ball, der den Hügel runterrollt", wie es Gletscherforscher Ian Howat ausdrückt.

Wenn das Eis dabei verstärkt mit erwärmtem Meerwasser in Kontakt kommt, wird es zwangsläufig auch weiter schmelzen. Und da gleichzeitig Teile des Gletschers an der Aufsetzlinie abbröckeln, verstärkt sich der innere Druck – bis sich im Eis substanzielle Bruchstellen bemerkbar machen *(siehe Grafik gegenüber)*. Zerfällt (oder „kalbt") die Gletscherzunge, zieht sich der Gletscher weiter ins Landesinnere zurück und löst dadurch zwangsläufig weitere Brüche aus.

Ohne dass ihm die Konsequenz bewusst war, hatte Weertman den Mechanismus entdeckt, der möglicherweise für einen katastrophal steigenden Meeresspiegel verantwortlich ist. Mercer war der Erste, der die Bedeutung von Weertmans Entdeckung erkannte. 1978 veröffentlichte er eine Studie mit dem Titel „West Antarctic Ice Sheet and the CO_2 Greenhouse Effect: A Threat of Desaster", in der er sich auf die schwimmenden Eisschelfe konzentrierte, die das Abfließen der Gletscher verhindern. Da bei einer Erwärmung des Meeres zunächst diese (vergleichsweise dünnen) Schollen schmelzen, würde nicht nur ihre Funktion als Barriere entfallen, sondern die gesamte Balance des Gletschers infrage gestellt. Der verbleibende Gletscher würde sich von der Aufsetzlinie zurückziehen und weiter den Hang hinunterrutschen.

Mercer kam zu der Überzeugung, dass dieses System noch weitaus labiler ist, als Weertman angenommen hatte. „Ich stelle hiermit die These zur Diskussion, dass eine größere Katastrophe: eine zügige Anhebung des Meeresspiegels um fünf Meter, ausgelöst durch die Gletscherschmelze der Westantarktis, bereits in näherer Zukunft möglich ist. In der Folge werden tief liegende Regionen wie Teile von Florida und den Niederlanden im Wasser verschwinden." Mercer wollte sich nicht auf ein konkretes Datum festlegen, ging aber davon aus, dass dieser Zeitpunkt bei weiter zunehmendem Verbrauch fossiler Brennstoffe in 50 Jahren eintreten könnte. Was ziemlich genau unsere Gegenwart ist.

Und nun Larsen-C: Am 12. Juli löste sich einer der größten jemals gesichteten Eisberge vom Larsen-C-Schelf und verflüchtigte sich sich im umliegenden Ozean. Die Bruchstelle im Larsen C, einem engen Verwandten des Larsen B, das 2002 brach, hatte sich seit einigen Jahren stetig vergrößert, dabei aber erst in den vergangenen Monaten eine dramatische Beschleunigung an den Tag gelegt. Während ich diese Zeilen schreibe, ist der bislang größte Abbruch eines Eisberges Wirklichkeit geworden – aus dem 150 Kilometer langen Riss wurde ein GAU. Sollte ein Schelf dieser Größenordnung endgültig verschwinden, wäre es laut Mercer der erste Schritt einer Entwicklung, die in kurzer Zeit zu einer veritablen Katastrophe führen wird. Man darf davon ausgehen, dass Sie in diesem Fall von fetten Schlagzeilen und Sondersendungen darüber informiert würden, dass das Antarktiseis tatsächlich nicht mehr zu retten sei.

Es muss aber nicht so kommen. „Eisschelfe brechen ständig", sagt Richard Alley, der an der Ohio State University studierte, als Mercer dort lehrte. „Es muss manchmal gar nichts bedeuten. Viel hängt davon ab, wie die Gletscher in der Umgebung auf den Bruch reagieren." Alley weist darauf hin, dass die Gletscher hinter dem Larsen C nur eine bescheidene Größe haben. Selbst wenn sie alle ihre Wanderung zum Meer antreten würden, sollte das den Meeresspiegel nur um einige Zentimeter anheben. Anders gesagt, der Larsen-C-Bruch wäre noch nicht das, was Alley als „totales Weltuntergangshysterie-Desaster" bezeichnet. Andererseits ist aber auch nicht auszuschließen, dass ein solches Desaster trotzdem im Anmarsch ist – und sei es nur in einem etwas großzügiger bemessenen Zeitrahmen.

Jeder Hausbesitzer in Miami Beach, jeder Bauer in Bangladesch kann nur noch darauf hoffen, dass ihm die Gesetze der Physik gnädig gestimmt sind

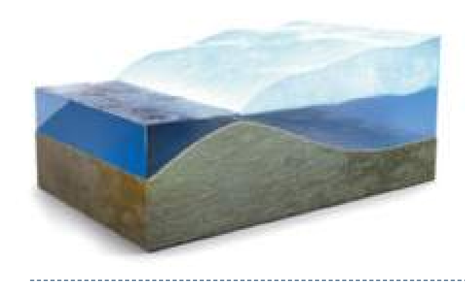
Der Eis-GAU in Zeitlupe



Das erwärmte Meerwasser sorgt dafür, dass das Antarktiseis zu schmelzen beginnt. Ein vollständiger Kollaps würde einen drastisch steigenden Meeresspiegel nach sich ziehen. „In der Westantarktis", so ein Forscher, „ist uns die Sicherung bereits um die Ohren geflogen." Die Etappen einer möglichen Katastrophe:

1 Geburt eines Gletschers

Vor gut 100.000 Jahren bildete sich Eis auf einer Schräge des Festlands, das heute die Westantarktis ist.



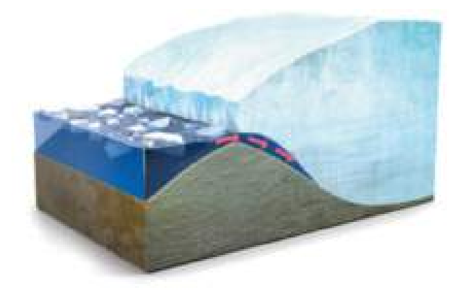
2 Die Eiskappe wächst

Die Temperaturen sinken, der Schneefall verstärkt sich. Das Eis wird dicker und verdrängt das Erdreich darunter.



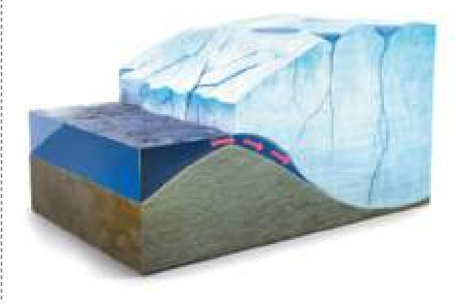
3 Erwärmung des Meerwassers

Das Meer absorbiert die steigenden Temperaturen. Das Wasser unterspült den Gletscher und führt zum Bruch der Gletscherzunge.



4 Sichtbare Eisbrüche

Ohne vorgelagertes Schelfeis wird die Eiskappe destabilisiert. Brüche werden sichtbar, das Schmelzwasser vertieft sie.



5 Der Kollaps beginnt

Nach dem Schmelzen des Schelfeises und dem Brechen der Eiskappe beginnt der Kollaps des Gletschers. Dieser zieht sich ins Landesinnere zurück und türmt dabei immer höhere Kliffs auf, die den Gletscher aber weiter destabilisieren.

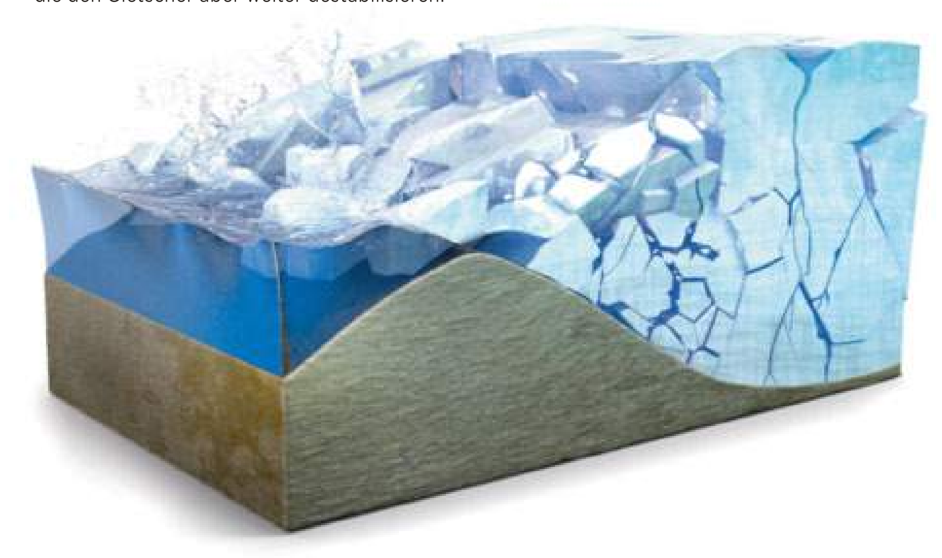


ILLUSTRATION: BROBEL DESIGN

Alley ist ein schmächtiger, gnomenhafter Mann, der sein Büro mit einem Hula-Hoop-Reifen ziert und für seine treffenden Johnny-Cash-Imitationen gerühmt wird. Als er in den Siebzigern an der Ohio State studierte, besuchte er auch Mercers Vorlesungen. („Und nein, ich kann nicht bestätigen, dass er Wissenschaft vor allem nackt betrieb", sagt Alley.) Er hatte Mercers Studie über die Gefahr des antarktischen Eises gelesen, als sie 1978 veröffentlicht wurde, und bekam sie seither nicht mehr aus dem Kopf. „Haben wir es etwa versemmelt?", fragte er unlängst in einer Runde mit anderen Wissenschaftlern. „Ich hatte immer die Hoffnung, rechtzeitig so viel Wissen zusammenzutragen, dass wir der Gesellschaft helfen können, bevor es endgültig zu spät ist. Aber haben wir den Zeitpunkt vielleicht schon verpasst? Haben wir es versäumt, Mercers Hinweise aufzugreifen und entsprechend anzuwenden?"

In den letzten Jahrzehnten hat die Satellitentechnologie den Wissenschaftlern neue Werkzeuge an die Hand gegeben, die ihnen detaillierte Einblicke in die Veränderungen der Westantarktis liefern und Mercers Hypothese dabei in großen Teilen bestätigen. Aus dem Weltraum lässt sich beispielsweise problemlos die unterschiedliche Dicke des Eises berechnen, oder das Tempo, mit dem sich ein Gletscher wie Thwaites von der Aufsetzlinie entfernt. Und die Resultate sind alles andere als erfreulich. 2014 veröffentlichten zwei renommierte Eisforscher: Eric Rignot von der NASA und Ian Joughin von der University of Washington, unabhängig voneinander ihre Befunde. „Unsere Modelle", so Joughin, „liefern deutliche Anhaltspunkte dafür, dass der Prozess der marinen Eisschelf-Destabilisierung im Thwaites-Gletscher bereits voll im Gange ist." Rignot wurde in einem Interview noch deutlicher: „Es gibt keinen Zweifel, dass uns die Sicherung in der Westantarktis bereits um die Ohren geflogen ist."

Alley hat einen beträchtlichen Teil seiner wissenschaftlichen Karriere damit verbracht, die Dynamik von Eis zu studieren: wie es sich bewegt (oder auch nicht bewegt), wenn es geschoben, zusammengepresst oder erwärmt wird. Der Kollaps des Larsen-B-Schelfs 2002 hatte ihn nicht nur überrascht, sondern auch tief beunruhigt, vor allem weil der 3200 Quadratkilometer große Eispanzer nicht etwa sauber abgebrochen war (wie es beim Larsen C der Fall zu sein scheint), sondern sich innerhalb weniger Wochen in seine Einzelteile auflöste. In geologischen Dimensionen gesehen vollzog sich die Transformation vom stabilen Schelfeis zum eisigen Scherbenhaufen praktisch über Nacht. „Noch nie hatte jemand von einem derartigen Vorfall gehört", erklärt er dem ROLLING STONE. „Wir wissen inzwischen, dass ein großer Eisbrocken zwar langsam schmilzt, aber in kürzester Zeit in seine Einzelteile zerfallen kann."

Nach dem Larsen-B-Kollaps beschäftigte Alley sich verstärkt mit dem, was Mercer Thwaites und anderen Gletschern der Westantarktis prognostiziert hatte. Er wusste, dass das „kalbende" Ende von Thwaites etwa 150 Kilometer breit und rund 600 Meter hoch war (von denen sich allerdings 100 Meter unter Wasser befanden).



Am Ende der Welt

Am Thwaites-Gletscher in der Westantarktis richten Gletscherexperte Knut Christianson und sein Team provisorische Camps ein, um die geologische Beschaffenheit unter dem Eis zu erforschen. „Da draußen“, sagt er, „kann einem ganz schön einsam ums Herz werden.“

FOTO: COURTESY OF KNUT CHRISTIANSON

Der Unterwasserteil des Gletschers wurde durch den Druck des Meerwassers stabilisiert, doch der Rest der Front war nur eine wackelnde Fassade, die momentan noch von aufgetürmten Eisschollen abgestützt wird.

Alley wusste außerdem, dass das „kalbende“ Ende des Gletschers noch viel weiter in die Höhe schießen würde, je mehr sich der Gletscher auf das massivere Eis zurückzöge. Waren dem Wachstum denn wirklich keine Grenzen gesetzt? Wie lange würde es dauern, bis das Kliff dank seiner immanenten Brüchigkeit in sich zusammenfiele?

Alley hielt, sollte sich der Gletscher erst einmal auf den Boden der Schüssel zurückgezogen haben, theoretisch sogar eine Höhe von 2000 Metern für möglich. Man stelle sich das Schauspiel nur einmal visuell vor: eine zwei Kilometer hohe Eiswand, die unter ihrem eigenen Gewicht krachend ins Meer stürzt. Nicht einmal der dreisteste Drehbuchautor eines Katastrophenfilms könnte sich diese Szene ausdenken, doch Alley hielt sie für durchaus realistisch. Die Frage war nur: Wie schnell würde ein solcher Fall eintreten können?

Die einstürzenden Eiswände des Jakobshavn-Gletschers auf Grönland hatten Alley schon immer fasziniert. Der Jakobshavn ist der mobilste Gletscher der Welt und bewegt sich jährlich um 25 Kilometer aufs Meer zu. Wer einmal die dramatischen Bilder eines „kalbenden“ Gletschers gesehen hat (etwa in der Filmdoku „Chasing Ice“ von 2012), kann mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass sie im Jakobshavn aufgenommen wurden.

Vor ein paar Jahren, als ich an einem anderen Klima-Feature arbeitete, flog ich in einem Hubschrauber an der Eiswand vorbei. Der zerfurchte, geschundene, doch immer noch tiefblaue Gletscher hinterließ bei mir einen bleibenden Eindruck. Ich beobachtete, wie ein riesiger Eisbrocken ins Wasser stürzte und dabei genau senkrecht in die Tiefe fiel. Es war fast so, als hätte sich unter ihm eine Falltür aufgetan. Wie ich inzwischen weiß, war es das typische Ende einer Gletscherwand. Sie gerät nicht ins Wanken, sie stürzt nicht vornüber ins Wasser, sondern verschwindet in einer gewaltigen Implosion.

Alley weiß, dass mehrere Faktoren das Tempo beeinflussen, mit dem ein Gletscher ins Meer stürzt. Die Beschaffenheit des Untergrunds spielt eine Rolle, aber auch die Anzahl der Eisschollen, die den austretenden Gletscher zurückdrängen. Ein anderer Faktor ist die Stärke des Eises selbst. Es gibt zahlreiche Unterschiede zwischen dem Jakobshavn-Gletscher und Thwaites, nicht zuletzt in den Dimensionen. Das „kalbende“ Ende von Jakobshavn ist 15 Kilometer breit – ein Zwerg im Vergleich zu den 180 Kilometern von Thwaites. Thwaites bewegt sich auch nicht durch ein Tal, wird an den Seiten also nicht von Felswänden abgebremst. Sollte der Gletscher erst einmal Fahrt aufnehmen, könnte er viel schneller kollabieren als sein grönländischer Kollege. Jakobshavn sitzt aber nicht wie Thwaites auf dem Rand einer geologischen Schüssel. Er kann zwar schnell „kalben“, ist aber kein „Threshold-System“ wie Thwaites. Eine Gemeinsamkeit haben sie indes: Ihre strukturelle Integrität – oder ein möglicher Zusammenbruch – folgt denselben physikalischen Gesetzen wie das Eis auf der ganzen Welt.

Mit ihren 100 Metern Höhe sind die Kliffs von Jakobshavn die größten auf dem Planeten. Und es gibt gute Gründe, dass diese Höhe nirgendwo überschritten wird. Alley und andere Wissenschaftler fanden heraus, dass die Gletscher, die im Meer enden, ein strukturelles Limit von etwa 100 Metern haben. Wachsen sie weiter, kollabieren sie unter ihrem eigenen Gewicht. Selbst wenn es auf Thwaites theoretisch Kliffs mit 2000 Metern Höhe geben könnte, würde die Physik des Eises eine derartige Höhe nicht zulassen. Anders gesagt, Eiswände mit einer Höhe von 100 Metern können vergleichsweise stabil sein. Alles, was darüber hinausgeht, ist nicht überlebensfähig.

Eines Tages bedachte Alley ein Problem, das seine Kollegen Dave Pollard und Rob DeConto mit ihrem Klimamodell hatten. Die beiden US-Forscher hatten in langjähriger Arbeit ein kompliziertes Modell entwickelt, mit dem sich die

Auswirkungen fossiler Brennstoffe auf Grönland und die Antarktis messen und erklären ließen. Klimamodelle sind Computerprogramme, die den physikalischen Gesetzmäßigkeiten unseres Planeten auf die Spur zu kommen versuchen. Nehmen wir ein banales Beispiel: Um wie viele Meter steigt der Meeresspiegel, wenn die Temperatur um ein Grad ansteigt?

Die Antwort ist schwierig, weil eine Vielzahl von Faktoren in die Kalkulation einfließt. Etwa: Was sind die Folgen, wenn nach dem Schmelzen eines Gletschers künftig weniger Sonne vom Eis reflektiert wird? Oder: Um wie viel Prozent dehnt sich das Wasser des Atlantik aus, wenn die Temperatur um ein Grad erhöht wird? Computermodelle sind im Laufe der Jahre immer präziser geworden, haben aber noch immer das Manko, das sie nicht alle Prozesse der realen Welt berücksichtigen können. Um die Prognosequalität ihrer Modelle zu testen, wenden Wissenschaftler sie gern auf vergleichbare Situationen in der Vergangenheit an. Hat das Modell in diesen Fällen überprüfbar richtige Zahlen geliefert, so wächst damit das Vertrauen, dass auch künftige Berechnungen der Realität gerecht werden.

Jahrelang hatten DeConto und Pollard versucht, mit ihrem Modell das Pliozän zu rekonstruieren, jene Stufe der Erdgeschichte vor drei Millionen Jahren, als die CO_2-Level zwar ähnlich hoch waren wie heute, der Meeresspiegel aber sieben Meter höher lag. Aber egal welche Knöpfe sie drückten, mit ihrem Modell schmolz das Eis nie schnell genug, um die geologischen Fakten zu schaffen, die offensichtlich vor drei Millionen Jahren eingetreten waren. „Wir wussten", sagt DeConto, „dass irgendein entscheidender Faktor in unserem Modell fehlte."

Alley schlug ihnen vor, seine jüngsten Erkenntnisse über die strukturelle Stabilität des Eises zu berücksichtigen und „zu schauen, was dann passiert". Und tatsächlich, auf einmal funktionierte das Modell. DeConto und Pollard waren mit einem Mal in der Lage, die Eisschmelze im Pliozän ziemlich genau zu reproduzieren. Ihr Modell hatte den Test bestanden, um fortan auch fundierte Prognosen für die Zukunft liefern zu können.

DeConto und Pollard stellten fest, dass das schmelzende Westantarktis-Eis in Szenarien mit hohen CO_2-Werten für das Jahr 2100 mit rund einem Meter zu Buche schlug. Rechnete man dann noch eine vorsichtige Schätzung für das Grönlandeis hinzu und addierte die physische Ausweitung des erwärmten Meeres, erhielt man knapp zwei Meter, also doppelt so viel wie in der Prognose des IPCC. Für Menschen, die in Miami leben, in Brooklyn, Bostons Back Bay oder anderen tief liegenden Wohngebieten, macht es einen gewaltigen Unterschied, ob der Meeresspiegel um einen Meter ansteigt oder um zwei. Im einen Fall lebt man in einer feuchten, aber immer noch bewohnbaren Stadt, im anderen steht die Stadt unter Wasser.

Milliardenvermögen in Immobilien würden ausradiert – ganz abgesehen davon, dass das Leben von 145 Millionen Menschen betroffen wäre, die heute weniger als einen Meter über dem Meeresspiegel leben. Der Unterschied zwischen einem und zwei Metern Flut entspricht dem Unterschied zwischen einer machbaren Evakuierung und einer Flüchtlingskatastrophe, die die Menschheit jahrzehntelang in Atem halten dürfte. Für die Bewohner diverser Inselstaaten im Indischen Ozean wäre es sogar der Unterschied zwischen Leben und Tod.

Sicher, noch immer ist nicht auszuschließen, dass DeConto und Pollard sich täuschen. Vielleicht haben sie einen Mechanismus übersehen, der die Eisschmelze zumindest verlangsamen könnte. Alley stellt beispielsweise die Frage, ob die Eisbrocken so schnell abbrechen könnten, dass die schwimmenden Eisberge eine „mélange", das heißt eine Art Verkehrsstau, verursachen, die die brüchigen Kliffs wieder stabilisieren würde.

Christianson und andere Experten widmen sich verstärkt dem Boden unter dem Gletscher sowie Fragen wie der, ob es Reibungsflächen im Fels oder Unregelmäßigkeiten im Neigungswinkel gibt, die einen rückwärts rutschenden Gletscher ein, zwei Jahrhunderte lang aufhalten könnten, während DeConto sich verstärkt für den Firn interessiert, den erhärteten Altschnee, der noch nicht vereist ist. „Die Art und Weise, wie der Firn Schmelzwasser leitet, könnte einen gravierenden Einfluss auf das Tempo der Eisbrüche haben", erklärt er.

Die Konsistenz des Firns könnte die Geschwindigkeit erhöhen, könnte sie aber genauso gut auch verringern. Unsicherheit kann nun einmal positive wie negative Überraschungen bereithalten. Eines aber darf als gesichert gelten: Tritt der Kollaps des Westantarktis-Eises erst einmal ein, wird er eine Entwicklung lostreten, an deren Ende ein um vier bis fünf Meter erhöhter Meeresspiegel stände.

In einer rational handelnden Weltgemeinschaft würde eine derartige Warnung hektische Reaktionen auslösen. Man würde den Verbrauch fossiler Brennstoffe drastisch herunterfahren, um die Erderwärmung zu reduzieren. Man würde mit Sicherheit auch die Forschung in der Westantarktis intensivieren, um dem Auslöser der drohenden Katastrophe auf die Spur zu kommen. Stattdessen wählen die Amerikaner einen Präsidenten, der den Klimawandel als „Schwindel" bezeichnet, den Verbrauch fossiler Energie sogar noch forcieren will und den Chef des weltgrößten Ölproduzenten zum Außenminister ernennt. Forschungsgelder will er streichen, dafür aber 70 Milliarden Dollar für den Bau einer Mauer bereitstellen.

Nachdem John Kerry aus der Antarktis zurückgekehrt war, führte ich mit ihm ein Gespräch über die Umweltpolitik der Trump-Regierung, unter anderem auch über die Entscheidung, den Hinweis auf die Klimaziele der Obama-Regierung umgehend von der Website des Weißen Hauses zu entfernen. „Es war der Triumph des Hinterwäldlers", so Kerry. „Der Vorgang illustriert in erschreckender Weise, dass Fakten bei ihren Entscheidungsprozessen überhaupt keine Rolle spielen. Als würde das Löschen eines Hinweises auf der Website gleich das ganze Problem aus der Welt schaffen! Die Aktion war einfach so lächerlich, dass mir die Worte fehlten! Sie ist jedenfalls ein Indiz für eine neue Ignoranz, die eine echte Gefahr für dieses Land und die gesamte Menschheit darstellt."

Niemand kann mit Sicherheit voraussagen, wann die Gletscher der Westantarktis kollabieren. „Wir wissen eben nicht genau, wie schnell es im Extremfall passieren kann", sagt Alley und klingt dabei selbst etwas erschrocken. „Wir haben es mit einem Ereignis zu tun, das noch nie von einem Menschen beobachtet worden ist. Uns fehlen einfach die Vergleiche."

Soweit bekannt ist, hat der Kollaps des Westantarktis-Eises bereits begonnen, verursacht von einer nunmehr schon 200 Jahre dauernden Brennstoffverbrennungsorgie. Jeder Hausbesitzer in Miami Beach, jeder Bauer in Bangladesch kann nur noch hoffen, dass ihm die Gesetze der Physik gnädig gestimmt sind. Alley selbst würde die Formulierung zwar lieber vermeiden, aber in der Sache würde er ihr nicht widersprechen: In der Antarktis haben Wissenschaftler das Triebwerk entdeckt, das die Katastrophe von der Möglichkeit in die Wirklichkeit befördern kann.

Eis-Cracks

Forscher Christianson in der McMurdo Station (l.), dem Ausgangslager für Antarktis-expeditionen. Unten: Alley (M.) vor einem Klimakomitee des US-Kongresses: „Wir haben es hier mit einem Ereignis zu tun, das noch nie zuvor von einem Menschen beobachtet wurde."



FOTOS: COURTESY OF KNUT CHRISTIANSON, IMAGO

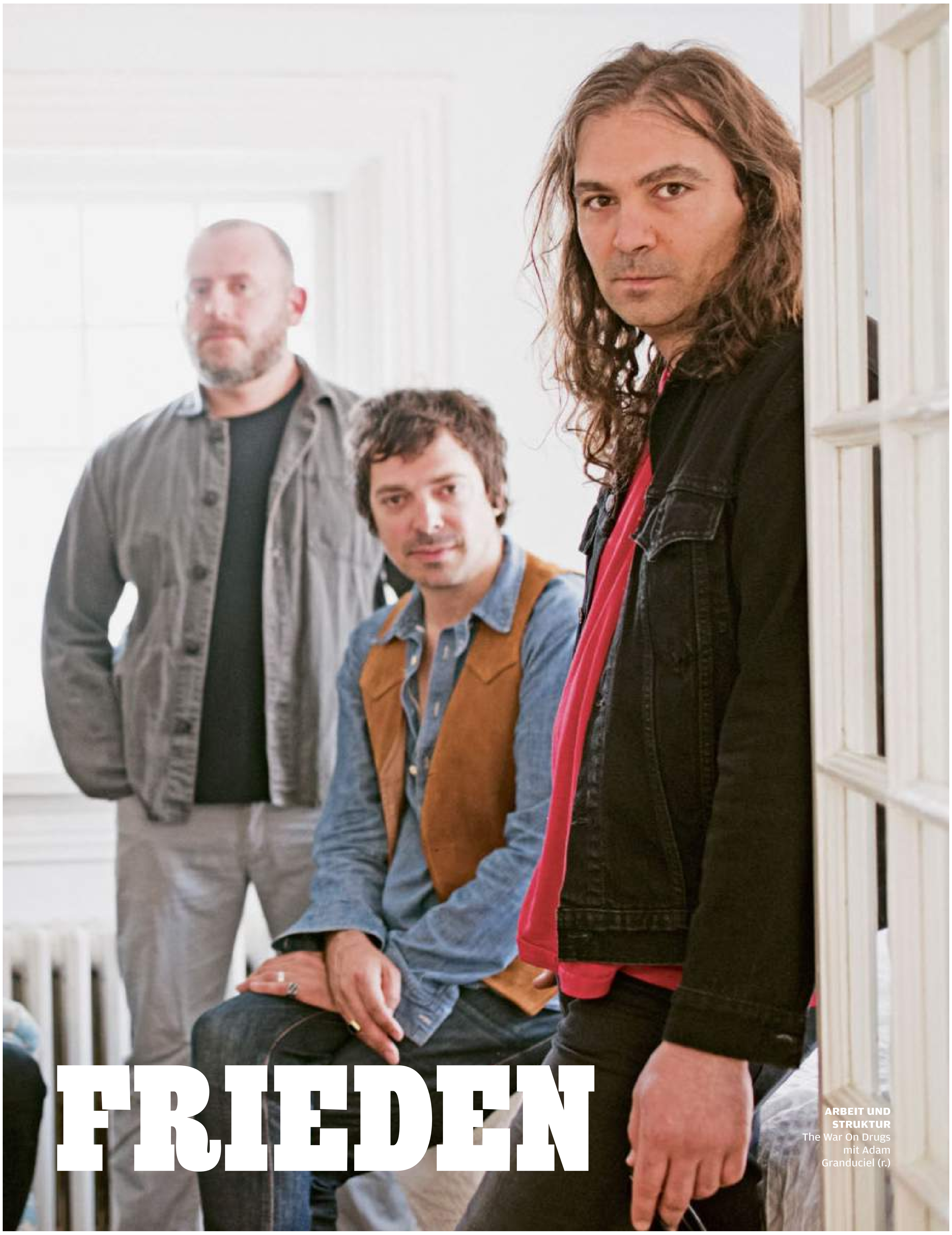


Smells like Karriere: Adam Granduciel, jahrelang ein neurotischer Indiebrötler, macht sich auf in die großen Konzerthallen. Seine Band **THE WAR ON DRUGS** spielt den derzeit wohl fulminantesten Überwältigungsrock. Für ihren Chef ist es auch eine Art Psychotherapie

VON JAN JEKAL

EIN BISSCHEN

FOTO: WARNER MUSIC GERMANY

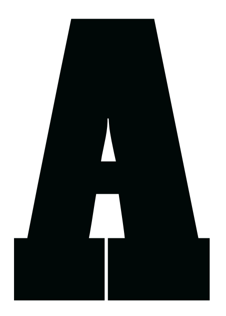


FRIEDEN

ARBEIT UND STRUKTUR
The War On Drugs mit Adam Granduciel (r.)



HAT SEINEN FRIEDEN GEMACHT
Adam Granduciel

DAM GRANDUCIEL IST EIN leidender Künstler. Die Erzählung um sein letztes Album, *„Lost In The Dream“* von 2014, ging so: Ein von Angstzuständen, Depressionen und Paranoia geplagter Mann arbeitet mehr als ein Jahr obsessiv an seinen Liedern und verliert sich in ihnen. So legt es ja auch der Titel des Albums nahe. „Pitchfork“ schrieb, es handle sich um das Porträt eines Mannes, der auseinanderfalle. In Interviews sprach Granduciel über seine Probleme und brachte die Widersprüchlichkeit seines geistigen Zustands auf den Punkt: „Wie kann ich ernsthaft darüber nachdenken, ein Stadion bespielen zu wollen, wenn mich schon der Gedanke überfordert, mich im Supermarkt an die Kasse zu stellen?“

Und dann die Songtitel: „Suffering“, „Red Eyes“, „Under The Pressure“. Auf dem neuen Album kommen nun „Pain“, „Knocked Down“, „Up All Night“ und „In Chains“ hinzu. Schlaflosigkeit, Leidensdruck, Leistungsdruck, Gefangenschaft. Nein, alles deutet zunächst in eine Richtung: Hier haben wir es mit einem leidenden Künstler zu tun. Er ist 38 und sieht älter aus, der Haaransatz ist im Rückzug begriffen, in den langen Haaren leuchten graue Strähnen, das Gesicht ist aufgeschwemmt. Man glaubt ihm die schweren Zeiten ansehen zu können. Er mag ein leidender Künstler sein, die klischierte Pose desselben aber nimmt er nicht ein. Kein ernstes Gucken, kein bedeutungsschweres Schweigen, kein Zigarettenrauch, durch den Plattitüden gehaucht werden. Im Gegenteil, Granduciel ist ein ungemein unprätentiöser Zeitgenosse, der mit hoher Stimme, hoher Geschwindigkeit und einem leichten, sympathischen Lispeln spricht und gut gelaunt und bereitwillig erzählt.

Es gibt vorher nur eine Anweisung: Bitte keine Fragen zu Mark Kozelek! Der hatte die Musik von Granduciels Projekt The War On Drugs nämlich vor einigen Jahren von einer Festivalbühne herab als „beer commercial rock“ verhöhnt und damit einen recht einseitig bleibenden Indierock-Beef heraufbeschworen. Das Wummern von Granduciels Band, die gerade auf der anderen Bühne spielte, schwappte nämlich zu Kozeleks bestuhltem Akustikgitarrenkonzert hinüber, und da musste ein Mann wie der sensible Sun-Kil-Moon-Gründer, der schon aus weitaus harmloseren Gründen die Fassung verliert, natürlich um sich treten. „Suck my cock!“, rief er dem Wummern in der Ferne entgegen, und ein paar Tage später veröffentlichte er allen Ernstes ein Lied über den Vorfall. Es trug den Titel „War On Drugs: Suck My Cock“. Granduciel verzichtete auf einen Gegenangriff. Er sagte nur, dass er Kozeleks Musik sehr möge und ihm die ganze Sache unangenehm sei. Daher also nun als einzige Vereinbarung, auch drei Jahre später noch: Keine Fragen zu Kozelek!

Das Interview findet in den Berliner Hansa-Studios statt, und als unangekündigt der alte Tonmeister Eduard Müller, der seinerzeit David Bowie assistierte, in den Raum stolpert und sich mit den Worten „I worked with David Bowie“ vorstellt, bestürmt Granduciel ihn mit Fragen, aufgeregt wie ein Schuljunge. Er meldet sich sogar an einer Stelle, kräht „Quick question!“ und fragt dann nach der Farbe des Mischpults. Die Unterhaltung der beiden läuft angeregt weiter, sodass der Reporter nach einiger Zeit einhaken muss, denn sonst käme er gar nicht mehr zu Wort.

Es passt ins Bild, dass der obsessive Tüftler, der detailversessene Sounddesigner, der Granduciel ja in erster Linie ist, sich so für alte Geschichten aus dem legendären Berliner Studio und die technischen Feinheiten begeistert. Denn es ist nicht unbedingt das Songwriting, das sein Projekt The War On Drugs aus der Masse der Achtziger-Renaissance-Bands hervorragen lässt – es ist die exquisite Produktion seiner Stücke. Bei *„A Deeper Understanding“* hatte er nun, nach dem Wechsel vom Independent-Label Secretly Canadian zu Warner, das erste Mal ein substanzielles Budget zur Verfügung.

Granduciel mietete sich über ein Jahr lang in verschiedenen Studios in Los Angeles ein. Er kommt eigentlich von der Ostküste, aus Philadelphia, wo auch seine bisherigen Alben entstanden, aber nun, nach dem bemerkenswerten Erfolg von *„Lost In The Dream“*, spielte er in einer anderen Liga. Auf Tour hatte er Ideen gesammelt und fragmentierte Demos aufgenommen. Jetzt wollte er in die richtig guten Studios. Er nahm in den United Studios (früher Ocean Way Recording) am Sunset Boulevard auf und in den EastWest Studios in Hollywood. Er war gerade von einer langen Welttournee zurückgekehrt und guter Dinge. „Auf der Tour habe ich mit meiner Band das erste Mal einen richtig guten Live-Sound hinbekommen“, erzählt er. „Davor hatte es nicht so geklappt, wie ich es wollte. Wir waren ganz allgemein viel zu laut und insgesamt nicht sauber genug. Aber diesmal kam auf der Bühne langsam alles zusammen. Außerdem spielten wir in immer größeren Hallen, was unseren Sound auch veränderte.“ Den mächtigen Bombast der Konzerte wollte er nun im Tonstudio nachbilden, die Gigantomanie der Auftritte wurde zum klangästhetischen Ideal.

Die meiste Zeit verbrachte er in einem kleinen Studio namens Sonora Recorders im Künstlerstadtteil Los Feliz. Granduciel wohnte in der Nähe des Studios, ging gegen Nachmittag rüber und arbeitete bis weit in die Nacht hinein, zumeist allein. Manchmal war Shawn Everett dabei, einen zurzeit ungemein umworbenen Toningenieur, der vage Visionen kongenial in konkrete Klänge umzusetzen vermag. „Was mir an Shawn besonders gefiel“, sagt Granduciel, „ist, dass er überhaupt kein esoterischer Typ ist. Von denen gibt es so einige. Shawn aber hat keine Zaubertricks. Es ist kein Mysterium bei ihm. Er benutzt einfach exzellente Mikrofone und weiß, wie er sie aufstellen muss. Ich war immer wieder überrascht, welche Sounds er einfangen konnte und wie gut alles klang, was er machte.“ Der wohl einzige Mensch, der noch mehr Equipment hat als Everett, ist Granduciel selbst. Alle fünf, sechs Wochen, so erzählt er, ließ er zudem die Mitglieder seiner Live-Band aus Philadelphia einfliegen, und dann zeigte er ihnen, was er aufgenommen hatte, oder sie probten Passagen, die er in der Zwischenzeit geschrieben hatte, und spielten sie live ein.

RICHARD BARRON, DER BETREIBER VON Sonora Recorders, erzählt, dass Granduciel, als er sich im Studio einrichtete, offenkundig noch wenig hochprofessionelle Erfahrung hatte. „Er lernte aber so schnell und fand sich nach so kurzer Zeit bestens zurecht, dass mir der Kopf schwirrte!“, sagt Barron. Er sei hochkonzentriert und auf die Arbeit fokussiert gewesen. Aber: Auch hier kein leidender Künstler, keine Exzentrizitäten, keine Ausschweifungen, kein Arschlochverhalten mit rechtfertigendem Verweis auf die höheren Ziele der Kunst. „Wir haben in unserem Studio genug Erfahrungen mit schwierigen Typen gemacht“, sagt Barron, und dann holt er zu einem noblen Kompliment aus: „Aber Adam ließ mich wieder an die Menschen glauben.“

Nachdem er das gesamte Jahr 2016 in verschiedenen Studios in L.A. verbracht hatte, zog Granduciel Anfang dieses Jahres an die Ostküste, um das Album dort fertigzustellen. Er wollte den Liedern, wie er es nennt, etwas „East Coast grit“, etwas Ostküsten-Kantigkeit, mitgeben und mietete sich in zwei Studios in Brooklyn ein, wo er die Stücke noch einmal ganz allein überarbeitete. Dieses isolierte Arbeiten, dieser Rückzug – an der Westküste hatte er immerhin meist den Toningenieur Shawn Everett dabei, und seine Band war auch regelmäßig da – erinnerte nun an sein obsessives, kein

FOTO: WARNER MUSIC

Ende nehmen wollendes Werkeln an *„Lost In The Dream“*. Den Absprung aber schaffte er diesmal leichter. Mit dem Spruch, dass man ein Kunstwerk nie zu Ende bringe, sondern es lediglich nach einiger Zeit aufgebe, könne er sich identifizieren. Überhaupt sei es ein Irrglaube, man könnte im Studio einem Lied seine finale Form geben. Erst auf der Bühne bringe man es ja zum Leben, und erst das ständige Spielen gebe einen dann eine Ahnung, was man da eigentlich geschaffen habe.

Schon während der Studioarbeit merkte Granduciel, dass es ihm besser geht und er sich weniger in seinen Liedern verliert, wenn er an einer Routine festhält, wenn er unter klar abgesteckten Bedingungen arbeitet. Arbeit und Struktur bewahren vor dem Wahnsinn. *„Lost In The Dream“* entstand weitgehend in sozialer Isolation. Seine Welt war klein in dieser Zeit, gesteuert von Ängsten, hartnäckigem Vermeidungsverhalten und einem obsessiven Produktivitätsethos. Sein Leitsatz in der Zeit lautete, so erzählt er: „Wenn ich mit diesem Lied fertig bin, kann ich endlich anfangen, es noch einmal aufzunehmen.“ Verloren im Traum. Die Tournee, die dann aufgrund des unerwarteten Erfolgs des Albums immer länger wurde, holte ihn ein wenig ins Leben zurück. Die Aufnahmen zum neuen Album gestaltete er gewissermaßen mit Sicherheitsvorkehrungen: Kein ständiges Werkeln, sondern einigermaßen feste Arbeitszeiten, kein Homestudio, sondern hochprofessionelle Studios, nicht Philadelphia, sondern das sonnige Los Angeles, nicht nur allein, sondern auch mal mit Toningenieur und Bandkollegen.

Klanglich hat sich wenig verändert. Bereits *„Lost In The Dream“* war ja, bei allen das Album prägenden Schwierigkeiten, dann doch kein introvertiertes Album, kein zurückhaltendes, zumindest nicht durchgängig. Das beste Lied, „Red Eyes“, war ein Befreiungsschlag: ein treibender Beat, ein mitreißendes Synthesizermotiv, Gitarrensoli und Granduciels übersteuerter, triumphal den Refrain ankündigender Ausschrei. Es war sein bisher größtes Lied, ein Lied, das mit möglichst hoher Lautstärke gespielt werden, das widerhallen muss. Es war Stadionrock. Besserwisser würden sagen Bierwerbungrock.

„A Deeper Understanding“ ist nun gewissermaßen „Red Eyes“ auf Albumlänge. Es ist gnadenloser Maximalismus. Zehn Lieder, die meisten über sechs Minuten, die Single „Thinking Of A Place“ läuft sogar elf. Nicht nur klanglich orientiert sich Granduciel an den Achtzigern – allein die Ambition, ein Album zu machen, nicht nur eine Liedersammlung, sondern das Format eines teuren, ausschweifenden Albums, wirkt wie ein Relikt aus einer Zeit, als die Musikindustrie noch Geld hatte und von einem Tonträger Millionen Exemplare verkauft wurden, als ein Album ein Ereignis sein konnte, dem niemand entkam. Man musste eine Meinung zu *„Thriller“* haben, zu *„Born In The U.S.A.“*, zu *„Graceland“* – sie zu ignorieren war unmöglich. *„A Deeper Understanding“* ist ein Album, das in dieser Reihe stehen möchte.

Das Projekt The War On Drugs ist zu einer Karriere geworden, für Granduciel wie für seine Kollegen. „Früher war Musikmachen etwas Unschuldiges“, sagt er. „Jetzt ist es ein Geschäft, ein Unternehmen. Lieder aufzunehmen, nur aus Liebe zur Musik, mit einer gewissen Naivität, einer Unbeschwertheit, das geht nicht mehr. ‚*Lost In The Dream*‘ hat alles größer gemacht. Ich führte davor ein ziemlich ereignisloses Leben, aber eines, das der Musik gewidmet war, dem Experimentieren. Und ich habe ständig dazugelernt, und irgendwann wusste ich, wie ich ein Lied aufnehmen muss, damit es cool klingt. Eine Menge Leute verdienen nun ihr Geld mit meiner Musik. Ich habe jetzt also eine ganz andere Verantwortung. Aber ich habe mich damit zurechtgefunden, und es ist durchaus erfüllend zu sehen, dass ich auch mit einer geordneteren Art zu arbeiten produktiv sein kann und am Ende etwas dabei entsteht, auf das ich wirklich stolz bin.“

Ist Adam Granduciel ein leidender Künstler, immer noch? Geht es ihm nun besser, nach dem Erfolg, nach den langen Tourneen, die möglicherweise auch Konfrontationstherapien waren, nach dem strukturierten, eher gemeinschaftlichen Aufnehmen des neuen Albums? „Stepping out into the world/ Stepping out into the light“, singt er in „Up All Night“. Ist sie nun da, die Befreiung? „Ein bisschen“, sagt er. „Es geht darum, seinen Frieden zu machen: mit sich selbst, der eigenen Vergangenheit und den eigenen Entscheidungen. Ich bin nicht auf einmal ein anderer Mensch. Ich bin nicht auf einmal ein glücklicher Mensch. Aber ich bemühe mich, zufriedener zu sein, auch mit mir selbst. Die Musik hilft mir dabei.“

★

TIM UND STRUPPI

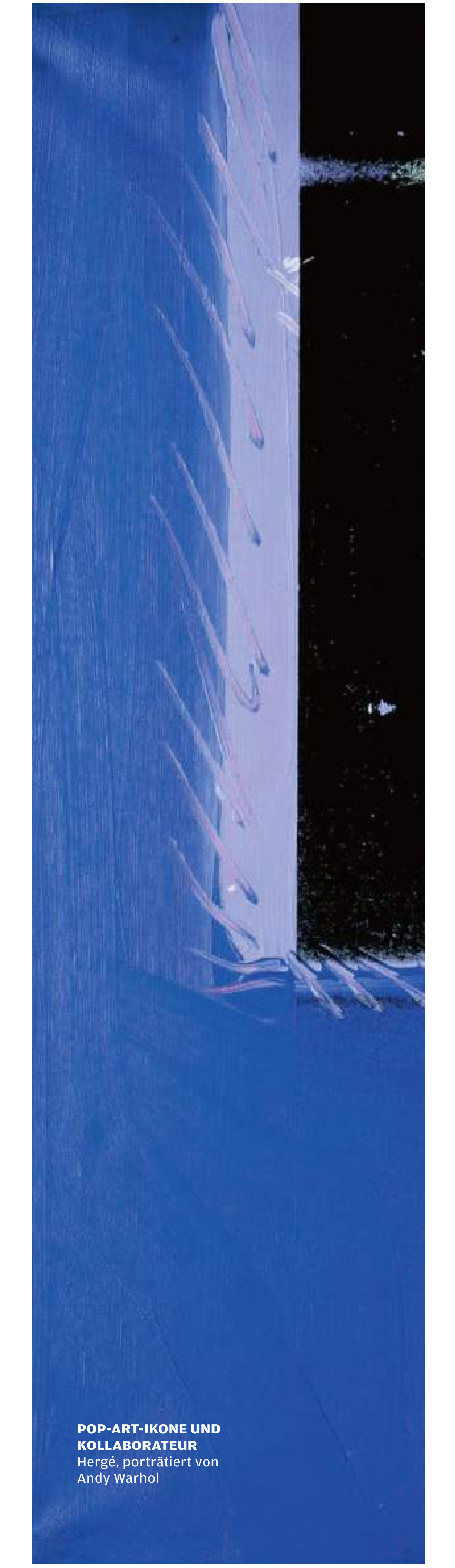
★

HELD UND HUND

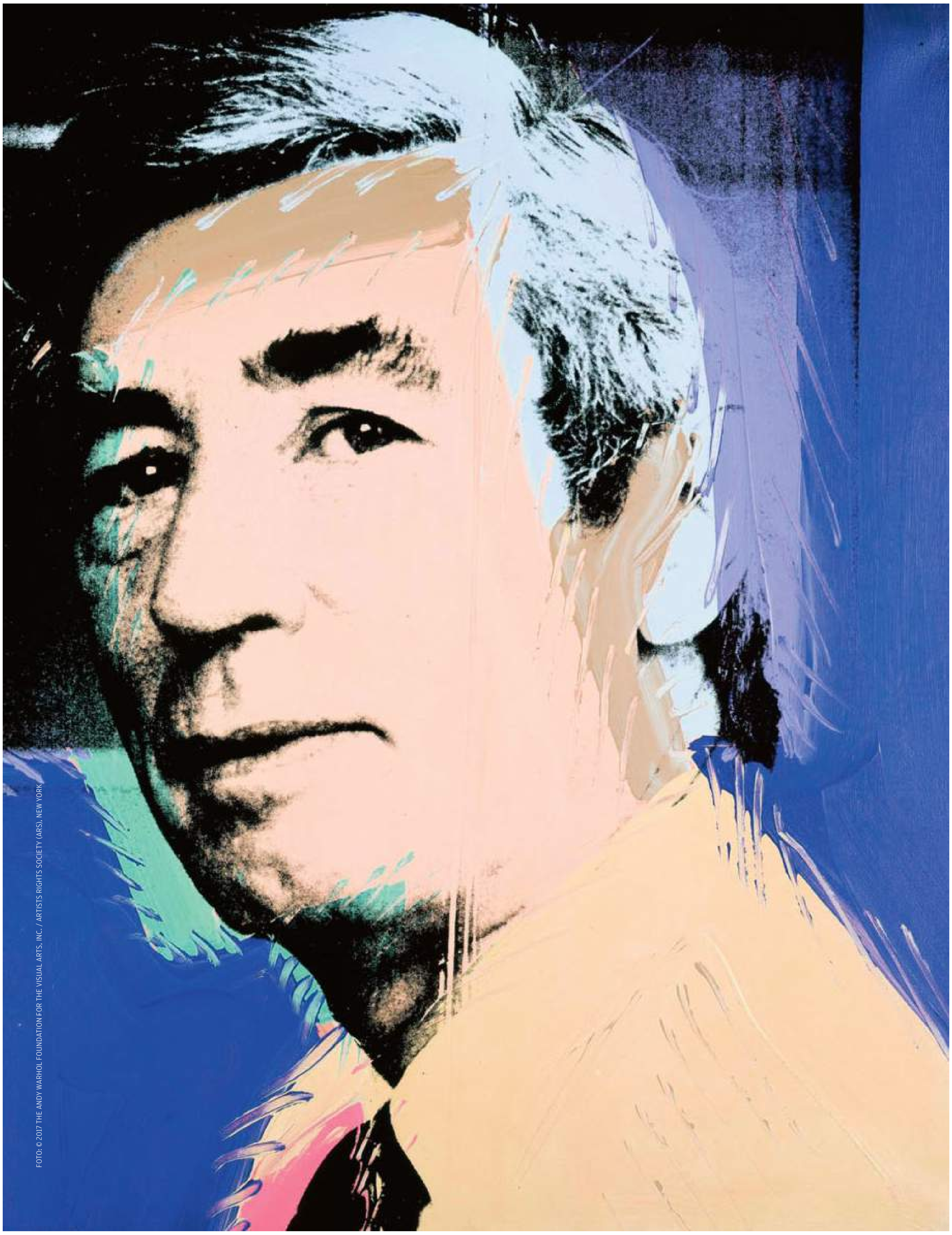
VOR 50 JAHREN ERSCHIEN IN DEUTSCHLAND DAS ERSTE ABENTEUER VON „TIM UND STRUPPI". HEUTE KENNT JEDER DEN REISENDEN REPORTER UND SEINE GEFÄHRTEN, UND DER MARKANTE ZEICHENSTIL IHRES SCHÖPFERS **HERGÉ** IST EIN KULTURGUT GEWORDEN

★

VON SASSAN NIASSERI



POP-ART-IKONE UND KOLLABORATEUR
Hergé, porträtiert von Andy Warhol





EIN HALBES JAHRHUNDERT LANG GAB ES FÜR TIM VIEL ZU TUN. Im Roten Meer befreite der belgische Reporter mit dem markanten Quiff afrikanische Sklaven, außerdem rettete er die Monarchie im osteuropäischen Syldavien (Sie werden es auf keiner Karte finden), und im Kalten Krieg geriet er zwischen die Fronten kommunistischer und faschistischer Machthaber. Am Ende seiner langen Karriere kämpfte Tim in den Regenwäldern Lateinamerikas gegen einen Diktator. Er ist einer der großen Aktivisten des 20. Jahrhunderts. Immer an seiner Seite natürlich: der Drahthaar-Foxterrier Struppi.

Von 1929 bis 1976 reisten die beiden durch die Welt, gemeinsam mit Kapitän Haddock, den Detektiven Schulze und Schultze und Professor Bienlein, verewigt in 24 Bänden des Zeichners Hergé. Einmal verließen sie sogar unseren Erdball. „Wir waren die ersten Moonwalker – nach Tim", soll Apollo-11-Besatzungsmitglied Buzz Aldrin gesagt haben. Schließlich war es Tim, der dem Raumfahrer und dessen Kollegen Neil Armstrong 1954 in „Schritte auf dem Mond" zuvorkam – um 15 Jahre. NASA-Wissenschaftler hatten den Band längst gelesen, Tims Erkundungen der Mondhöhlen wurden im Apollo-Programm gar als Idee diskutiert (und natürlich verworfen).

In den vergangenen 41 Jahren hat sich vielleicht nicht der Mond verändert, aber die Welt. Heute würde Tim wohl in andere Krisengebiete reisen. „Es wäre nicht unspannend, wenn er etwa nach Syrien fahren würde", sagt Klaus Schikowski, Programmleiter von Carlsen Comics, die „Tim und Struppi" seit 1967 verlegen. „Wir kennen heute alle Länder dieser Welt. Dennoch könnte Tim seinem Beruf als Reporter nachgehen und von dort berichten." Vor 90 Jahren habe man sich in den Comics auch über fremde Kulturen informieren wollen. Natürlich mit Einschränkungen, wie Schikowski sagt: „Bei Tim finden wir realistische Beschreibungen, allerdings fußt diese Welt auch auf der Fantasie."

„Tim ist ganz sicher kein Imperialist, der Ideale auf der Welt durchsetzen will", sagt Benoît Mouchart, Programmchef vom belgischen Verlag Casterman, der „Tim und Struppi" seit 1934 als Comicbände vertreibt. „Tim sucht das Abenteuer nicht – das Abenteuer findet ihn."

Der Reporter klettert in „Tim in Tibet" auf die Berge des Himalaja, denen im Comic Zeichnungen der echten Gebirgskette zugrunde liegen. Dort trifft er nicht nur auf seinen vermissten Weggefährten, den Chinesen Tschang – sondern auch auf den Yeti.

Die heutigen Krisengebiete aber wird Tim nicht bereisen. Das legte sein Schöpfer Hergé per Testament fest. Der 75-jährige Zeichner, durch Blutarmut geschwächt, fiel im Februar 1983 ins Koma. Mit seinem Tod vier Wochen später durften keine neuen Abenteuer mehr erscheinen. Heute wacht die Hergé-Stiftung, gegründet von seiner Witwe, Fanny Vlamynck (inzwischen Fanny Rodwell), streng über die Einhaltung seines letzten Willens. Erst im Jahr 2053, also 70 Jahre nach Hergés Ableben, könnten neue Geschichten in den Handel kommen – die Rechte an den Comicfiguren verfallen dann.

Bis dahin bemühen sich die Nachlassverwalter um Kontrolle. Der Brite Nick Rodwell, Ehemann von Hergé-Witwe Fanny, bezeichnet sich deshalb als „unbeliebtester Mann in Belgien". Er ist Manager der Stiftung, die selten – nach Meinung vieler Fans zu selten – „Tim und Struppi"-Bilder zur Veröffentlichung freigibt. So kommt es, dass manche Leser bei dem Wort „Moulinsart", auf Deutsch „Mühlenhof", nicht an den Wohnsitz von Kapitän Haddock denken, sondern an die nicht überall beliebte Hergé-Stiftung gleichen Namens. (Bei Google Bilder finden sich dennoch etliche, sicher nicht lizensierte Auszüge aus den Comics.)

DIE BERÜHMTEN COMICMARKEN VON „TIM UND STRUPPI" BIS „SPIDER-MAN" SIND FAST ALLE 50 JAHRE ALT. NUR „CALVIN UND HOBBES" UND „THE WALKING DEAD" SIND JÜNGER

Immerhin Regisseur Steven Spielberg gab die Stiftung 1983 grünes Licht, die Geschichte vom „Geheimnis der ‚Einhorn'" zu verfilmen. Er ließ sich Zeit. Erst 2011 erschien die Adaption als 3-D-Animation. Der Film floppte – auch weil die dreidimensionalen Figuren nicht mehr wie Hergé-Figuren aussahen: Haddock wurde einfach eine Knollennase verpasst, eines der größten Comic-Klischees.

Auch deshalb bilden Hergés „Tim und Struppi"-Geschichten einen abgeschlossenen, unantastbaren Korpus, dessen Kanon aus 22 Bänden in den letzten Jahrzehnten nur um zwei Bände erweitert worden ist. Mit „Tim und die Alpha-Kunst" erschienen – als mehr oder weniger zusammenhängende Erzählung – Skizzen jenes Werks, das Hergé nicht vollenden konnte. Sein eigentliches Debüt, „Im Lande der Sowjets" (1929), in dem der Held noch nicht ganz seine bekannte Gestalt angenommen hatte, gilt heute als „Band 0".

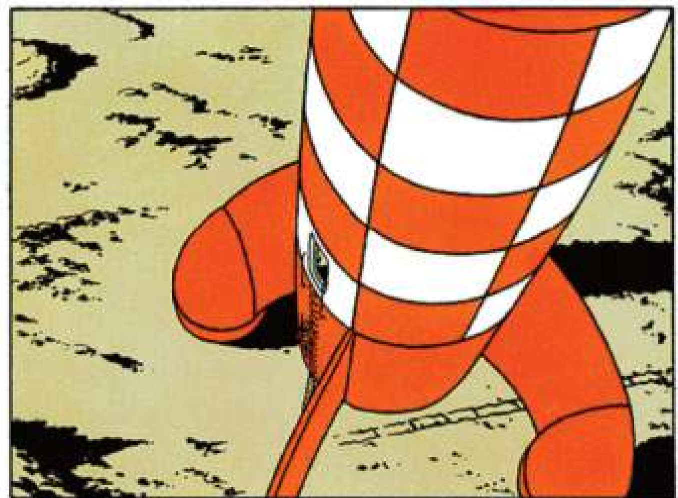
Beide Werke sind Bestandteil der neuen Gesamtausgabe, die jetzt als Hardcover im Schuber erschienen ist und das Genie Hergés in seiner ganzen Breite dokumentiert.

Als Georges Prosper Remi kam Hergé am 22. Mai 1907 in Etterbeek bei Brüssel zur Welt. Mit sechs Jahren erlebte er die Besatzung Belgiens durch deutsche Truppen. Seinen ersten Job als Zeichner erhielt Remi nach der Militärschule bei der katholischen Zeitung „Le XXe Siècle". In deren Kinderbeilage erschien 1929 ebenjenes erste Tim-Abenteuer. Im Original heißt Tim Tintin und der Foxterrier Struppi Milou. Die Serie ging als „Les Aventures de Tintin" („Die Abenteuer von Tintin") in Produktion. 1952 erschienen im „Hamburger Abendblatt" die ersten der Comics auf Deutsch („Tim auf der Jagd nach dem geheimnisvollen Zepter"), zu Bestsellern wurden dann ab 1967 die Softcoverbände mit dem charakteristischen roten Rücken von Carlsen. Programmleiter Schikowski betont, dass „Tim und Struppi" keineswegs ausschließlich Kinderlektüre ist, ja dass die meisten Leser das Erwachsenenalter tatsächlich längst erreicht haben. In der Regel kaufen auch Eltern die 64-Seiten-Geschichten eher für sich als für ihre Kinder.

„Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen: Alle berühmten Comicmarken, etwa ‚Die Peanuts' oder ‚Spider-Man', sind älter als 50 Jahre", sagt Schikowski. „Seitdem gibt es nur zwei Marken, die in den klassischen Comic-Kanon aufgestiegen sind: ‚Calvin und Hobbes' und ‚The Walking Dead'." Die sich übrigens beide, was Verkäufe angeht, brav hinter „Tim und Struppi" einreihen müssen. Kein Wunder, modern wirkt die Mischung aus Slapstick und Action, die jedem Band zugrunde liegt, noch immer, eigentümlich zeitlos. Aber es ist der Zeichenstil, den Hergé vor bald 90 Jahren begründete und der ihn weltberühmt machen sollte – zum berühmtesten Comic-Künstler des 20. Jahrhunderts.

Die sogenannte Ligne claire, als Begriff für Hergés Technik erst 1976 etabliert, setzt auf absolute Klarheit. Deutliche Abgrenzung in den Konturen, konkrete Farbverläufe, Vereinfachung durch Einfarbigkeit großer Flächen. In den einzelnen Bildern auf einer Seite, den jeweiligen Panels, erleben wir dadurch eine Ruhe und Strukturiertheit, die kein anderer Comiczeichner in dieser Perfektion erreicht hat. Selbst wenn durch Geschwindigkeitsstriche das Tempo von Autos illustriert wird oder der schwirrende Kopf des betrunkenen Kapitän Haddock. „Diese Sichtbarkeit, diese Klarheit hat Hergé zum Ziel erhoben – und sie wirkt grafisch modern", erklärt Schikowski. „Sogar wenn in den Bildern Oldtimer zu sehen sind, die junge Leser nicht kennen, Flugzeugtypen, die nicht mehr bekannt sind."


ICH STEIGE JETZT DIE SPROSSEN HINUNTER. ES FOLGT DANN DIE LEITER ...



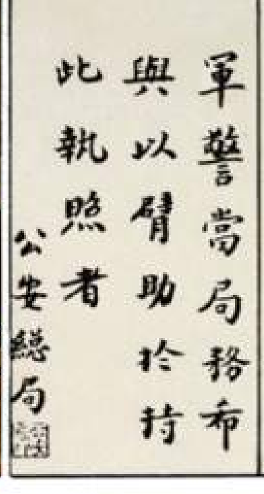

NUR NOCH EIN PAAR SPROSSEN ... DREI ... ZWEI ... EINE ... ! UND JETZT ...

ICH STEHE AUF DEM MOND! ZUM ERSTEN MAL MACHT EIN MENSCH VON DER ERDE SCHRITTE AUF DEM MOND!








軍警當局務希
與以臂助於持
此執照者
公安總局

Geheimdienst

Die chinesischen Behörden werden aufgefordert, dem Inhaber dieses Papiers zur Verfügung zu stehen und ihm Beistand zu leisten.













DREH DICH NICHT UM... ICH HAB DAS GEFÜHL, DASS UNS JEMAND FOLGT!




AM NÄCHSTEN TAG...
WIR SIND DA!


FLUGZEUG DAHINTEN!


DU SEHEN, SAHIB, NIEMAND LEBENDIG HIER.
HIER NICHT.


NICHT WAHR, SAHIB? NICHT MÖGLICH, LEBENDE MENSCHEN HIER FINDEN!


DAS SIEHT MIR AUCH VERFLIXT SO AUS!


?
KAPITÄN!

„Für den jungen Leser von heute", befindet Casterman-Programmleiter Mouchart, „ist das im Comic dargestellte 20. Jahrhundert eine sagenhafte Welt – fast schon so, wie wir uns das Mittelalter vorstellen."

Die zeichnerische Eindeutigkeit jeder einzelnen Seite wird durch die Exaktheit der technischen Details unterstützt. Überwältigend ist die Detailtreue der Transportmittel, wie etwa des Jeeps oder des Doppeldeckers. Hergé ging auf Nautikmessen, um dort Kataloge von Motorbooten mitzunehmen. Später arbeitete er mit Rechercheuren zusammen, jeder hatte ein Fachgebiet, etwa die Luftfahrt. Von Karomuster und Form der Militärrakete V2, von Wernher von Braun im Zweiten Weltkrieg konstruiert, war dann jenes Raumschiff inspiriert, mit dem Tim und Freunde in „Reiseziel Mond" ins Weltall flogen. Die ikonische rot-weiße Rakete kennen sogar Menschen, die nie einen „Tim und Struppi"-Band in den Händen gehalten haben. „Lange Zeit galt es als ausgeschlossen, dass auf dem Mond Eis zu finden ist", sagt Benoît Mouchart. „Hergé starb mit der Befürchtung, seine Darstellung in ‚Schritte auf dem Mond' könnte fehlerhaft gewesen sein. Mittlerweile gibt die Wissenschaft ihm recht."

Nicht zuletzt sorgt die Detailtreue der Fahrzeuge dafür, dass wir Tim seine Welt- und Weltraumreisen überhaupt abnehmen. Selbst wenn sie, wie die Mondrakete oder das legendäre haiförmige U-Boot aus „Der Schatz Rackhams des Roten", der Fantasie entsprungen sind. Als Nutzer von Gadgets wirkt Tim wie ein früher James Bond, im Erkunden exotischer, gefährlicher Natur war er Vorbild für Spielbergs „Indiana Jones".

Auch die „große Kunst" beeinflusste er. Pop-Art-Künstler Roy Lichtenstein war großer Hergé-Fan, ebenso wie Andy Warhol, der einmal sagte, Hergé habe ihn ebenso stark beeinflusst wie Disney, und ihn zweimal porträtierte. In Deutschland begegneten wir der Ligne claire zuletzt auch in der Welt der Literatur: Die Covergestaltung von Christian Krachts Roman „Imperium" ist an Hergés Stil angelehnt, und das Erscheinungsbild des weltmännisch auftretenden Schriftstellers Kracht: die blonde Spitzbübigkeit, der Trenchcoat, die Pluderhose, erinnert doch stark an Tim.

> ALS BENUTZER VON GADGETS ERSCHEINT TIM WIE EIN FRÜHER JAMES BOND; IM ERKUNDEN EXOTISCHER, GEFÄHRLICHER NATUR WAR ER EIN VORBILD FÜR SPIELBERGS ‚INDIANA JONES'

„Tintin" heißt übersetzt „Nichts". Hergé hatte seinen Reporter so angelegt, dass er quasi als leere Identifikationsfigur dienen konnte, als nur über wenige Eigenschaften, geschweige denn eine Biografie, verfügende Projektionsfläche. Er ist aufopferungsvoll und höflich – und das sind denn auch schon Tims hervorstechende Charakterzüge. Sein Elternhaus bleibt ebenso im Dunkeln wie sein Liebesleben. Es sind Tims Freunde, in denen wir uns wiederfinden und die uns zum Lachen und Staunen bringen: der mutige, kluge, in seinen Gedankenblasen wie ein Mensch erscheinende Hund Struppi, die trotteligen Detektive Schulze und Schultze, das Genie Professor Bienlein, dessen stoisches Wesen ebenso wie seine Schwerhörigkeit Kapitän Haddock zur Verzweiflung treiben.

Archibald Haddock ist zweifelsfrei die beliebteste Figur im Hergé-Universum. Obwohl er schwerer Alkoholiker ist. Oder gerade weil er Alkoholiker ist. Als Schreihals macht Haddock, im Griff seiner Sucht, fast alles falsch. Seine unzähligen Wutausbrüche sind auch in der deutschen Übersetzung legendär: „Hunderttausend Höllenhunde!" und „Hagel und Granaten!" sind die bekanntesten, „Süßwassermatrose!" und „Vegetarier!" die schönsten Ausrufe. Schnell löste der Kapitän, nachdem wir ihn erstmals im neunten Band („Die Krabbe mit den goldenen Scheren") kennenlernten, den Vierbeiner Struppi als Tims engsten Kompagnon ab. Der Hund wurde zunehmend zum Kommentator degradiert, der kaum noch helfen muss. Schließlich war Tim immer häufiger damit beschäftigt, den vermeintlich nichtsnutzigen Haddock, der sich seiner adligen Abstammung lange nicht gewachsen fühlte, vor dem Alkoholtod zu retten. Da hat der Hund am Ende wohl Glück gehabt, dass er auf Deutsch im Serientitel „Tim und Struppi" verewigt wurde – hierzulande liebt man den besten Freund des Menschen eben.

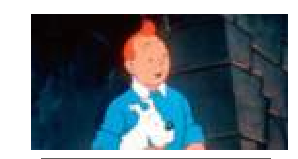
So haben Tim und seine Gefährten zwar stets das Gute im Sinn. Aber die Comics offenbaren auch die bis heute kontrovers diskutierten Haltungen ihres Schöpfers Hergé. Vor allem in der Erstfassung des 1930 veröffentlichten „Tim im Kongo" ist eine rassistische Gesinnung erkennbar, wenn Afrikaner als faul und geistig zurückgeblieben und mit karikierten Gesichtszügen dargestellt werden.

Vor fünf Jahren scheiterte ein Kongolese, der diesen ersten Band verbieten lassen wollte, vor einem Gericht in Brüssel. Die Darstellungen der Afrikaner in der belgischen Kolonie, urteilten die Richter, spiegeln die damalige Zeit wider. Die Klage sei deshalb zulässig gewesen – aber unbegründet. „Wünschenswert wäre tatsächlich eine kommentierte Fassung, in der zeitgeschichtliche Zusammenhänge erklärt werden", sagt Klaus Schikowski in Bezug auf den problematischen „Tim im Kongo"-Band.



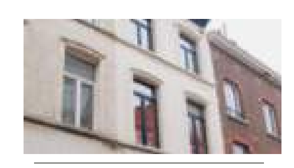
SCHLOSS MÜHLENHOF

Mühlenhof fällt Haddock in „Das Geheimnis der ‚Einhorn'" in die Hände, wird zur Einsatzzentrale und im Band „Die Juwelen der Sängerin" gar zum alleinigen Schauplatz einer Geschichte. Trotz seiner Größe und der umgebenden Ländereien hält das Anwesen ein einziger Mensch in Schuss: Butler Nestor. Hergé orientierte sich architektonisch am Loire-Schloss Cheverny bei Blois (Frankreich), ließ allerdings zwei Seitenflügel weg. In einem Nebengebäude von Cheverny gibt es übrigens eine ständige Ausstellung zu „Tim und Struppi".



TIM UND DER HAIFISCHSEE

Zu den 24 offiziellen Bänden gesellt sich diese 1973 erschienene Geschichte, eine Umsetzung des Zeichentrick-Kinofilms, in dem Tim und Struppi gestohlene Kunstschätze suchen und dabei auf ihren Erzfeind Rastapopoulos treffen. Die Story kreierte erstmals nicht Hergé, sondern der mit ihm befreundete Zeichner Michel Régnier alias Greg (bekannt geworden durch die „Albert Enzian"-Strips). Der Comic ist eine weitestgehend werkgetreue Umsetzung des Films, der seit 2006 auf DVD erhältlich ist.



TIMS WOHNUNG

Der Reporter residiert in einer Wohnung in der rue du Labrador 26 in Brüssel. Viel Glück bei der Suche: Die „Labradorstraße" existiert leider nicht, Hergé hatte sie sich ausgedacht – allerdings an sein Elternhaus angelehnt. Sein erstes Lebensjahr verbrachte er in der rue Cranz 25 (heute rue Philippe Baucq 33) im belgischen Etterbeek. Eine Plakette erinnert dort an den ehemaligen Bewohner. Tintinologen beklagen sich übrigens über die „unpersönliche Einrichtung", die Tim in seiner Wohnung zur Schau stelle.



DIE ANDEREN WERKE

Hergé erschuf natürlich nicht nur „Tim und Struppi", sondern auch andere Comicserien. „Stups und Steppke" erzählte von zwei Strolchen, die tagein, tagaus Erwachsene ärgern. Interessanter sind da „Paul und Virginia bei den Langohr-Indianern", weil darin Tiere die Hauptfiguren sind, denen menschliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Am deutlichsten erinnern „Jo, Jette und Jocko" zeichnerisch wie inhaltlich an die „Tim"-Geschichten: Zwei Kinder und ihr Affe erleben Abenteuer auf der ganzen Welt.

MEISTER UND SCHÜLER
Hergé mit Andy Warhol

In „Der geheimnisvolle Stern“ wiederum findet sich ein antisemitisches Klischee: ein krummnasiger, verschlagener Bankier namens Blumenstein. Die Figur hat traurige Berühmtheit erlangt, und der Kulturkritiker Georg Seeßlen hat auch in der Überspitzung nicht unrecht, wenn er sie in seinem Buch „Tintin, und wie er die Welt sah“ als „‚Meisterwerk‘ der antisemitischen Propaganda in Comic-Form“ bezeichnet.

Hergé, der über die Jahre Revisionen der kritischen Passagen vorgenommen hat, berief sich stets auf das „Weltbild“, das seinerzeit geherrscht habe. „Der geheimnisvolle Stern“ etwa war 1942 während der deutschen Besatzung Belgiens erschienen, die Nazis leiteten die Zeitung. Und vor diesem Hintergrund, sagte Hergé, müsse die Karikatur des amerikanischen Juden gewertet werden. Als Opportunismus wohl.

1954 wurde Blumenstein zwar in Bohwinkel umgetauft – Hergé hat jedoch nicht jeden Kritiker überzeugt. Der britische Schriftsteller Tom McCarthy, der Autor des Buchs „Tim & Struppi und das Geheimnis der Literatur“, sagt, dass Hergé mit den Nazis zusammenarbeitete, weil er kein sonderlich reflektierter Mensch gewesen sei: „Hergé war ein Kollaborateur, weil er naiv war.“ McCarthy glaubt, dass der Zeichner nach Ende des Zweiten Weltkriegs nur deshalb nicht verurteilt wurde, weil „Tim und Struppi“ auch in der Résistance Bewunderer hatte. Der Legende nach soll der Staatsanwalt gesagt haben: „Ich kann doch Tim nicht vor Gericht stellen. Dann müsste ich doch auch Struppi anklagen.“

In Hergés letztem vollendeten Werk, „Tim und die Picaros“ von 1976, lässt sich eine politische Veränderung erkennen. Tim wird darin zum Linksaktivisten, der in Südamerika am Umsturz eines Despoten beteiligt ist. Eine Charakterentwicklung zeigte sich auch bei Haddock, wenn auch nicht im Politischen. Der Kapitän wird immer klarer im Kopf, weil Bienlein ihm eine Wunderpille untergejubelt hat, die seinen geliebten Loch-Lomond-Whisky ungenießbar macht. Am Ende ist Haddock schließlich doch noch ein trockener Alkoholiker geworden.

Vielleicht wollte Hergé Frieden mit seinen Figuren machen, als er merkte, dass seine Kräfte schwanden und seine Gesundheit sich verschlechterte. Schon früh arbeitete er mit einem Zeichenteam zusammen, das ihm Arbeit abnahm. Die Abstände zwischen den Bänden wurden immer größer, Hergé begründete das mit dem Erwartungsdruck. Zwischen den „Picaros“ und dessen 1968 veröffentlichtem Vorgänger, „Flug 714 nach Sydney“, lagen volle acht Jahre. Seine anderen Comicschöpfungen, wie „Stups und Steppke“, die längst nicht so populär wurden wie die Geschichten um den Reporter, seinen Hund und seine Freunde, hatte Hergé da schon längst aufgegeben.

Jahrzehnte zuvor hatte sein Psychiater Hergé den Rat gegeben, mit dem Zeichnen aufzuhören. Hergé sah in seinen Albträumen „weiße Flächen“, was einem Zeichner natürlich Angst machen muss. Hergé schlug den Rat freilich aus und machte aus den ihn quälenden „weißen Flächen“ Schneegebirge. Zu sehen ist das in seinem Band „Tim in Tibet“ von 1959, wohl Hergés Meisterwerk. Hier hält Haddock Tim für verrückt, weil der sich auf die Suche nach Tschang, seinem Weggefährten aus dem „Blauen Lotos“, macht, dessen Flugzeug im Himalaja abgestürzt war und der unmöglich überlebt haben konnte. Aber Tschang war Tim im Traum begegnet – Grund genug, daran zu glauben, dass der alte Freund noch lebte. Schließlich wird er nach all den Strapazen seiner Reise von tibetanischen Mönchen aufgepäppelt.

Das kam auch in der echten Welt gut an. Der Dalai Lama war tief bewegt, er verlieh „Tim in Tibet“ 2006 einen Preis. Begründung: Das von China besetzte Gebiet sei durch den Comic einem breiteren Publikum bekannt gemacht worden. Die Auszeichnung erfolgte, fünf Jahre nachdem die Hergé-Stiftung wieder mal ein Publikationsverbot ausgesprochen hatte – allerdings ein bedachtes: Moulinsart verhinderte eine chinesische Ausgabe mit dem irren Titel „Tim und Struppi im chinesischen Tibet“. Kurios: Der Licht-der-Wahrheit-Award reiht nun die Preisträger Desmond Tutu und „Tim und Struppi“ nebeneinander.

Die Ehrung zeigt jedoch, welchen kulturellen und politischen Einfluss Hergés Comicfiguren heute noch ausüben. Und in den vergangenen Jahren erscheinen sie so lebendig wie lange nicht: Im Londoner Westend lief mit großem Erfolg eine Musicalfassung von „Tim in Tibet“ , und in Frankreich und Belgien wurden Briefmarken mit den Figuren neu aufgelegt. Auch hierzulande wird Hergé bald geehrt. Zum 90. Geburtstag von Tim 2019 sind Veranstaltungen und eine Ausstellung in Hamburg und Berlin im Gespräch.

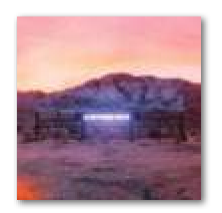


Zum 50-jährigen Jubiläum des Carlsen Verlags, der 1967 den ersten „Tim und Struppi“-Band herausbrachte, gibt es nun sämtliche 24 Alben der Serie als Hardcover im Schuber. Die Prachtausgabe kostet 199 Euro.



Die Utopie der Anderen

Pop-Hymnen, Funk, Punk und Quasi-experimentelles: Arcade Fire zweifeln an der Liebe in Zeiten des Hedonismus



Arcade Fire

Everything Now ★★★½

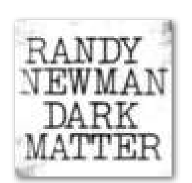
Eine Geisterstimme intoniert die ersten Zeilen: „I'm in the black again/ Can't make it back again." Es ist David-Bowie-Territorium, der Meister scheint vom „Blackstar" zu grüßen. Doch dann: „We can just pretend/ We'll make it home again." Eine Schlagermelodie bricht los. Der Glockenklang von Roy Bittans Piano. Die Coolwerdung der Panflöte. Ein Chor hebt an zum kolossalen „Lalalalalalalala". „Everything Now" ist die Hymne, die eigentlich keiner mehr schreibt, ein unwahrscheinliches Stück Pop: süßlich, eingängig, unwiderstehlich. Konsumkritik für Konsumenten konsumkritischer Tanzmusik. Und eine clevere Finte. Denn die anderen Stücke des fünften Arcade-Fire-Albums verlegen den Ton weg vom Stadion in schwüle Discotheken, in die Hitze der Nacht, in die verzweifelten Sehnsüchte und Schattenseiten der Seele.

„Signs Of Life" ist Funkadelic-Groove plus Isaac-Hayes-Grandezza plus Talking-Heads-Irrsinn. Win Butler besingt menschliche Wesen auf der Suche nach Erleichterung, wenn schon keine Erlösung in Sicht ist. „God, make me famous/ If you can't, just make it painless", heißt es in „Creature Comfort". Dazu hämmert der Sound von Düsseldorf, circa 1980, eine Synth-Bassriff wie in DAFs „Der Mussolini". „Peter Pan" schaltet Jahrmarktdudelei mit Videogame-Scores gleich, „Chemistry" testet die Grenzen des Repetitiven mit etwas, das wohl ein HipHop-Beat sein soll, und rockt dann stumpf. „Infinite Content" gleitet von rasantem Punk direkt in einen Country-Schunkler. Im Elektropop von „Electric Blue" singt Régine Chassagne wie Prince in „Kiss", nur ohne Sex. Thomas Bangalter (Daft Punk), Geoff Barrow (Portishead) und Steve Mackey (Pulp) verdichten diesen Referenzbogen zum produktionstechnischen Overkill.

„Good God Damn" leitet das Finale ein. Streicher künden Unheil. Butler hat den Blues und den Soul und eine Selbstmordahnung: „Put your favorite record on/ Fill the bathtub up/ You could say goodbye to your so-called friends … Maybe there's a good God, damn." Dann ein ABBA-Chorus, „Put Your Money On Me". Doch die Harmonie bröckelt. Der Versuch, eine Liebe zu retten: „If you think I'm losing you, you must be crazy." Schließlich eine Art fröhlicher Finsternis. „We Don't Deserve Love": Ein Paar. Ein Highway, möglicherweise. Sie reden nicht, sie berühren sich nicht, sie fahren dem Zuhause entgegen, das es nicht mehr gibt, vielleicht nie gegeben hat.

Arcade Fire zelebrieren die faden Fantasien und erschöpften Illusionen des modernen Lebens, wie wir es kennen. In der Umkehrung von Hohlheit und Hedonismus liegt die Utopie von *„Everything Now"*. *(Sony)* **MAX GÖSCHE**

Illustration: Julia Beier



Randy Newman

Dark Matter

★★★

Ein Showboat: Erratische Satiren und sentimentale Liebeslieder

Randy Newmans Platten waren niemals Laberplatten: Er schrieb die kürzesten, präzisesten Lieder mit den wortkargsten Texten. Und die sind auch noch lustig oder traurig und meistens beides zugleich. Manche sind mit Orchester arrangiert, manche fürs Klavier, manche werden von einer Rockband gespielt. Seit 1980 schreibt er Filmmusiken, das liegt in der Familie.

Seine Stücke sind geschwätziger und länger geworden, die Texte genauso wie die Songs. Auf dem letzten Album, *„Harps And Angels"* (2008), malte sich Newman den Himmel aus. In den neun Jahren seither hat er neun Stücke fertiggestellt – „It's A Jungle Out There" hatte er schon, es ist die Titelmelodie der Fernsehserie „Monk". Aber schon im ersten Stück von *„Dark Matter"* sind ungefähr neun Songs: „The Great Debate" persifliert die amerikanischen Politikerdebatten im Fernsehen, Newman spricht verschiedene Stimmen und kommentiert, dazu ertönt so ziemlich alles, was er kann: Vaudeville-Tralala, Gospelchöre, Zirkuslied, Filmmusik-Idyll, New-Orleans-Nostalgie – Randy Newmans Showboat ist ein Schaufelraddampfer. Aber „The Great Debate" kommt nicht auf einen Punkt. Es ist virtuos und leer. Und es ist nicht witzig. „Rednecks", „Political Science", „Mikey's", „It's Money That I Love" sind komisch, weil Männer sich um Kopf und Kragen reden.

Auf *„Dark Matter"* redet sich Randy Newman um Kopf und Kragen. Die wohlfeile Satire „Putin" ist ein bisschen tutig, „Sonny Boy" ist die erratische Erinnerung an ein Konzert des Blues-Sängers Sonny Boy Williamson. „It's A Jungle Out There" ertönt in einer erhebend schmissigen Orchesterfassung. Läppische sentimentale Lieder wie „She Chose Me" und „Wandering Boy" schreibt Newman für „Toy Story" an einem Wochenende. Dafür singt er sie ausnehmend schlecht.

Aber das ganz und gar nostalgische „On The Beach" ist eine flirrende, orchesterselige Hollywood-Swing-Reminiszenz an das alte Kalifornien. Und es ist ganz und gar wunderbar. *(Nonesuch/Warner)*

ARNE WILLANDER

KICKS

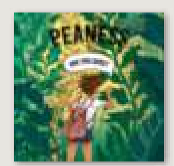
FAVORITEN AUF 33 UND 45 – VON WOLFGANG DOEBELING



FARBENFROH
Peaness

Peaness

Are You Sure? ★★★½



Die Erbse steckt im Bandnamen wie in manchem Song, neben roten Bohnen und anderem Gemüse, sinnbildlich für das Reelle und nur scheinbar Irrelevante. Schlampig ausgesprochen bekommt der Moniker freilich einen anderen, wohl feixend in Kauf genommenen Zungenschlag. An den Songs von Jessica, Balla und Rachel, die sich als Kommilitoninnen der Uni Chester kennenlernten, ist jedenfalls nichts anzüglich. Vielmehr geht es ums Positive, um eine gerechtere Welt, um den Schutz der Natur. Den Tories sind sie daher nicht freundlich gesinnt, vor Trumpismus wird auf dem Cover gewarnt. Die zehn Songs von *„Are You Sure?"*, zum Teil von Singles bekannt sowie von einer EP, die es bloß auf Kassette gab, drehen sich jedoch kaum um Politik. Unisono von Jess und Balla gesungen, geht es in den Texten eher um persönliche Probleme, um erkämpfte Selbstbehauptung und trotzige Lebensfreude, zu rudimentärer, aber beherzter Grungepop-Begleitung von Gitarre, Bass und Schlagzeug. *(Alcopop!)*

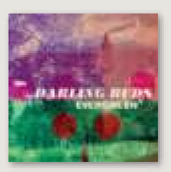
She-Devils

She-Devils ★★★½



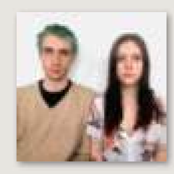
She-Devils sind Audrey Ann Boucher und Kyle Jukka, dies ist ihre erste LP. Erstaunlicherweise, denn sie stellen sich mit einem musikalischen Konzept vor, das bereits ausgereift scheint, mit einem Sound, der lässige Distinktion mit unverschämter Eingängigkeit verbindet. Doch so sanft hypnotisch die Musik des Duos aus Montreal zunächst wirkt, so beunruhigend ist manche Sentenz. „I got a gun in my pocket and I'm ready to fire", droht Audrey Ann dem treulosen Liebhaber in „Make You Pay", anderswo gesteht sie, jede seiner Bewegungen kontrollieren zu wollen. Kyle verschiebt dazu seine Geräuschkulissen aus Synths und Samples songdienlich, lässt auch mal zitatenhaft Gitarren klingeln oder macht in Jahrmarkt-Swing – kurzum, er schafft treffliche Projektionsflächen für die unnahbar-verführerische Stimme seiner Partnerin. *(Secretly Canadian)*

The Darling Buds *Evergreen EP* ★★★★



Wer sich nach 25-jähriger Studioabstinenz mit einer Platte zurückmeldet, die den Titel „Evergreen" trägt, dürfte kaum von Zweifeln am Comeback geplagt werden, auch wenn die Buds beteuern, es handele sich dabei nicht um einen ernsthaften Career-Move, sondern lediglich um eine Übung in Spaß an der Freude. Nachvollziehbar, denn Andrea verfügt noch über jenes mädchenhafte Timbre, das den walisischen Beitrag zum C86-Pop auszeichnete, und die vier Tracks dieser 10inch-EP kommen dem Klangbild von damals recht nahe. Auch die Primitives riefen sich ja gerade erst mit einer famosen 10inch-EP in Erinnerung; wer weiß, ob nicht demnächst eine Sundays-Reunion ansteht. *(Odd Box)*

Bad Parents *Bad Parents* ★★★★



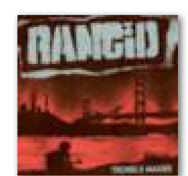
Misty Miller aus Londons Süden, militant autonom und medial sträflichst missachtet, obwohl sie seit Jahren regelmäßig Nachweise ihrer stupenden Fähigkeiten als Songstress liefert, betreibt mit ihrem Freund Tom Shelton das Duo Bad Parents. Die vier Aufnahmen ihrer gleichnamigen EP variieren zwischen Ruppigkeit und Intimität, zwischen Schmerz und Liebestrunkenheit. Eine Slide züngelt, eine Säge singt, Misty ringt mit sich und den Umständen, am eindringlichsten auf „Peckham", dem finalen Track. 7inch. *(Flying Vinyl)*

The Spitfires *Move On* ★★★★



Weitere Durchhalteappelle mit Pauken und Trompeten von den Spitfires, wider die herrschende Klasse und den inneren Schweinehund. Billy Sullivan reimt „desperation" auf „nation" und „insanity" auf „vanity", alles konfrontativ und emphatisch in Weller-Manier vorgetragen, erfreulicherweise diesmal ohne dynamikbehindernde Keyboards. „Move On" macht ordentlich Dampf, „Stick To Your Guns" auf der Flipside haut in dieselbe Motivationskerbe und verabschiedet sich schließlich via Bluebeat-Coda. *(Catch 22)*

FOTO: DEBBIE ELLIS



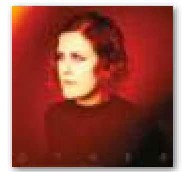
Rancid

Trouble Maker

★★½

Die East-Bay-Veteranen bleiben dem Uptempo-Punkrock treu

Das Durchhaltevermögen ist beeindruckend: Seit einem Vierteljahrhundert veröffentlichen Rancid ihre Version des East-Bay-Punk und bleiben der eigenen Herkunft treu. Das neue Album macht dort weiter, wo „*... Honor Is All We Know*" (2014) aufhörte. Uptempo-Punkrock-Riffs samt den dazugehörigen Hooks, dazu (selten) der Ska, der hier schon lange zu den Möglichkeiten gehört, und der wieder von Brett Gurewitz produzierte State-of-the-Art-Sound. Das Album ist ein Sprint, die 19 Songs sind viel mehr Gesamtwerk als einzelne Komposition. Einen schönen Moment hat etwa „Go On Rise Up", in dessen brüchiger Melancholie nicht nur der Punk der ersten Jahre, sondern auch Wehmut steckt. *(Hellcat/Epitaph)* **JÖRN SCHLÜTER**



Alison Moyet

Other

★★★½

Die ehemalige Yazoo-Sängerin bewirbt sich für den nächsten 007

Genrehopping galt schon immer als Stärke der mittlerweile 56-Jährigen. Ködert die ehemalige Stimme von Yazoo dabei auch noch ein musikalisches Superhirn wie Guy Sigsworth (Seal, Björk), wird's gar tollkühn, opulent und basslastig – und nimmt cinematische Züge an. Nicht nur einmal bewirbt sich Moyet um das nächste James-Bond-Thema, ohne auf Nummer sicher zu gehen. Und wer hätte gedacht, dass mit „The Rarest Birds" erst jetzt ihre ultimative Ballade kommt? Schließlich blickt die Britin auch noch leichten Herzens zurück: Während „Beautiful Gun" den Electroblues von Depeche Mode verfeinert, zwinkert „Happy Giddy" in Richtung von Yazoos „State Farm". *(Cooking Vinyl)* **FRANK LÄHNEMANN**



Girl Ray

Earl Grey

★★★★

Britisches Newcomertrio mit hochmelodiösem Coming-of-Age-Pop

Wundervoll melodieverliebtes, intimes Debütalbum des Londoner Trios. Poppy Hankin, Iris McConnell und Sophie Moss haben den derzeit betörendsten Coming-of-Age-Pop, gespickt mit psychedelischen Untertönen und Doo-Wop-Ausbrüchen. Charmant, aber alles andere als verhuscht wirken Teenhymnen wie „Preacher". Bei anderen Stücken standen unverkennbar die Soloalben von Eleanor Friedberger Pate. „Stupid Things" klingt, als würde Carole King einen Song der Modern Lovers spielen. „Monday Tuesday" zerfließt in Bläsern, „Cutting Shapes" groovt zu Sixties-Orgel. Die gedoppelten Gesänge erinnern an Elliott Smith, etwa in der mehrteiligen Suite des Titelsongs. *(Moshi Moshi/Rough Trade)* **MAX GÖSCHE**



Prag

Es war nicht so gemeint

★★★½

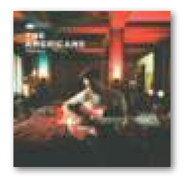
Guter Salonpop – jetzt ohne Nora Tschirner, aber mit Opulenz

Tschirner raus, Busch rein: So lautet die Boulevard-Kurzformel zum dritten Album des Berliner Trios Prag. Mutter und Schauspielerin Nora Tschirner wollte sich nicht verzetteln und legte ihre Bandaktivitäten auf Eis. Stattdessen steht jetzt für einige Songs ein neues Multitalent am Mikro: Josephin Busch kennen Lindenberg-Fans aus dem „Horizont"-Musical. Dem Gesamtvortrag der Band tat dieser Wechsel sehr gut. Das Team Krimi/Lautenschläger ergänzt sich mit der Sopranistin bestens, wie etwa „Der Moment" beweist. Prag führen ihren Weg eines opulenten deutschen Salonpop mit Schmackes und vielen irren Ideen weiter („Der Mond" oder auch „Es scheint"). Der Dandypop reitet wieder. *(Tynska/Tonpool)* **RALF NIEMCZYK**



Dent May
Across The Multiverse
★★★★
Zum Wohl: Berauschender Cocktailkirschen-Pop aus Los Angeles

Wahre Künstler erkennt man nicht an ihren Prinzipien, sondern an der Bereitschaft, diese über Bord zu werfen. Mississippi-Boy Dent May wollte nie nach Los Angeles, besang seine Antipathie sogar 2012 auf *„Do Things"* – und zog dann doch um. Auf seinem vierten, dem ersten in der neuen Heimat entstandenen Album, *„Across The Multiverse"*, räkeln sich Brian Wilson, Van Dyke Parks und Harry Nilsson in der Hollywoodschaukel zu pastellfarbenen Melodien, von denen man sofort betrunken wird. Schon das eröffnende „Hello Cruel World" ist schillernder Cocktailkirschen-Pop, der den Sixties und Seventies zwinkernd zuprostet. Später glaubt man Nile Rodgers an der Gitarre zu hören, aber das ist alles Mays wahnwitzige, unverschämt perfekt arrangierte One-Man-Show. Doppelt beeindruckend! *(Carpark/M.E.L.)* INA SIMONE MAUTZ



The Americans
I'll Be Yours
★★★½
Country, Blues und Rock'n'Roll, aber nie bloß Standards

Als Patrick Ferris, Jake Faulkner und Zac Sokolow gemeinsam Musik zu machen begannen, ging es um Traditionen: Das US-Trio vertiefte sich mit akustischen Instrumenten in den Country und Blues der Vorkriegszeit. Auf ihrem Debüt kommt nun jede Menge alter Rock'n'Roll dazu. The Americans mischen die Folklore mit Chuck-Berry-Gitarren, Bruce-Springsteen-Melancholie, Rockabilly-Attitüde und manchmal einem archaischen Rumpeln wie bei Tom Waits. Etwa bei „Stowaway", einem drängenden Blues-Stomp, der in der Mitte trunken stolpert. Diese Musik kommt von einem Ort, an dem nichts sicher scheint. Das erleben die Figuren in diesen Liedern, aber es steckt auch in den Arrangements, die immer voller Möglichkeiten sind und nie bloß Standards bedienen. Bemerkenswert! *(Loose/Rough Trade)* JÖRN SCHLÜTER

SOUNDS

RÄUSCHE UND GERÄUSCHE – VON JENS BALZER



VISIONÄR
Laurel Halo

Laurel Halo *Dust* ★★★★

Seit einem halben Jahrzehnt bewegt sich die Musik von Laurel Halo virtuos zwischen elektronisch-minimalistischem Songwriting und kompliziert strukturierten, aber stets hinternkickenden Technotracks. Auf ihrem dritten Album, *„Dust"*, macht die in Berlin lebende US-amerikanische DJane und Produzentin dort weiter, wo sie 2012 mit ihrem Debüt, *„Quarantine"*, begann: Über sparsam getupfte Arrangements legt sie einen leicht schiefen, stets etwas ausgezehrt und entkörperlicht wirkenden Gesang. Neu ist, dass dieser ins Duett- und Choralhafte strebt. Dazu hat sie sich viele Gäste geladen, unter anderem Julia Holter und die französische Experimental-R&B-Sängerin Lafawndah. Darunter flicht der Multimediakünstler und Improv-Schlagzeuger Eli Keszler polyrhythmische Texturen aus elektronischen Rhythmen und Holzperkussion: Schön bröselnde Chöre beschwören zu seinen Klickedi-klick-Beats Visionen von Glück und Versagung, Sehnsucht und romantischer Einheit. *(Hyperdub)*

Umfang *Symbolic Use Of Light* ★★★½

Kein Gramm Klangfett zu viel gibt es auf den ebenso kargen wie rhythmisch ideenreichen Tanzmusikplatten der New Yorker Produzentin Emma Burgess-Olson alias Umfang. Das ist auch auf *„Symbolic Use Of Light"* so, ihrem ersten Album auf einem größeren Label. Aus spannungsvoll verhaltenen Ambientflächen und gut gemulmtem Dunkelgebrumm nach alter Industrial-Art lässt sie schöne Strecken mit geraden Beats erblühen, die durch winzige Verschiebungen in den rhythmischen Mustern sonderbare Funk- und Groove-Qualitäten entwickeln – ebenso zarte wie aufregend ambivalente und dennoch tanzbare Musik. Burgess-Olson ist vor allem als Impresaria bekannt geworden: In dem von ihr mit gegründeten Kollektiv Discwoman werden weibliche und queere DJs und Produzenten systematisch gefördert. Als DJane reüssierte sie im letzten Jahr, als Produzentin ist sie in Deutschland noch zu entdecken. Dieses Album legt dafür eine sehr gute Grundlage. *(Technicolour/Ninja Tune)*

Oneohtrix Point Never *Good Time* ★★★★½

Daniel Lopatin alias Oneohtrix Point Never wurde einem breiteren Publikum als einer der beiden Produzenten der Anohni-Platte *„Hopelessness"* (2016) bekannt. Doch hatte er schon seit Anfang des Jahrzehnts eine Reihe von hochinspirierten, schön verblubberten und verzwitscherten Geräuschmusikplatten vorgelegt und sich auf *„R Plus Seven"* dem erhabenen Sakralkrach mit schwellenden Orgel-Drones zugewandt. Für Sofia Coppolas „The Bling Ring" debütierte er als Soundtrackkomponist. *„Good Time"* enthält nun Musik, die für Josh und Benny Safdies gleichnamigen Neo-Film-noir erschaffen wurde. Wie auf *„Garden Of Delete"* (2015) verbindet Lopatin hier patinierte Achtzigerbeats mit zerschredderten Powerchord-Gitarren, manchmal glaubt man ein rückwärts laufendes Scorpions-Album in einem Klangbett von den frühen Tangerine Dream zu hören. Toll! Ganz am Ende wünscht sich Gaststar Iggy Pop zu einer somnambulen Klaviermelodie ein Leben in Unschuld und Reinheit und bittet mit gurgelndem Bariton darum, berührt und getötet zu werden. *(Warp)*



Algiers
The Underside Of Power
★★★★
Harte, aber unwiderstehliche Kost der multinationalen Höllenhunde

Es gibt nicht wenige, die fürchteten gar neues Material dieser Band. Erschien ihnen doch das Debüt von 2015 bereits als perfektes Statement zur Zeit. Pustekuchen, mit dem Titeltrack des Nachfolgers übertreffen sich die multinationalen Höllenhunde noch einmal selbst. Frontmann Franklin James Fisher entsteigt einem Noiserock-Geflecht als Tom Jones aus dem Sumpfland und setzt zu einem Refrain an, der auf jeder Northern-Soul-Compilation herausgeragt hätte. Hier erarbeiten sich die Songs, die im ersten Moment wie harte Kost anmuten, den Hörer und nicht umgekehrt – und das im Handumdrehen. Im Nu liegen sich Fans von Public Enemy, Black Keys, Birthday Party, Sonic Youth und Blaxploitation-Soundtracks in den Armen. Motto: Bury me standing! *(Matador/Beggars)* FRANK LÄHNEMANN



Cheap Trick
We're All Alright!
★★½
Bestens abgehangener Powerrock mit ein paar Krachattacken

Eine merkwürdige Karriere haben die Powerrocker um Robin Zander und Gitarrenmeister Rick Nielsen da hingelegt. Seit über 40 Jahren dabei. Ihre ersten Alben gehören in die US-Klassikergalerie. Doch dann: keine großen Skandale, keine Toten. Immer weitermachen mit ihrem spaßgetriebenen Action-Sound. Der offensive Albumtitel ist ein Verweis auf ihr 1978er Opus „Surrender". Und so klingen die zehn Songs dann auch. Bestens abgehangen, mit gelegentlichen Krachattacken. Breitbeinig fräsen sie sich durch ihren Keine-Experimente-Rock. Der Titel der ersten Single, „Long Time Coming", weist den Weg, das Ganze wie immer gespickt mit feinen und weniger feinen ironischen Spitzen. Oder wie ist der Songtitel „Brand New Name On An Old Tattoo" zu interpretieren? Je oller, je doller. *(Big Machine/Universal)* RALF NIEMCZYK

FOTO: PRESS PICTURE



Die Liga der gewöhnlichen Gentlemen

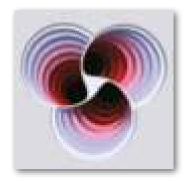
It's OK To Love DLDGG

★★★½

Stark, diese Schwäche der Hamburger für die Vergangenheit

„Ich war oft mit meinen Freunden da/ Bei Eis-Gerd in Hamburg Altona." Ja, lang ist's her, aber die Gentlemen haben diese Schwäche für lang her, oder sollte man sagen diese Stärke? Echt stark (um ein Retrowort zu benutzen) ist die neue Platte nämlich wieder, nicht nur textlich („Auf dem Klo hab ich mal Speed genommen/ Eis-Gerd hat nichts mitbekommen"), sondern auch musikalisch: Wie üblich stehen Paul Weller und jene Konsorten Pate, die auch schon bei Paul Weller Pate standen – was soll man dagegen haben? Nüschte. Auch wenn sich die Jahre auf dem Buckel der Gentlemen langsam bemerkbar machen: „Die Bassanlage, sie ist so schwer/ Die Treppe hoch und die Bandkasse leer/ Und ich glaub, ich geb jetzt auf" – nein, das darf nicht sein, noch nicht, so weitermachen!

(Tapete) **JENNI ZYLKA**



Erneuerbare Energien

Erneuerbare Energien

★★½

Charmant-unkomplizierter Spacepop aus Dithmarschen

In Hamburg hat Pascal Fuhlbrügge Ende der 80er-Jahre bei Kolossale Jugend Gitarre gespielt, um die Jahrtausendwende bat er mit dem housy Elektronikprojekt Sand 11 zum Tanz. Jetzt wohnt er in Dithmarschen und beschäftigt sich – inspiriert vom dort allgegenwärtig swooshenden Windrad – mit erneuerbaren Energien. Mit Saalschutz-Flumroc aus Bern und Joachim Franz Büchner von Bürgermeister der Nacht macht er charmant-unkomplizierten Spacepop. Beim hochnervigen Titelsong weht ein Krautrock-Lüftchen übers winterfeste Stoppelfeld. Lob für konzeptuelle Konsequenz: Die Live-Shows treibt eine Turbine an, und das Album wurde mit Solarstrom produziert. Abzüge bei Vocals und Texten. Die sind irgendwie in der Energiewende stecken geblieben. *(Finetunes/ Broken Silence)* **SYLVIA PRAHL**



SÜDSTAATEN-SCHWESTERN
Lynne & Moorer (v. l.)

Zwei gewinnt

Eklektische Americana-Coverversionen: Die beiden Schwestern haben endlich ein gemeinsames Album aufgenommen

Shelby Lynne & Allison Moorer *Not Dark Yet* ★★★★



Die eine hat es (zunächst) eher mit Nashville versucht, die andere dann doch lieber ohne. Aber sowohl Allison Moorer als auch ihre vier Jahre ältere Schwester Shelby Lynne haben respektable Karrieren hingelegt, Grammy (Lynne) und Oscarnominierung (Moorer) inklusive. Ein gemeinsames Album war lange überfällig und lag spätestens 2011 nach einer Duotour auch schon in der Luft. Doch über Selbstverfasstes, wie damals in Aussicht gestellt, fällt die Verständigung vielleicht doch schwerer als über die Coversliste von *„Not Dark Yet"*.

Die ist eklektisch im besten Sinne. „Every Time You Leave" (Louvin Brothers), ein ach so schmachtendes „Looking For Blue Eyes" (Jessi Colter) oder auch Townes Van Zandts „Lungs" bleiben dabei auf der traditionellen Seite, während Lynne/Moorer auf der anderen in „My List" etwa die Emorock-Rhetorik der Killers herunterdimmen. Irgendwo dazwischen schimmert Dylans Titelsong, schön tastend interpretiert von einer kleinen, feinen Studiobesetzung um Heartbreaker Benmont Tench (der fast nur Piano spielt): Lucinda-Williams-Gitarrist Doug Pettibone und der aktuellen Richard-Thompson-Rythmusgruppe, Taras Prodaniuk und Michael Jerome. Sohnemann Teddy Thompson produzierte. Auch Nick Caves wundervolles „Into My Arms" bleibt pianozentriert und wird doch behutsam geöffnet. Einzig „Lithium", hmm ... ist für mich einfach kein Duett. Obwohl sich alle Beteiligten um das nötige Maß an, sorry, Zerschossenheit bemühen (oder vielleicht gerade deswegen), bleibt Kurt Cobain hier eher ein Fremdkörper.

Aber wenn diese beiden Stimmen in „The Color Of A Cloudy Day" (Jason Isbell) oder Merle Haggards „Silver Wings" gemeinsam auf- und abschwingen, wird evident, dass sie dies schon sehr lange zusammen tun, ohne groß überlegen zu müssen, was genau sie da tun. Selbst wenn sie es lange nicht mehr getan haben. Mit den Herzrhythmusstörungen von „My List" fing es an. So soll es dann auch enden, am Rande der Dunkelheit, ein einziges Mal sogar selbst geschrieben. „Is it too much to carry in your heart?", fragen Shelby Lynne und Allison Moorer. Solange sie einander haben, liegt die Antwort auf der Hand.

(Thirty Tigers/Alive) **JÖRG FEYER**



The Riptide Movement

Ghosts

★★½

So kann die Schnittmenge aus Coldplay und U2 klingen

Wer U2 nicht mehr mag, weil die Musik seit *„Achtung Baby"* so kompliziert ist, und wer Coldplay am besten findet, wenn die großen Balladen angestimmt werden, der ist bei den Iren The Riptide Movement richtig. Alle anderen eher nicht. Denn obwohl *„Ghosts"* ein paar smarte Popsongs („Changeling", „That's My Life") und ein bisschen Irish Folk („I Could Have Loved You") zu bieten hat, finden sich auf der Platte vor allem Powerballaden und ein paar zu viele Hymnen, die das mitgrölende Stadion gleich mitdenken („Elephant In The Room", „Skull And Crossbones"). Malachy Tuohy singt darin von Aufbruch, der Sinnsuche, dem Sich-lebendig-Fühlen – und lehrt uns, dass in der Schnittmenge aus U2 und Coldplay nicht unbedingt die besten Eigenschaften dieser Bands zusammentreffen.

(Universal) **GUNTHER REINHARDT**



John Murry

A Short History Of Decay

★★★½

Lagerfeuerakkorde und lakonische Texte aus einem harten Leben

John Murry ist ein Cousin zweiten Grades von William Faulkner und wurde im selben Ort wie Elvis geboren. Ansonsten finden sich in seiner Biografie wenig harmlose Fun-Facts. Die Geschichte seines Heranwachsens liest sich wie eine Abwärtsspirale aus Institutionalisierungen, Abhängigkeiten und Krankheiten. Der Titel *„A Short History of Decay"* ist wohl auf die Conditio humana insgesamt zu beziehen, wie auf seine persönliche Geschichte auch. Mittlerweile lebt er in Irland und kommt wohl ein wenig besser zurecht. Er schreibt lakonische Texte und raunt sie mit rauer Stimme über Lagerfeuerakkorde und manchmal dröhnend verzerrte Gitarren. Man denkt an Bill Callahan, und man denkt an den Tod. Manchmal nimmt eine Frauenstimme das Gewicht, für einen Moment. *(Tenor Vossa/Broken Silence)* **JAN JEKAL**

FOTO: JACOB BLICKENSTAFF



Grizzly Bear
Painted Ruins
★★★★

Opulente Schönheit als Waffe gegen die Borniertheit der Welt

Vor fünf Jahren erreichte die Hipsterkultur ihren Zenit: Jutebeutel, Vollbärte, enge Hosen und Truckerkappen prägten den Look ganzer Viertel. Nacht für Nacht stürmte und drängte die Mittelschichtsjugend durch die einschlägigen Bars – strikt vegan und nach den Regeln der LGBTI-Community. Grizzly Bear waren die Band der Stunde, nicht nur weil sie aus Brooklyn kamen und einen Tiernamen trugen. Mit dem meisterhaften *„Shields"* hatte das Quartett um Ed Droste und Daniel Rossen 2012 seinen bisherigen Höhepunkt erreicht: Platz 7 in den „Billboard"-Charts. Und das mit schrulligen Melodien, raffinierten Arrangements und hochemotionalen Texten, in denen sich jeder Hörer anders spiegeln konnte. Danach herrschte lange Zeit Stille. Die Musiker verstreuten sich über die USA, die Hipster gründeten Familien.

Doch kurz nach dem Wahlsieg von Donald Trump war auf der Facebook-Seite von Grizzly Bear die Hölle los. Denn die eigentlich so sanftmütige Band hatte glasklar Stellung bezogen: „This election is a validation of sexism, racism, homophobia, xenophobia, transphobia … this isn't who we are. We love y'all, but the hate our country voted for is *truly* saddening." Der folgende Shitstorm des Trump-treuen Mobs schweißte die Band zusammen, die Aufnahmen zu *„Painted Ruins"* liefen ohnehin bereits seit Juni.

Das ist gut zu wissen, wenn man „Wasted Acres" hört, den atemberaubend schönen Auftakt. Denn Grizzly Bear leben eben nicht in einem Elfenbeinturm – auch wenn sie hier mehr denn je so klingen. Schönheit ist für die Band die perfekte Waffe gegen eine zunehmende Borniertheit. Opulent und dennoch zart schmeichelt die Instrumentierung, von stilvoller Melancholie getragen ist der oft mehrstimmige Gesang. Man denkt an 10cc und Songs wie „I'm Not In Love". Das gesamte Album lebt von dieser exquisiten Verfeinerung, selbst wenn „Mourning Sound" und „Cut-Out" relativ druckvoll daherkommen. Es ist ein wunderbar versponnener und dabei sehr erwachsener Pop, der den Hipstertagen keine Träne nachweint. *(Sony)*

JÜRGEN ZIEMER

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER



THRASH MIT BISS
Prong

Prong *Zero Days* ★★★½

Mit dem Album *„Carved Into Stone"* (2012) hat Tommy Victor das ihm gemäße Mischungsverhältnis aus Thrash und Hardcore gefunden – und den Industrial-Anteil ausgesiebt. Seitdem nimmt er zwar stilistisch und klanglich nur noch Feinjustierungen vor, dafür ist sein kreativer Output enorm gewachsen: Jedes Jahr ein Album, auf kontinuierlich hohem Niveau. Selbst die Cover-Kompilation *„Songs From The Black Hole"* lässt sich nicht wie üblich als Notnagel abtun, weil sein Trio sich hier Lieblingssongs von Hüsker Dü bis Neil Young wirklich zu eigen macht. Diese Konzentriertheit offenbart sich auch in den Shows der Band, die noch nie so viel Spaß zu haben schien wie jetzt. Mit *„Zero Days"* zieht Victor eine weitere Perle auf die Kette. Das Album hat Biss, Tiefdruck, das typisch fickrige Victor-Riffing, aber der unter wildem Hordengegröl getarnte Schönklang ist auch wieder da. In ausreichender Frequenz. *(Steamhammer)*

Venomous Maximus *No Warning* ★★★

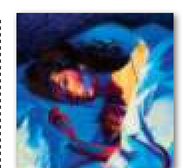
Die vier Bärtlinge aus Houston/Texas zelebrieren auf ihrem dritten Vollwertalbum einmal mehr wackeren Steampunk-Metal. Sie sammeln rostiges Altmetall aus den Frühsiebzigern und zimmern daraus Artefakte, die dem Anachronismus huldigen und trotzdem an keiner Stelle verleugnen können, dass sie aus einer anderen Zeit stammen. Und Gregg Higgins bläst diesen Stoner-Doom-Hybridsongs so etwas wie Seele ein – eine düstere, traurige, von den Weltenläuften ziemlich enttäuschte Seele. *(Shadow Kingdom)*

Mr. Big *Defying Gravity* ★★★

Die beiden Edelsaitenartisten Billy Sheehan und Paul Gilbert tanzen Ringelreihen und machen ihre Flickflacks, weil sie es können und weil Eric Martins hart am Rande des Kitsches entlangschlitternde Melodieseligkeit ein akustisches Gegengewicht braucht. Nun ist Pat Torpey sehr krank, sodass der Sessiondrummer Matt Star teilweise aushelfen musste. Das hört man. Sie spielen auf Nummer sicher. Die Spitze, die den hübschen AOR-Rock oft genug zum Platzen brachte, fehlt. *(Frontiers)*

Elder *Reflections Of A Floating World* ★★★★

Die Bostoner Eklektiker erweitern ihren fetten, liquiden Stoner/Doom-Sound um reichlich verspulte, aber doch nicht eigentlich dysfunktionale, sondern sich beim Spielen organisch entwickelnde Hippie-Prog-Arabesken. Unter zehn Minuten machen sie es selten, aber man bleibt unbedingt dabei, weil das Trio ein ziemlich gutes Gespür dafür besitzt, wann das Sphärische mit robusten Riffs eingehegt werden muss. Und dann ist da auch immer noch Nicholas DiSalvos hohe, leicht entrückte Stimme, die über dem profanen Gemucke melodische Regenbögen aufgehen lässt. *(Stickman)*



Lorde
Melodrama
★★★★½

Lordes intelligenter Pop ist sogar noch intensiver geworden

Schön ist, wenn man 2013 die Debütantin Lorde klasse fand und im Lauf der Zeit bemerkte, dass ihr Album *„Pure Heroine"* sogar noch wuchs. Noch schöner, wenn dann gemächliche vier Jahre später Lordes zweites Album, *„Melodrama"*, genauso hübsch gelungen, wenn nicht gelungener ist als der Vorgänger.

16 Jahre jung war Ella Yelich-O'Connor damals, und dass sie mit ihrem klugen Pop aus dem eher poppheripheren Neuseeland kam, hatte ihre Geschichte noch interessanter gemacht: die schicken, intelligenten Texte über ihre Mitkids, über Popklischees und Lifestyledeppen mit zu weißen Zähnen, die moderne Musik, die Zeitgeistkitsch vermied, sparsam, raumbewusst, hiphoppig und melodiös. Nachdem ich sie im Konzert gesehen hatte, wünschte ich mir (vergeblich), eine 17-Jährige zu sein, damit ich sie als Vorbild haben könnte.

Sie ist jetzt 20, hat ein paar Sachen erlebt, und das Herz war gebrochen, deshalb klingt hier alles noch ein bisschen schlauer und abgeklärter: Gedanken zum Jungsein und zur Liebe. Ganz straff putzt Lorde zum House-Piano der eröffnenden Single „Green Light" erst mal den Ex runter, in „The Louvre" geht es um die Nacht davor, in „Hard Feelings/Loveless" um die Dunkelheit danach. In „Sober" geht es um den ersten Rausch, aber es gibt eben eine Reprise mit dem titelgebenden Zusatz „Melodrama" in Klammern, eine gleichzeitig gestrippte, mit kleinen, traurigen Pianotüpfelchen und rasselnder E-Percussion garnierte Version, die statt Beats und dicker Bläser wehende Streicher featuret.

Lorde und ihr wesentlicher Mitarbeiter Jack Antonoff, der bei den Bleachers spielt, aber auch schon Taylor Swift und Carly Rae Jepsen half, haben sich tatsächlich musikalisch geöffnet und lassen die Sounds strahlen, ins schiefe Abseits rutschen, zu poppigen, clubbigen Beats. Lorde klingt cool wie stets mit ihrer etwas rauchig-kehligen Stimme, aber in einigen Liebesliedern kommt sie schon auch obsessiv daher. Für den ehemaligen Lover mag das bedrohlich klingen. Für den Hörer dagegen dringlich und intensiv.

(Universal) **MARKUS SCHNEIDER**

FOTO: JAYSEN MICHAEL



Steven Wilson

To The Bone

★★★★

Bedrückend schöner Prog-Rock, der das Chaos der Zeiten spiegelt

Erinnern Sie sich an das erste Mal *„OK Computer"*? An Ihre Irritation über diese schamlose Gefühligkeit der Stimme und die überwältigende Wucht der Klänge? Und an Ihre spontane Sicherheit: Das wächst weiter? Solch eine Erfahrung schenkt auch das neue Album von Steven Wilson. Der Mann hinter (unter anderem) Porcupine Tree treibt seinen Eklektizismus auf die Spitze. Er mischt das Universell-Cinemascopische Pink Floyds mit dem hart rockenden Biss Led Zeps und dem Pop-Appeal der Alten, etwa derer mit demselben Nachnamen. Seine Sounds schweben, Vocals umtanzen einander, dann attackieren Gitarren, es dröhnt, drängt, droht.

Diese elf Songs spiegeln das Chaos der Zeiten, bedrückend, aber unfassbar schön. Alles strahlt Unfehlbarkeit aus, jeder Ton hat Endgültigkeit, jeder melodiöse Hakenschlag ein Ausrufezeichen dabei. Vielleicht zwitschert kosmischen Besuchern mal „The Same Asylum As Before" aus dem Äther entgegen, während sie ihren Vaporisator auf den blauen Ball richten. Sie würden den irren Hominiden allen Unfug verzeihen und abdrehen. *(Caroline)* **RÜDIGER KNOPF**



Katie Von Schleicher

Shitty Hits

★★★½

Geisterhaft glimmende Songs aus der DIY-Kaschemme in Brooklyn

Ja, so ganz allein in der DIY-Kaschemme (um nicht von Studio zu sprechen) kann einen schon mal der Verfolgungswahn packen. Aber erstens kann Katie Von Schleicher ihr Unbehagen im Produktionsprozess gleich mal für den sehr einnehmenden Song „Paranoia" ausbeuten, ganz im Sinne des toll betitelten Vorgängers, „Bleaksploitation", der sie flugs von der Labelpraktikantin mit einem Faible für Vierspurkassetten zum Label-Act für alle Formate befördert hatte. Und zweitens scheint die kreative Klausur sie dann doch eher zu beflügeln als zu lähmen. Auch wenn man in Tracks wie „Nothing", wo ihre stets wunde Stimme unter einem schleppenden Dampflokbeat von Gefühllosigkeit barmt, doch kurz ein bisschen um sie bangt.

„Life's A Lie", hat die Frau aus Brooklyn erkannt, sie verpackt die Botschaft freilich in dermaßen viel verwunschenen Girlgroup-Appeal, dass man es kaum glauben mag. Eine Eins-a-Geisteraustreibung bekommt sie auch noch hin. Elf Songs für einen schönen gloomy Sunday im Spätherbst. *(Full Time Hobby/Rough Trade)* **JÖRG FEYER**



The Fall

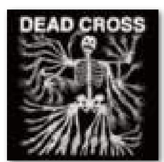
New Facts Emerge

★★★½

Mark E. Smith macht immer so weiter, aber doch immer anders

Die größte Änderung bei The Fall betrifft – wie so oft – die Besetzung: Elena Poulou, Ehefrau von Mark E. Smith und seit 15 Jahren Keyboarderin der Band aus Manchester, ist nicht mehr dabei. Bei *„Sub-Lingual Tablet"* (2015) hatte Smith ihren Beitrag zum The-Fall-Sound noch hervorgehoben: „very tight rock with a lot of experimental stuff from Elena". Bliebe also nur noch dichter Geradeausrock für Studioalbum Nr. 32, *„New Facts Emerge"*, aber so einfach ist es natürlich nicht.

Das knapp neunminütige „Couples Vs Jobless Mid 30s" beispielsweise ist das Gegenteil von konventioneller Rockmusik: grobschlächtig, sperrig und nervenzehrend, voller experimental stuff. Kaum weniger schroff und trotzdem deutlich zugänglicher sind dagegen Songs wie „Fol De Rol" und das Titelstück, die dank der wiederkehrenden Gitarrenmotive im Verbund mit der zielstrebigen Rhythmusgruppe und Smiths großspurigem Gebelfer eine unwiderstehliche Wucht entwickeln. Egal wer kommt oder geht, The Fall lieben die Wiederholung – und stehen trotzdem nicht still. *(Cherry Red)* **ALEXANDER MÜLLER**



Dead Cross

Dead Cross

★★★

Lombardo und Patton illustrieren den amerikanischen Albtraum

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus: Unter dem Namen Dead Cross tun sich Dave Lombardo (Slayer, Suicidal Tendencies, Misfits), Mike Patton (Faith No More, Tomahawk), Justin Pearson (The Locust, Retox) und Michael Crain (Retox, Festival Of Dead Deer) zusammen, um ein absurdes Amerika mit absurder Musik zu bestrafen. Auf *„Dead Cross"* ist aberwitziger Crossover-Metal-Hardcore zwischen Irrsinn, Gewalt und Hysterie. Ultraschnelle Doppel-Bassdrum-Attacken unter Thrash-Metal-Riffs wie einst bei S.O.D., abgründige Chöre wie in Horrofilm-Scores. Darüber greint, brüllt und hyperventiliert Mike Patton, für den diese Musik natürlich vor allem eine Bühne für das absurde Theater ist, das er aufführt, seit Faith No More aus Versehen Rockstars wurden. Jeder Song ist eine fiese Fratze, etwa „Divine Filth", das klingt wie Insane Clown Posse bei einer Avantgarde-Performance.

Das Projekt gelingt: *„Dead Cross"* ist vor allem wegen Mike Patton nicht in erster Linie ein Genrealbum für die Crossovergemeinde – sondern ein amerikanischer Albtraum. *(PIAS)* **JÖRN SCHLÜTER**



J. Bernardt

Running Days

★★★½

Selbstfindungspop und Synthiesoul des Balthazar-Sängers

Gospelchöre, Elektroloops und Synthesizer brummen, knistern, summen und quaken zwischen Erik-Satie-Anleihen („On Fire"), HipHop-Grooves („The Question") oder R&B-Hooks („The Other Man") hervor, während die Gitarre von Jinte Deprez, der sich hier J. Bernardt nennt, die meiste Zeit stumm bleibt. Statt Indierock gibt es auf *„Running Days"* betörend vielschichtigen, sound- und stilsicher inszenierten Synthiesoul zu hören. Der Sänger der dänischen Combo Balthazar hat sich wie so viele, die den Selbstverwirklichungsrappel bekommen haben, im DIY-Modus ausgetobt, die meisten Stücke zu Hause aufgenommen und gesagt, dass dieses Album sein ehrlichstes und intimstes ist. Das heißt in diesem Fall allerdings nur: Er singt über die Liebe und das Leiden und das ganze Zeug dazwischen. *(PIAS)* **GUNTHER REINHARDT**



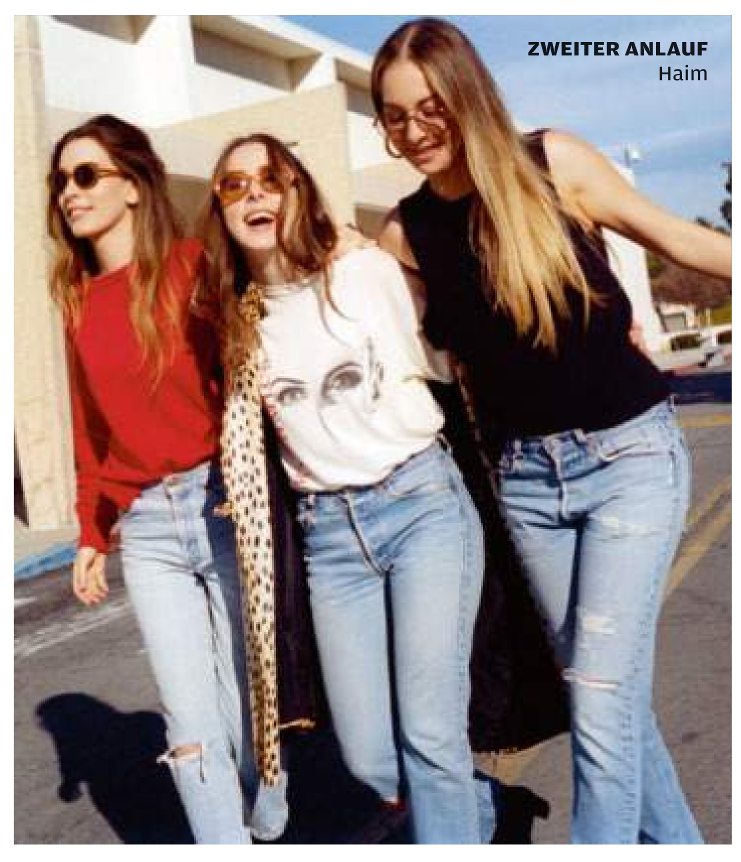
RAC

EGO

★½

Interessante Sounds und Gäste – aber leider nur 08/15-Elektropop

Der portugiesische Produzent André Allen Anjos, der in den vergangenen Jahren Remixe für so ziemlich jeden mittelgroßen Künstler anfertigte und ein Album veröffentlichte, das niemand gehört hat, bringt nun ein zweites Album heraus, das wohl wieder niemand hören wird. Dabei hat er illustre Leute zu Gast, zum Beispiel Rivers Cuomo oder Rostam, der früher bei Vampire Weekend war. Rostams Auftritt ist denn auch der Höhepunkt. Leider wird sein Gesang, gerade wo es droht, schön zu werden, vom 08/15-Elektropop-Refrain begraben. Anjos kann keine Refrains schreiben, und seine Strophen sind auch nicht so gut. Die Stücke sind sauber produziert, und es gibt hier und da interessantes Sounddesign, aber wenn das Songwriting so tot ist, macht das keinen Unterschied mehr. *(Counter/Ninja Tune/Rough Trade)* **JAN JEKAL**



ZWEITER ANLAUF
Haim

Cleverer Spaß

Das Geschwistertrio aus L.A. schafft doch noch den perfekten Pop – einfach so, ohne Metaebene und Neuigkeitswert

Haim *Something To Tell You* ★★★★



Rückblick ins Jahr 2013: Ein bis dato unbekanntes Geschwistertrio aus Los Angeles wird von den Kritikern hochgelobt, ihr kommerzieller Durchbruch scheint abgemacht, alle schwärmen von den „neuen Fleetwood Mac". Vorschusslorbeeren nach begeisternden Auftritten und einer EP, auf die mit *„Days Are Gone"* ein eher mediokres Album folgt. Doch nur eine weitere nette Indieband? Zu unentschlossen ist das Debüt. Vielleicht hat man auch einfach zu viel erwartet.

Heute, vier Jahre später, liefern Haim mit *„Something To Tell You"* eine nahezu perfekte Platte. Doppelter, dunkler und gepresster Gesang, Chöre im Hintergrund, sehr viel Hall und eine funkige Basslinie. Dazu manchmal ein Hauch Akustikgitarre, hier und da rhytmisches Klatschen, elektronische Spielereien und Refrains, die sich ganz tief in den Hirnwindungen festsetzen. Vieles davon mag auf Dauer austauschbar sein, irre viel Spaß macht es trotzdem. Die Songs bieten alles, was guten Mainstreampop heute ausmachen kann.

Inhaltlich widmen sich Haim auf dem Album den Schwierigkeiten der Kommunikation: Wie ist das, wenn gute Freunde durch die digitalen Möglichkeiten immer greifbar und nah sind? Der Song „Kept Me Crying" dreht sich um den sogenannten Booty Call, also die Verabredung zum Gelegenheitssex durch den Code „U Up?" via Chatnachricht. Haim haben aufgepasst: Die erfolgreichsten Songs der Popülarkultur sind seit den Beatles die einfachen, weil sie nun mal viele Menschen ansprechen, ein Umstand, den die Geschwister geschickt für sich nutzen, sprechen sie doch genau die Themen an, über die sogenannte Millennials reden. Sie sind die Generation, die nicht ohne Smartphone sein kann und sowohl die positiven als auch die negativen Seiten der Digitalisierung kennt.

Haim singen sich davon frei – mit dem schlichten Fazit, dass es letztlich lediglich darum geht, mit sich und seinem Leben zufrieden und im Reinen zu sein. Das trifft einen Nerv, hat aber natürlich keinen Neuigkeitswert und auch keine Metaebene. Doch wer sagt eigentlich, dass gute Popmusik so etwas zwingend braucht? *(Universal)* **HELENA DÜLL**



Alice Cooper

Paranormal

★★★

Ordentliche, etwas zu glatte Hymnen vom Schockrock-Meister

Niemand will etwas Böses über Alice Cooper schreiben. Nicht weil er dann mit seiner Guillotine, seinen Schwertern oder Schlangen kommt, sondern weil Vincent Damon Furnier so ein liebenswerter Typ ist. Er lässt sein Bühnen-Ego, wo es hingehört, und spielt privat lieber Golf, als sich wichtigzutun. Und Alice' Shows sind immer großes Entertainment, wenngleich sie nicht mehr schocken. Seine Alben sind auch noch okay, viel mehr leider nicht. Bob Ezrin bügelt die Lieder zu glatt, oft sogar die Stimme. Standard-Rocksongs wie „Paranoiac Personality" oder „Genuine American Girl" gehen zwar sofort ins Ohr, aber auch schnell wieder raus. Und vorsichtshalber hat Alice ein paar Live-Versionen seiner Hits dazugepackt, was nie eine gute Idee ist: Gegen „No More Mr. Nice Guy" und „Only Women Bleed" hat nichts eine Chance. *(Ear)* **BIRGIT FUSS**



The Brandos

Los Brandos

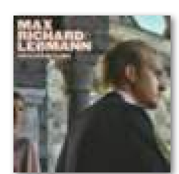
★★★

Zwischen klassischem Gitarrenrock und mexikanischer Folklore

Über die Grenze: Dave Kincaid versteht sein neues Werk als Fortsetzung des letzten (*„Over The Border"*, 2006) – und geht also wieder nach Mexiko, dessen Historie und Folklore in Kincaids Leben eine große Rolle spielen. Der Sound der Brandos ist eine Spur gutturaler als zuletzt, das passt gut zu Kincaids grimmigem Gesang und seiner klassischen Rockgitarre. Ernst und Leidenschaft sind der Kern, aus dem diese zwischen klassischem Gitarrenrock und mexikanischer Folklore changierende Musik kommt (Kincaid singt fünf Songs auf Spanisch). Kincaid ist ein Mann der Tradition, doch es zieht sich ein immer moderner idiosynkratischer Mut durch sein Songwriting, hier gut zu hören etwa bei dem aus Springsteen-Wehmut, CCR-Kraftgesang und Led-Zeppelin-Harmonien gemachten „Woodstock Guitar". *(Blue Rose)* **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: LAURA COULSON/VERTIGO BERLIN

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel



Max Richard Leßmann

Liebe in Zeiten der Follower

★★★

Falls Sie es noch nicht wussten: Schlager ist das neue Indie

Den Verdacht, dass Indierock heute oft nur noch angerauter Schlager ist, gibt es schon länger. Dass er jetzt ganz ungeniert mit dem Schlager flirtet, dass es nun statt um Sex ums Küssen geht, ist da nur konsequent. Vierkanttretlager-Sänger Max Richard Leßmann ist auf seinem Solodebüt, bei dem er von den Madsen-Brüdern unterstützt wird, eher Peter Alexander als Charles Aznavour. Obwohl sich die Lieder zu oft an ihren eigenen Zweisamkeits-Glückseligkeitsfabeln berauschen („Küssen", „Lavendelfeld") und gelegentlich dann doch arg zeitgeistig daherkommen („Ich wünschte", „Mann im Stream"), hat die Platte, die Schlager- und Chansondiskurse, den Witz der Comedian Harmonists und den Easy-Listening-Sound von Bacharach verarbeitet, einige herzige Gassenhauer im Programm („Spuren auf dem Mond", „Sie trinkt"). *(Caroline)* **GUNTHER REINHARDT**



Zoot Woman

Absence

★★★½

Elektropop ohne Stuart Price und Frickeleien, dafür mit Kylie

Einer fehlt, wie schon der Titel es andeutet: Die Brüder Adam und Johnny Blake haben „*Absence*" weitestgehend ohne Gründungsmitglied Stuart Price produziert, der bei nur drei Tracks zurate gezogen wurde, auch weil er so damit beschäftigt ist, Madonna oder den Pet Shop Boys in der Housedisco Obdach zu geben. Zudem haben die beiden Ur-Electroclasher die sonst ihre Produktionen verzögernden Frickeleien weggelassen. Inhaltlich geht es auch um Absenzen, der Liebe etwa oder des Selbstbewusstseins. Geblieben sind Johnnys anämischer Gesang (der bis auf einige Auto-Tune-Sperenzenchen nur wenig variiert) und die 80er-Old-school-Sounds, gewürzt mit Sixties-Flair, alles gut gekühlt. Dazugekommen ist bei „Still Feels Like The First Time" Kylie Minogue, deren zeitloses Timbre den luftigen Hydraulikpop zum Lächeln bringt. *(Snowhite/Rough Trade)* **SYLVIA PRAHL**



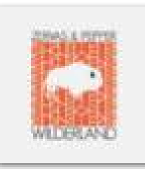
Zwanie Jonson

11 Songs For A Girl

★★★½

Komplexer Pop mit Soul-Einschlag vom deutschen Tourschlagzeuger

Als multiinstrumentaler Solokünstler demonstriert Zwanie Jonson, Tourtrommler unter anderem für Die Fantastischen Vier, eine Affinität für scheinbar einfache, eigentlich aber komplexe Popmusik, wie sie außerhalb Englands und Kaliforniens selten gemacht wird. Wie es sich für Popsemantik gehört, sind seine Lieder – der Titel sagt es schon – nicht an eine Frau, sondern an ein Mädchen adressiert. Es gibt hier viele schimmernde Gitarren, einen prägnanten Bass, ein ganzes Arsenal an Perkussionsinstrumenten, auch mal Synthesizer und Chöre. Die Kompositionen sind zyklisch und sauber, mit einer Akzentuierung gespielt, die an alten Soul erinnert. So stilsicher alles produziert ist – Jonson ist mehr Musiker als Sänger, und das weiß er natürlich, aber auch dezent gemischt bleibt der Gesang ein wenig bleich. *(Staatsakt)* **JAN JEKAL**



Zervas & Pepper

Wilderland

★★★

Der gute alte Laurel-Canyon-Sound kommt jetzt aus Cardiff

Harmonien aus Honig, kleine Psychedelia-Schleierwolken, auch mal ein Open Tuning: Der gute alte Laurel-Canyon-Sound klingt auch in Cardiff erstaunlich munter weiter: mit dem dritten Album von Paul Zervas und Kathryn Pepper, die „*Wilderland*" allerdings in einer Hütte in den Rockies geschrieben haben. Egal, Hauptsache Natur! Weshalb die Songs schon mal „Mother Earth", „Mazeppa And The Wild Horse" oder „Mountain To Ocean" heißen. Als Koproduzent fungierte James Raymond; dessen Papa, David Crosby, findet sie ja auch schon „excellent". So klingt's im „Hotel Bible" weiterhin schwer (und dabei federleicht) nach viel CSN (und auch ein bisschen nach Y), derweil Tante Joni zufrieden vom Logenplatz nickt. Obwohl, der alten Nörglerin könnte die Ehrerbietung doch zu schmeichelhaft ausgefallen sein. *(India/Rough Trade)* **JÖRG FEYER**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN VON MAX GÖSCHE

Mammút *Kinder Versions* ★★½

Der Einfluss von Björk ist bei der Isländerin Katrína Kata Mogensen erdrückend. Ihre Band spielt Atmosphärisches zwischen Shoegaze und Psychrock, bemüht, den Fokus um Portishead und Radiohead zu erweitern. *(Bella Union/PIAS)*

Kaurna Cronin *Euphoria, Delirium & Loneliness* ★★½

Der australische Songwriter richtet sich zwischen luftigem Softrock („Blood & Wine") und elektrifiziertem Country („East Side") ein. Am charmantesten: eine Coverversion von Bonnie Tylers Hit „It's A Heartache". *(Songs & Whispers/Broken Silence)*

Stu Larsen *Resolute* ★★

Noch ein junger Australier, aber mit mehr Hang zu Gefühligkeit. Stücke wie „I Will Be Happy And Hopefully You Will Be Too" brauchen den Vergleich mit den Schluffihymnen von Passenger und Ed Sheeran nicht zu fürchten. *(Nettwerk/Warner ADA)*

George Thorogood *Party Of One* ★★★

Mit 67 bestreitet der Gitarrist sein erstes Album ohne seine Begleitband The Destroyers. Mit der Akustischen klampft er sich wacker durch seine liebsten (Blues-)Klassiker von Robert Johnson, Willie Dixon und John Lee Hooker. Dylan und Stones liegen ihm stimmlich weniger. *(Concord/Rounder)*



BEFREIT MacLellan

Catherine MacLellan *If It's Alright With You* ★★★★

„The Songs Of Gene MacLellan" lautet der Titelzusatz auf dem Cover. Vater Gene schrieb einst vor allem Songs, mit denen andere Erfolg hatten (Anne Murray, Joan Baez, Elvis Presley und Bing Crosby) und die längst kanadisches Kulturgut sind. Catherine MacLellan befreit sie von dieser Last, spielt und singt sie mit Leidenschaft und Verve, klingt dabei mal wie die junge Rosanne Cash, mal wie Iris DeMent. Die intime Version von „Snowbird" bricht einem das Herz. *(True North/Alive)*

LeVent *LeVent* ★★½

Die deutsch-amerikanische Band spielt wuchtigen, betongrauen Post-Rock mit Doom- und Stoner-Einflüssen. Doch um die gewünschte zermürbende Sogwirkung zu erreichen, hätten die Songs ruhig etwas biestiger sein dürfen. *(A Recordings/Cargo)*

Oscar Dowling *Free And Easy* ★★★

Brüchige bis abgründige Songs des australischen Songschreibers, der die schicksalsschweren Welten von Nick Cave, Mark Eitzel, Bill Callahan und Jason Molina vereint. Oft beeindrucken jedoch vor allem sein dunkles Timbre und die kaputten Arrangements. *(Spunk!/M.E.L.)*

Rozwell Kid *Precious Art* ★★

Braucht noch jemand Highschool-Punk-Hymnen anno 1994? Das Quartett aus West Virginia stellt sich in den Schatten von Green Day und Weezer. Das ist nicht originell, doch Menschen, die glauben, ewig jung zu sein, können sich hier die nötigen teenage kicks abholen. *(SideOneDummy/Cargo)*

Vérité *Somewhere In Between* ★★

Dass Kelsey Byrne aka Vérité zwecks künstlerischer Freiheit keinen Deal mit einem großen Label eingehen wollte, versteht man bei ihrem Debütalbum nur sehr bedingt. Da pumpt allerorten monotone Mainstream-EDM. *(Kobalt/Rough Trade)*

FOTO: PRESS SHOT



Bronski Beat

The Age Of Reason

★

Blutleere, uninspirierte Neufassung des Synthiepop-Reißers

33 Jahre nach Veröffentlichung des Synthiepop-Reißers *„The Age Of Consent“*, 22 Jahre nach dem letzten musikalischen Lebenszeichen und sieben Monate nach dem Tod des einstigen Keyboarders Larry Steinbachek versucht Gründer Steve Bronski mit dem Sänger Stephen Granville einen Neustart. Aber, o Graus, alles was er uns auf einer Doppel-CD (!) anbietet, sind „Reworks“ jenes Debüts und lediglich drei neue Songs (wenn auch in diversen Remixen). Die Hits „Why?“ und „Smalltown Boy“ pluckern wesentlich blutleerer vor sich hin als die Urfassungen, Letzterer wie eine schlappe Italodisco-Nummer aus den frühen Achtzigern. „I Feel Love“ glänzt sogar durch Abwesenheit.

Granvilles Schwächen offenbaren sich spätestens bei den neuen Tracks: Mit wie viel Herzblut hätte doch Jimmy Somerville „A Flower For Dandara“ aufgefüllt! Granville wirkt dagegen wie ein Karaoketeilnehmer in Brightons Schwulenviertel Kemptown. Derweil betritt die Ehefrau des Rezensenten sein Arbeitszimmer: „Du hörst aber uninspirierte Coverversionen!“ *(Cherry Red)*

FRANK LÄHNEMANN



This Is The Kit

Moonshine Freeze

★★★★

Geerdete bis entrückte Folksongs von der neuen Sandy Denny

Seit ihrem Beitrag zur Transatlantik- Compilation *„Folk Off“* (2006) hat Kate Stables alias This Is The Kit mit ihren geerdeten und zuweilen entrückten Songs nicht nur die Gunst von Aaron Dessner (The National) gewonnen, der 2015 *„Bashed Out“* produzierte und hier noch Synths, Gitarre, Piano spielt. In den „Chef“-Sessel ist indes John Parish (PJ Harvey) zurückgekehrt, der diese Musik behutsam dramatisiert, ohne ihr den tendenziell ruhigen Puls zu nehmen.

So treiben die von Stables' Sidekick Jesse D Vernon arrangierten Bläser das Singalong-Thema von „Hotter Colder“ toll nach vorn, um dann „Two Pence Piece“ nur sanft zu geleiten. Das kreiselnde „By My Demon Eye“ spielt mit Trance- und Tribal-Elementen. Doch fällt die Wahlpariserin aus Bristol auch gern ganz auf sich zurück, mit Banjopicking und subtilen Backings in „Easy On The Thieves“ – und mit dieser klaren Stimme fern jeder Akrobatik, die heute ja oft mit Singen verwechselt wird. Sandy Denny? Selbst diese Fußstapfen scheinen für Kate Stables nicht mal arg groß zu sein. *(Rough Trade/Beggars)*

JÖRG FEYER



Offa Rex

The Queen Of Hearts

★★★

The Decemberists und Olivia Chaney covern Folk-Traditionals

Let's talk about Rex! *„The King Is Dead“* führte The Decemberists schon 2011 zur Folktradition zurück, nun ist Seine Majestät wieder auferstanden – als Offa Rex. Der gleichnamige angelsächsische König ist noch heute für seine Münzreform bekannt, und auch bei Colin Meloy war der Groschen schnell gefallen, als er *„The Longest River“* (2015), das Debüt der britischen Singer-Songwriterin Olivia Chaney, hörte. Sie coverte darauf das Traditional „The False Bride“ und qualifizierte sich damit umgehend als die richtige Kollaborateurin für eine Folkhommage. „Let us be the Albion Dance Band to your Shirley Collins“, lautete Meloys Ankirrspruch, und Chaney war dabei, erst als Toursupport, dann im Studio mit Decemberists-Stammproduzent Tucker Martine.

„The Queen Of Hearts“ versammelt elf historische Folknummern, live eingespielt und musikalisch behutsam aktualisiert – bis auf die etwas verstörende Quasi-Metal-Version von „Sheepcrook And Black Dog“. Hauptattraktion: Chaneys betörende elfenbeinerne Stimme. Angenehm folknahe Regentschaft. *(Nonesuch/Warner)*

INA SIMONE MAUTZ



Black Grape

Pop Voodoo

★★★½

Shaun Ryder meldet sich mit derbem Partyspaß zurück

Nach 20 Jahren meldet sich Shaun Ryder zurück. Zwar nicht mit den Happy Mondays, aber dafür hat Irvine Welsh die Presse-Info geschrieben. Und es ist tatsächlich ein bisschen so wie in der Fortsetzung von „Trainspotting“, die vor Kurzem in die Kinos kam: Typen wie Ryder und sein Kumpel Paul Leveridge ändern sich nicht, sie feiern den Manchester-Rave einfach weiter. Martin „Youth“ Glover hat aufgepasst, dass die beiden es nicht zu toll treiben, und eine brillante Produktion abgeliefert. Brillant, weil sich Wahnsinn und erwachsene Musikalität auf *„Pop Voodoo“* die Waage halten.

Der Albumauftakt, „Everything You Know Is Wrong – Intro“, poltert mit herrlich krachendem Groove herein. Zu wilden Samples, Sounds und Saxofonsoli wird nach Altmännerart geschimpft, was das Zeug hält: „Fucking Trump“ oder „Hillary is an old bird who fucked up on a computer“. Die Rolling Stones, alter Soul der Firma Stax und der eigene Backkatalog bilden dabei das musikalische Fundament. Derbe Wortspiele muss man aushalten können, aber dann macht die Party richtig Spaß. *(Universal)*

JÜRGEN ZIEMER



The Distractions
Kindly Leave The Stage
★★★½

Die Melancholiker aus Manchester verlassen endgültig die Bühne

The Distractions griffen Ende 1975 ins Popgeschehen Manchesters ein, noch als Pubrocker, doch schon bald punkmotiviert. Ihr unvergesslicher Beitrag zu den Aufregungen der New Wave war vier Jahre später ein Stück Pop-Perfektion: „Time Goes By So Slow", eine Single von schmissigem Understatement, die auf der folgenden LP freilich nicht ihresgleichen hatte. Ein feines Album war es dennoch, stilvoll und elegant, bloß eben ohne den Funken Genialität. *„Nobody's Perfect"* wurde sie benannt, halb entschuldigend.

Die Band löste sich auf. Nach mehr als 30 Jahren erschien mit *„The End Of The Pier"* wie aus dem Nichts die zweite Distractions-LP. Zwei Gründungsmitglieder immerhin waren dabei, Sänger Mike Finney und Gitarrist Steve Perrin, doch klang das Album altersgemäß unflott, vielmehr elegisch und eminent nostalgisch, durchaus passend zur Abschiedsbotschaft der Songs. Finneys stimmliche Spreizungen gemahnten nun an Stuart Staples, und auch das musikalische Setting lag näher am Melodram der Tindersticks als am sprudelnden Gitarrenpop der Jugend. Leider war die Pressung miserabel, die zum Farewell stilisierte Reunion hinterließ einen schalen Beigeschmack.

Auch die Band wollte so wohl nicht abtreten und legt nun weitere fünf Jahre später das Sequel vor, des feierlichen Abschieds zweiten und letzten Teil. „There is no virtue in survival", erklärt Finney gleich im ersten Song. „Not if you constantly repeat the same mistakes." Klingt bitter und wie ein Vorwurf an die eigene Adresse, doch ist es nur eine Facette der hier aufgefächerten Emotionen in der Rückschau auf ein Leben für die Liebe und die Musik. Wehmut ist das bestimmende Sentiment, doch zerschossen mit Selbstironie und britischer Nonchalance. „I haven't felt like this since Elvis Presley died", bekennt Finney, einen besonders schmerzlichen Verlust überhöhend.

Die Pressung ist diesmal exzellent, eine Deluxe-Edition wuchert mit zusätzlicher 10inch, einem Poster und dergleichen Memorabilia. So bleibt man in guter Erinnerung.

(Fishrider) **WOLFGANG DOEBELING**

JAZZ

COOL UND FREE - VON MARKUS SCHNEIDER



KANTIGER GROOVE Akinmusire

Ambrose Akinmusire
A Rift In Decorum: Live At The Village Vanguard ★★★★½

Mit *„The Imagined Savior Is Far Easier To Paint"* hat sich Ambrose Akinmusire 2014 in die oberste Jazzliga gespielt, einem auch durch sein erweitertes Quintett breitest angelegten Panoptikum zwischen traditionsbewusstem Post-Bop, Spoken Word und Freiheiten zwischen Neuer Musik, Jazz und Popzitaten. (Er hat ja auch bei Kendrick Lamar gespielt.) Bei den Tracks hier handelt es sich um neue Kompositionen, wobei sich der 35-Jährige mit diesen Aufnahmen im Traditionsclub selbst in eine Tradition von Leuten wie Sonny Rollins oder John Coltrane einreiht. Abgesehen von der Länge dieser Doppel-CD (zwei Stunden) geht er dabei insgesamt jazzstrenger vor. Und er schrumpft die Band ohne seinen Saxofonisten Walter Smith zum Trompetenquartett mit Klavier, Bass und Drums. Aber umso großartiger, wie geschmeidig und vielseitig sich Akinmusire und seine tollen Musiker durch diese Stücke bewegen: mal kantiger, mal groovy, mal ganz abstrakt, immer hochkonzentriert und noch in den leisesten Passagen mit dem dichtesten Puls. *(Blue Note/Universal)*

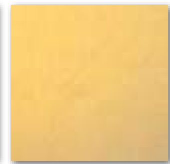
Roscoe Mitchell *Bells For The South Side* ★★★★½

Hier handelt es sich um eine Art selbst inszenierter Lebenswerkschau des großen Allround-Holzbläsers mit, so steht es auf dem Cover, „vier kontrastierenden und kombinierten Trios". Präsentiert wurde das Ganze im Rahmen einer Ausstellung zum 50. Geburtstag der Association for the Advancement of Creative Musicians, kurz AACM, in Chicago, und Mitchell zelebriert hier das „Freedom Principle" des Ausstellungstitels in verschiedensten Formationen bis zu einem Nonett, die mit den Originalglocken, -holzblöcken oder Glockenspielen von Mitchells legendärem Art Ensemble scheppern, gongen und klingeln. Mitchell, 77, hat hierzu – auch weil die ehemaligen Mitspieler Lester Bowie und Malachi Favors gestorben sind und Joseph Jarman als buddhistischer Priester lebt – jüngere Kollegen wie den Saxofonisten James Fei oder den Pianisten Craig Taborn eingeladen. Musik, die das „Prinzip Freiheit" großartig repräsentiert. *(ECM/Universal)*

Colin Steele Quartet *Diving For Pearls* ★★★½

Zum Schluss noch ein Quartett mit Trompeter. Der Schotte Colin Steele interpretiert die Musik der Pearlfishers als leichthändig loungigen Post-Bop – das passt zur hübschen, leichten Popmusik seines Landsmannes David Scott. Steele gehört zu den gelegentlichen Mitarbeitern des hörbar von klassischem Handwerk eines Bacharach oder auch Brian Wilson und von Achtziger-Pop wie Prefab Sprout und Verwandten geprägten Songwriters. Vermutlich deswegen wirkt Steeles Zugang hier sehr unkompliziert, flüssig, ja perlend. Er und Pianist Dave Milligan arbeiten jeweils hochmelodisch, aber trocken, kitschfrei und angenehm unterornamentalisiert. *(Marina)*





Jesu & Sun Kil Moon
30 Seconds To The Decline Of Planet Earth ★★★★½

Mark Kozelek & Sean Yeaton
Yellow House ★★★★½

Die nächsten zwei Bände der langen autobiografischen Erzählung

Sucht man Vergleichbares zu Mark Kozeleks jüngsten Alben, findet man es am ehesten bei den beiden großen autobiografischen Erzählern unserer Tage. Schonungslos gegen sich und andere wie Karl Ove Knausgård, dabei mit literarischen Formen spielend wie Tomas Espedal collagiert Kozelek Tagebucheinträge, Briefe, Gespräche und Erinnerungen zu epischen Gebilden, die nur noch entfernt an Songs erinnern. Nach dem im Februar erschienenen und hier besprochenen Doppelalbum seiner Band Sun Kil Moon, *„Common As Light ..."*, sind zwei weitere Werke erschienen.

„30 Seconds To The Decline Of Planet Earth" ist die zweite Zusammenarbeit mit Jesu, dem Ambient-Projekt des Ex-Godflesh-Sängers/Gitarristen Justin Broadrick. Es übertrifft das erste gemeinsame Werk an Schönheit und erzählerischer Dichte sogar noch. Die atmosphärischen, von Beats getriebenen Tracks geben den Texten Struktur, Kozelek schreibt an seinen Vater, erzählt von Tourneen, reflektiert über die jüngsten Kinderpornografie-Vorwürfe gegen Michael Jackson und – im letzten, zu gezupfter Gitarre und gestreicheltem Klavier vorgetragenen, ja, doch, Song – seinen anstehenden 50. Geburtstag.

„Yellow House", eine Zusammenarbeit mit dem Bassisten der New Yorker Rockband Parquet Courts, Sean Yeaton, wirkt dagegen in seinem Minimalismus geradezu skizzenhaft, ist mit seinen orchestralen Tupfern, der spärlichen Perkussion und den sich wie aus dem Nichts leise im Hintergrund einmischenden Rockband-Jams Kozeleks musikalisch abstraktestes Werk – man ist versucht, den Namen Scott Walker ins Spiel zu bringen, doch dafür sind die Texte über den US-Wahlkampf, Bluttestergebnisse, Exgeliebte und, ja, seinen anstehenden 50. Geburtstag zu direkt und kohärent. Die geschrammelten Liebeslieder für seine Freundin Caroline, „I'm Still In Love With You" und „The Reason I Love You", wirken inmitten dieses Experiments besonders berückend.

(Caldo Verde) **MAIK BRÜGGEMEYER**

FOTO: PIERRICK GUIDO



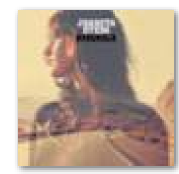
The Prosecution

The Unfollowing

★★★½

Agitpop: Die Ska-Punks proben den kommerziellen Aufstand

Die schon ziemlich herumgekommenen Ska-Punks um Sänger Simon Bernhardt proben den kommerziellen Aufstand. Offenbar ist ihnen die Nische mittlerweile zu eng geworden. Auf „*The Unfollowing*" haben sie ihre knackigen Bläsersätze so gut integriert, dass sich der ruppige Skacore trotz Bernhardts betont britischer Prononcierung zu sonnigem College-Punk mit viel Radio-Appeal ausmendelt. „Lifelines" etwa ist eine an Blink-182 oder auch Billy Talent erinnernde Stadionhymne, in der sich die Bläser mit den Bratgitarren zu einer hübschen Breitseite verdichten. Dass ihr politisches Engagement dabei nicht auf der Strecke bleibt und sie immer mal wieder, wie beim krachenden „The State Of Hate", dem rechten Lumpenpack in die Suppe spucken, macht dieses Agitpop-Album noch sympathischer. *(Long Beach)* **FRANK SCHÄFER**



Juanita Stein

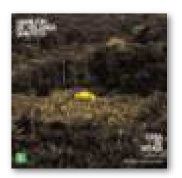
America

★★★½

Zärtlicher Americana-Pop der ehemaligen Howling-Bells-Sängerin

Juanita Stein kommt zwar aus Melbourne, huldigt aber auf ihrem Solodebüt, „*America*" – richtig! Insbesondere das vergangene, ein Leben in selbstbestimmtem Wohlstand versprechende Amerika der 50er- und 60er-Jahre hat es der ehemaligen Sängerin der Howling Bells angetan. Dieser idealisierende Blick auf den US-Lifestyle wurde laut der 40-Jährigen von Musikern wie Roy Orbison oder Patsy Cline geprägt, aber auch die Soulfulness der britischen Popdiva Dusty Springfield taucht in der Liste ihrer Vorbilder auf. Die Westerngitarren ihres lichten bis zärtlichen Americana-Pop treffen auf den Staub auf den vor Hitze flirrenden Highways an der US-Ostküste, ihr mit Hall belegter glasklarer Gesang kommt aus einer dunklen Ecke und breitet sich auf der Sonnenterrasse aus. *(Nude)*

SYLVIA PRAHL



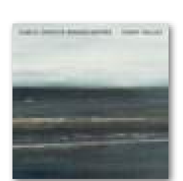
Hamilton de Holanda

Casa de Bituca

★★★

Der Mandolinist aus Rio setzt Milton Nascimento ein Denkmal

Der produktive Mandolinist aus Rio, souverän zwischen den Stilen wechselnd, setzt auf seinem neuen Werk der lebenden Legende Milton Nascimento ein Denkmal. Dabei wandelt er besonders schön die breitwandige Melancholie und Spiritualität, die Nascimentos Werk durchziehen, in kammermusikalischen Swing. So etwa in „Bicho Homem", wo die Choralfärbungen auf mitreißenden Jazz treffen. Die träumerische Melodie von „Clube da Esquina No. 2" löst sich in einen ausgelassenen Dialog zwischen Mandoline und Mundhobel, und in „Ponta de Areia" kleidet das Quintett die Geschichte von der stillgelegten Eisenbahn in neue raffinierte Harmonien und virtuose Läufe. Einzig Sambagröße Alcione kommt mit ihrer schnurrenden Stimme nicht an die hymnischen Qualitäten des Geehrten heran. *(MPS/Edel)* **STEFAN FRANZEN**



Public Service Broadcasting

Every Valley

★★★½

Ambitioniertes Konzeptalbum über eine Bergbauregion in Wales

Explizit politische Musik zu machen, ohne permanent zu agitieren oder die Apokalypse herbeizuprognostizieren, scheint dieser Tage beinahe unmöglich. Die Londoner Band Public Service Broadcasting versucht es mit einem Konzeptalbum über den Aufstieg und Fall der Steinkohleindustrie in Südwales. „*Every Valley*" wirkt jedoch viel mehr wie ein Hörspiel oder ein Ken-Loach-Film mit Geschichten über eine der wirtschaftlich schwächsten Regionen Europas. Zu Krautrock, Prog und Metal-Anleihen entfaltet sich ein düsteres Panorama, das den Stolz der Bergarbeiter ebenso feiert wie die Tristesse der brachliegenden Heimat. Tracyanne Campbell, James Dean Bradfield, Haiku Salut und Lisa Jên Brown sprechen und singen dazu eindringliche Bestandsaufnahmen. *(PIAS)* **MAX GÖSCHE**



Radiohead

OK Computer OKNOTOK 1997–2017 ★★★★

Das monolithische Album, ergänzt um Outtakes und Live-Mitschnitte

Dass Radiohead 1997 unterschiedlichste Künstler beeinflussen würden, illustriert eine jüngst im Netz aufgetauchte gigantische Gästeliste ihres New-York-Konzerts: Beastie Boys, Madonna, Marilyn Manson, R.E.M., U2 ... Und da war *„OK Computer"* noch gar nicht veröffentlicht. Tatsächlich bot das Album dann einen Gegenentwurf zum Britpop, der längst ein Auslaufmodell war. Der Plattentitel war eine Kapitulationserklärung, pessimistisch dichtete Thom Yorke über Fleisch, das trotz größter Anstrengung schwächer ist als Technik („Fitter Happier"). Gitarrist Jonny Greenwood nutzte bei „Climbing Up The Walls" auf der Bühne einen Radioverstärker, der Störgeräusche empfing – sie nahmen die Internet- und Vernetzungsskepsis von *„Kid A"* vorweg.

Dabei ist „Paranoid Android" fast so etwas wie zeitgenössischer Prog-Rock. Die Songlänge (6:27), die Gitarrensoli und der Versatzstück-Aufbau wie von Queen! Das Album hielt seine selbstsichere mittlere Geschwindigkeit, mit „Electioneering" gibt es unter den zwölf Stücken nur einen einzigen Uptempo-Song – als wären Pink Floyd zurückgekehrt. Nur die Traurigkeit, die war Radiohead ganz eigen.

Die „OKNOTOK"-Edition erscheint mit B-Seiten und Outtakes. Fanboys lieben alles von Radiohead, aber den elf zusätzlichen Liedern fehlt die Traumhaftigkeit des Albums. „Meeting In The Aisle" enttäuscht durch Zeitgeistbezug und lehnt sich bei den Clubrhythmen von 1997 an. Sehnsüchtiger erwartete man „Lift" und „I Promise", zwei Songs wie aus der dramatisch-rockigen Frühphase – sehnsüchtig erwartet, weil die Band Live-Versionen unveröffentlichter Stücke Jahre mit sich rumschleppte. Leider fehlt der Glastonbury-Auftritt, bei dem die Band erstmals die Erfahrung machte, dass der brütende Yorke auch Festivalmassen für sich einnehmen kann.

Viele Kritiker bezeichnen *„OK Computer"* als Meisterwerk. 1997 erhoffte man sich von den Songs, dass sie 2017 nicht altmodisch wirken würden. Zu Recht: Sie werden auch 2027 noch strahlen, als dunkle Sterne. *(XL)* **SASSAN NIASSERI**



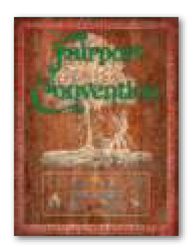
KOMMEN UND GEHEN
Fairport Convention

Wunderjahre

Eine Box versammelt essenzielle Songs der britischen Folk-Visionäre – mit vielen bislang unveröffentlichten Aufnahmen

Fairport Convention

Come All Ye – The First Ten Years ★★★★½



Keines der ersten sechs Alben dieser bedeutendsten britischen Folkrock-Band entstand in derselben Besetzung, und auch danach war es ein Kommen und Gehen und Wiederkommen und Wiedergehen. Die Mitglieder, die den größten Eindruck hinterließen: der Songwriter und Wundergitarrist Richard Thompson und die Songwriterin und Wundersängerin Sandy Denny, spielten überhaupt nur auf drei, im Laufe des Jahres 1969 erschienenen Alben zusammen. Und das sind auch die entscheidenden Platten dieser Band: das süffige, noch vom Westcoast-Sound beeinflusste zweite Album, *„What We Did On Our Holidays"*, das Übergangswerk *„Unhalfbricking"*, auf dem sich bereits eine erste englische Ballade zwischen die Originale und Bob-Dylan-Covers mischt, und das mit dem Fiddler Dave Swarbrick aufgenommene dunkle britische Folkrock-Meisterwerk *„Liege & Lief"*, das nach einem tragischen Unfall entstand, bei dem die Band ihren Schlagzeuger Martin Lamble und Thompson seine Freundin Jeannie Franklyn verloren hatten. Das 1970 nach dem Ausstieg von Denny entstandene *„Full House"* ist wegen des virtuosen Zusammenspiels der musikalisch wohl besten Bandbesetzung noch wesentlich, doch als auch noch Thompson ging, fehlten den folgenden Alben die Spannung und Originalität.

„Come All Ye" erzählt nun auf sieben CDs eine alternative Geschichte der ersten zehn Jahre dieser wegweisenden Band: vom hübschen namenlosen Debüt, auf dem noch Judy Dyble und Iain Matthews sangen, bis zum traditionstrunkenen *„Tipplers Tales"*. Neben einigen essenziellen Albumstücken und Outtakes sind vor allem Live-Aufnahmen aus Konzerthallen, Fernseh- und Radiostudios zu hören – fast die Hälfte der Tracks wird hier erstmals offiziell veröffentlicht. Die größten Momente dieser Box stammen natürlich aus den Sechzigern, die Live-Aufnahmen der brillanten *„Full House"*-Besetzung sind auch fantastisch, der Mitschnitt aus den Fairfield Halls in Croydon von 1973 dagegen ist eher uninspiriertes Muckertum. Die von der Deluxe-Edition des *„Rising For The Moon"*-Albums bekannte Aufnahme aus dem L.A. Troubadour von 1974 ist allerdings – vor allem wegen der Rückkehr von Sandy Denny – grandios. Von der Sängerin, die die Band ein Jahr später schon wieder verließ, stammt auch die schönste bisher recht unbekannte Aufnahme auf dieser Box: eine Demoversion ihres Songs „After Halloween": „October has gone and left me with a song/ That I will sing to you although the moment may be wrong." Für einen Sandy-Denny-Song gibt es natürlich niemals einen falschen Moment. *(Universal)* **MAIK BRÜGGEMEYER**



Natalie Merchant

The Natalie Merchant Collection ★★★★

Umfangreiche Werkschau der sensiblen Songschreiberin

Für ihre erste Folk-Retrospektive hatte sie den Carter-Family-Evergreen „Bury Me Under The Weeping Willow" ausgewählt. Statt des bei Folk-Freaks beliebten „I Never Will Marry" nahm sie für das nächste Projekt das um einiges obskurere „If No One Ever Marries Me" auf. Es ist eine ungewöhnliche Ausstellung ihres Schaffens, in der Natalie Merchant auch diese Folktrilogie der Jahre 2003 bis 2010 präsentiert: Keinerlei Einblick in den produktiven Prozess der Solojahre, weder die üblichen Demos noch Alternativ- oder Outtakes als Bonus, nur die Langspielwerke in finaler Gestalt.

Anders als beim Zwei-CD-Set *„Retrospective 1990–2005"* fehlt jeder Hinweis auf Remastering. Während sie dort jeden Song kurz kommentierte, hält Merchant bei dieser großen Werkschau Linernotes offenbar für überflüssig. In dem hundert Seiten dicken Büchlein gibt es gerade mal eine mit Danksagungen, nicht zuletzt auch an die Adresse der Produzenten und Tonmeister, die für die oft recht erlesene Klangqualität ihrer Platten sorgten. Was für ausgeprägtes Selbstbewusstsein spricht. Aber sie ist auch ein ähnlich außergewöhnliches Gesangestalent wie Karen Dalton, Tracy Nelson oder Melody Gardot – und, obwohl schon sehr ironiefrei (wie ihre fast mitfühlende Deutung von Randy Newmans „Political Science"!) und manchmal geweltschmerzt, auch ein wunderbar wandlungsfähiges. Ihr Ehrgeiz ist so weit gespannt, dass man bisweilen meinte, sie könnte demnächst auch Walt Whitman oder Emily Dickinson vertonen. Vorerst übt sie sich in der Kunst der Reduktion.

Für CD 9 hat sie vier neue Kompositionen eingespielt, dazu sechs bekannte. Neben obligatorischem Streichquartett sorgen Saxofon, Akkordeon und Klarinette für klangfarbliche Variationen in den elegischen Kompositionen. Viel von besagtem Weltschmerz klingt öfter in den Songs der „Rarities (1998–2017)"-CD an, sehr passend in ihrer Deutung von Buddy Hollys „Learning The Game" und „Too Long At The Fair". Letztere ist eine von sechs hier erstmals veröffentlichten Aufnahmen. *(Nonesuch)* **FRANZ SCHÖLER**

FOTO: GEMS/REDFERNS/GETTY IMAGES

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel



David Bowie

Cracked Actor (Live In Los Angeles '74) ★★★½

Bowies Kabarettversuche als posthumes Live-Album

Natürlich macht es einen Unterschied, ob David Bowie die Songzeile „I'm an alligator!" schreit oder ob er sie hörbar mit Spitzbubenlächeln spricht wie ein schlecht gekleideter Charmeur. „Moonage Daydream" war großartig in der Rockversion seiner Spiders From Mars. Diese tuffige Bläserfassung von Bowies 1974er „Diamond Dogs"-Tour jedoch ist beispielhaft für viele seiner damaligen schrägen Neuinterpretationen. „Aladdin Sane" als Salsa?

Zwar waren die Konzerte als Parodien angelegt, nur schien nicht klar zu sein, wen oder was Bowie eigentlich parodieren wollte. Er verbaute für die apokalyptische Bühne jene Hochhausattrappen inklusive Verbindungsbrücken aus seinem nicht realisierten Orwell-Musical „1984". Quasi als „Mann mit den vielen Gesichtern" stolzierte er mit einer Stabmaske auf der Bühne herum. Man hört das auf dem Album natürlich nicht, aber es floss in Davids Horrorshow mit ein.

Dennoch übertrumpft *„Cracked Actor"* das andere Live-Dokument jener Ära: *„David Live"*, gerade eben so. Der Musiker hatte im Lauf der Konzertreise den Soul für sich entdeckt, stand in den Planungen für sein Album *„Young Americans"*. Hinzu stießen Carlos Alomar an der Gitarre (endlich ein angemessener Ersatz für den Spiders-Saitenmann Mick Ronson) und der junge Luther Vandross als Backgroundsänger.

Selbstbewusst benannte Bowie die „Diamond Dogs"-Tour in die „The Soul Tour" um und stellte, wie hier in Los Angeles, neue Songs vor, deren Live-Versionen nun ihre offizielle Audiopremiere feiern. Das schwelgerische „It's Gonna Be Me" und „John, I'm Only Dancing (Again)", die Philly-Soul-Version seiner Queer-Hymne von 1972. Beide weitsichtiger, beide mutiger als der „Ha! Wer bin ich nun?"-Klamauk der *„Diamond Dogs"*. *(Warner)*

SASSAN NIASSERI



The Beach Boys

1967 – Sunshine Tomorrow

★★★★

Lohnende Ergänzung aus den Sessions zum „Wild Honey"-Album

Natürlich wäre das Beach-Boys-Album „Smile" neben *„Sgt. Pepper's"* der Höhepunkt des psychedelischen Sommers geworden, aber nachdem das Bandgenie Brian Wilson kurz vor der Zielgerade gescheitert war, wurde das Jahr 1967 stattdessen so eine Art Annus horribilis für die Band. Mit dem luftigen *„Smiley Smile"* spielten die Beach Boys sich selbst ins Aus und kamen in den USA nicht mal mehr in die Top 40. Auf *„Wild Honey"*, das nur drei Monate später erschien und es immerhin noch mal kurz in die US-Top-Ten schaffte, waren die Beach Boys ihrer Zeit allerdings ungewollt ein bisschen voraus. Hier spielen sie eine von Klavier und Orgel getriebene, rohe, teils groovende, teils pastorale Anti-Psychedelia, wie sie 1968 in Mode kam. Carl Wilson ist vom Chorknaben zum R&B-Shouter mutiert und bekommt von Brian Wilson und Mike Love, die fast das ganze Album komponiert haben, mit dem Titelsong und dem Motown-inspirierten „Darlin'" exzellente Vorlagen, „I Was Made To Love Her" übernimmt er gleich direkt aus Stevie Wonders Repertoire.

Nun gibt es auf *„1967 – Sunshine Tomorrow"* erstmals einen kompletten Stereomix dieses wiederzuentdeckenden Albums zu hören. Zu einer audiophilen Köstlichkeit wird das in Brian Wilsons Heimstudio aufgenommene Werk so zwar immer noch nicht, aber die vielen Beigaben – bisher unveröffentlichte Outtakes (etwa eine unheimliche Version von „Cool, Cool Water"), Überbleibsel von den *„Smiley Smile"*-Sessions, das von Bootlegs bekannte Live-im-Studio-Album „Lei'd In Hawaii" mit einem Cover von „With A Little Help From My Friends" und Live-Aufnahmen – machen *„1967 – Sunshine Tomorrow"* zu einer lohnenden Ergänzung der Beach-Boys-Sammlung und zeigen, dass 1967 für die Band trotz aller Tiefschläge ein produktives Jahr war. *(Universal)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

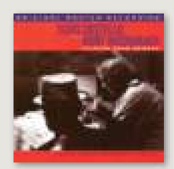
VINYL

NEU AUFGELEGTE SCHALLPLATTEN – VON WOLFGANG DOEBELING


INTENSIVE LEICHTIGKEIT
Bacharach und Costello

Elvis Costello With Burt Bacharach

Painted From Memory ★★★★½



Ocean Way Studios, Hollywood, 1998. Elvis Costello griente, stolz wie Oskar. Burt Bacharach bleckte die Zähne und wippte mit dem Fuß, Engineer Kevin Killen nickte fortwährend, und die übrigen Anwesenden zeigten sich ebenfalls höchst angetan. Nach langen, nicht immer problemlos verlaufenden Sessions gab man sich noch mal dem unbeschwerten Hörgenuss hin, unter optimalen Bedingungen. Ob die wunderbare klangliche Dimension der analogen Aufnahmen bei der anstehenden Veröffentlichung würde bewahrt werden können, schien indes unklar. Elvis gab sich zuversichtlich, Burt wollte wissen, ob denn überhaupt noch Schallplatten hergestellt würden. Natürlich! Und doch entschied man sich bei Mercury gegen eine Vinylversion, *„Painted From Memory"* erschien nur digital nivelliert. Auf Nachfrage erklärte man ungerührt, bei Auflagen von wenigen Tausend lohne der Aufwand nicht. Für Ästheten waren es fürwahr entbehrungsreiche Zeiten.

Fast 20 Jahre später hat sich die Situation grundlegend geändert, nun kann das Album endlich so gehört werden, wie es aufgenommen wurde. Das Mobile Fidelity Sound Lab wurde mit einer Lizenz bedacht und verantwortet Mastering wie Herstellung der auf 3000 nummerierte Exemplare limitierten Pressung. Zu bemängeln gibt es wenig, allenfalls der Coverbalken mit der Firmenkennung „Original Master Recording" stört etwas, und es wäre bei einer Laufzeit von mehr als 52 Minuten und bei der orchestralen Dichte der Recordings sicher besser gewesen, die zwölf Tracks über vier LP-Seiten zu strecken, zugunsten noch größerer Dynamik.

Petitessen in Anbetracht der erheblichen musikalischen Meriten dieser Tour de Force. Gleichermaßen geprägt von Bacharachs melodischem Flair und Costellos wortmächtiger Lyrik, von kalifornischer Leichtigkeit in den Arrangements und britischer Intensität im gesanglichen Vortrag, konvergieren die Gegensätze mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit. Costellos gelegentlicher Hang zum vokalistisch allzu Expressiven findet in Bacharachs subtiler Tongebung mit Piano, Streichern, Bläsern sowie dezenten Backgroundchören den nötigen Kontrapunkt, umgekehrt entkräften Costellos bezugswütige und nicht selten gallige Songtexte jeden Schmalzverdacht. Exquisit! *(Mobile Fidelity)*

Frank Sinatra

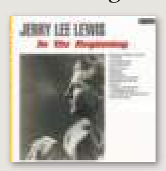
A Swingin' Affair! ★★★★



Cole Porter, Duke Ellington, George & Ira Gershwin: Den namhaftesten Songlieferanten war es Ende der Fifties eine Ehre, von Sinatras Stimme und Nelson Riddles Arrangements geadelt zu werden. *„A Swingin' Affair!"* entstand in wenigen Tagen im November 1956 in den Capitol Studios, in Stimmung und Struktur dem Erfolgsalbum *„Songs For Swingin' Lovers!"* nachempfunden. The Voice ist weniger in Crooning- als in Cruising-Laune, Riddles Orchester swingt lässig und doch keinen Moment nachlässig, Käufer fanden sich massenhaft. Jubiläums-Edition, allerdings ohne audiophilen Mehrwert. *(Capitol/UME)*

Jerry Lee Lewis

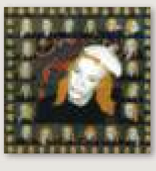
In The Beginning ★★★½



Der Killer und sein ebenso potenter Gefährte, das pumpende Piano, ganz zu Beginn ihrer Sun-Umlaufbahn, mit diversen Alternate Takes. Einige unterscheiden sich nur in Details von den seinerzeit veröffentlichten Versionen, andere variieren Tempo und Phrasierung. Take 3 von „It'll Be Me" klingt allzu launig, Take 5 von „Put Me Down" verliert die Gitarre und Version 1, Take 3, von „High School Confidential" überdies den Punch. Großartig und gewinnbringend dagegen sind etwa Take 8 von Roy Orbisons „Down The Line" und Take 5 von „Breathless". Fazit: Sehr hörenswert, essenziell jedoch nur für Fans. *(Bear Family)*

Eno

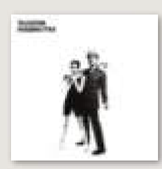
Taking Tiger Mountain (By Strategy) ★★★½



Hart auf den Fersen seiner noch glamglitzernden Debüt-LP, *„Here Come The Warm Jets"*, und lange bevor es ihn ins Ambiente und Amorphe verschlug, brachte Brian Eno Ende 1974 dieses schlingernde Werk heraus, musikalisch oft upbeat, klanglich wabernd und thematisch dunkel-verrätselt. Spionage und Traumata, modernes und antikes China: Interpretationen durfte man von Eno nicht erwarten, doch handele es sich, so ließ er wissen, um Anleitungen zum Querdenken. Doppel-LP, Half-Speed-Mastering, 45rpm, exzellent gefertigt. *(Astralwerks)*

Television Personalities

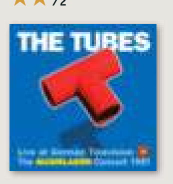
... And Don't The Kids Just Love It ★★★★



Dan Treacy, Ed Ball und Mark Sheppard entboten auf der ersten TVPs-LP 1981 ein herrlich zitatwütiges Potpourri aus Post-Punk-Humoresken und augenzwinkernden Sixties-Flirts, mit simplen Melodien und oft hochpolitischem Subtext, indes ohne Hi-Fi-Allüren, ohne den geringsten Kunstanspruch und stets wider die Tyrannei der Tribes und Tonarten. Auch die nachfolgenden LPs der notorisch respektlosen Konventionsverweigerer wurden gerade auf Schallplatte wiederveröffentlicht, zur Freude der Freunde von exzentrischem Pop und britischem Humor. *(Fire)*

The Tubes

The Musikladen Concert 1981 ★★½



Das Remmidemmitheater der Band The Tubes aus San Francisco benötigte als audiovisuelle Revue die Bühne. Oder wenigstens das Fernsehen. Auf Schallplatte wirkt die schrille Inszenierung wie ein Zirkusbesuch mit verbundenen Augen. Halbnackte auf Stelzen, tanzende Zigaretten und all die anderen Frivolitäten einer Tubes-Show kann beim bloßen Hören freilich nur imaginieren, wer sie einmal erlebt hat. Und so knackig und kurzweilig die Musik zuweilen sein mag, mit Punk hat sie entgegen landläufiger Meinung nichts zu tun. Doppel-LP, blaues Vinyl. *(Sireena)*

Rubén González

Introducing ... ★★★½



In naher Zukunft, nach Castro-Despotie und Trump-Spuk, wird man Ry Cooder eine Statue in Havanna errichten. Der Mäzen und Produzent des Buena Vista Social Club machte vor 20 Jahren kubanische Musik global bekannt, die bis dahin weitgehend ein Inseldasein gefristet hatte. Den 1919 geborenen und 2003 gestorbenen Pianisten Rubén González, Mitglied besagten Clubs, beschrieb Cooder trefflich als „a Cuban cross between Thelonious Monk and Felix the Cat". Hier nachzuhören, auf dem 1997 erstmals erschienenen Solodebüt, jetzt ungekürzt, nebst eigentlich überflüssigem Bonus-Cut. *(World Circuit)*

FOTO: NICKY J. SIMS/REDFERNS/GETTY IMAGES



American Epic

★★★★

Box zum Dokufilm über die Anfänge der US-Aufnahmegeschichte

Schon zehn Jahre vor dem Urknall der Country Music, den legendären Bristol Sessions von 1927, hatten neu gegründete Firmen wie Paramount damit begonnen, musikalische Folklore aller Stil- und Spielarten vor allem des Südens profitabel auf Tonträgern zu verbreiten. Vor einigen Jahren wagte sich Jack White an eine verlegerische Großtat, als er das Paramount-Vermächtnis in zwei Koffern mit je einem halben Dutzend LPs und auf zwei USB-Sticks (mit schlappen 1600 Aufnahmen!) für eine betuchte Klientel wiederveröffentlichte. Als die zugänglich gemacht wurden, arbeiteten Bernard MacMahon und Allison McGourty schon an dem Projekt, die Anfänge dieser Populärmusik in den 20er- und frühen 30er-Jahren um einiges umfassender zu dokumentieren. Für das gab White neben T Bone Burnett und Robert Redford am Ende gern seinen Namen als Executive Producer her.

Auf dem eigenen Label, Third Man Records, veröffentlichte er eine Vinyl-Serie mit einigen der prominentesten Künstler dieser Dokumentation und auch Neuaufnahmen berühmter und weniger geläufiger Songs. Für die konnte man von Alabama Shakes und Avett Brothers über Elton John und Bettye LaVette bis Willie Nelson und Taj Mahal namhafte Kollegen gewinnen.

„American Epic“ ist ein Boxset mit hundert Aufnahmen auf fünf CDs, von einem halben Dutzend Tonmeistern klangtechnisch generalrenoviert und optimiert. Hier findet man nicht nur Folk- und Bluesklassiker der „üblichen Verdächtigen“, sprich Charley Patton, Skip James, Blind Blake oder Blind Willie Johnson, sondern überwiegend Field-Recordings der Talentsucher von Vocalion, Victor und anderen Firmen – auch die von nur lokal berühmten und eher zufällig entdeckten Interpreten, darunter sogar vereinzelt versprengte Vertreter hawaiianischer Folklore. Für alle, die sich vor Schellack-Geräuschen gruseln, entfernte man diese, ohne den Klangcharakter des Originals zu beschädigen. Wer diese Songs von Canned Heat oder Eric Clapton, Ry Cooder und Cream kennt, kann hier viele neu entdecken! *(Sony)*

FRANZ SCHÖLER



Nick Lowe

Nick The Knife

★★★½

Und „The Abominable Showman“: Nick Lowes 80er-Jahre-Alben

Nick Lowes Platten der 80er-Jahre waren in einem Zeitloch versunken – auf CD nicht erhältlich, das Vinyl sauteuer. Längst wurden *„Jesus Of Cool“* und *„Labour Of Lust“* neu aufgelegt, und *„Party Of One“*, ein Versuch bei Warner von 1990, war jederzeit parat. Yep Roc veröffentlicht nun sechs Alben aus den verlorenen Jahren – die letzten Geheimnisse der Rockmusik.

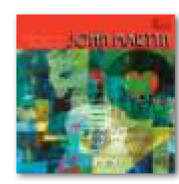
Lowe befand sich nicht im Einklang mit der Zeit, als er 1982 *„Nick The Knife“* aufnahm: Seine schon damals nostalgischen Schubidu-Gassenhauer, Rock'n'Roll-Shuffles und Pubrock-Schunkler waren ungefähr das Letzte, was erfolgsträchtig war. Mit dem Gitarristen Martin Belmont, den Keyboardern Steve Nieve und Paul Carrack sowie seiner Frau Carlene Carter setzte er den Schwof der 60er-Jahre fort, den er mit Brinsley Schwarz und Rockpile patentiert hatte.

Lowe neigte zur Ironie, doch niemals war er so vitriolisch wie Graham Parker und wie Elvis Costello, dessen Album *„Trust“* er 1981 produziert hatte. Auf *„Nick The Knife“* sind eine Menge gutmütiger Muckersongs, ähnlich wie auf *„Trust“* – für die New Wave war Lowe sowieso zu alt. Das Demo von „Heart“, zwischen Reggae und 50er-Jahre-Schnulze, und zwei weitere Stücke ergänzen die neue Edition. Der beste Witz der Platte ist ein kleiner Kasten auf dem Cover: „Popular Vocalist“.

„The Abominable Showman“ (1983, ★★★½), mit nahezu derselben Besetzung (und Simon Climie, später Climie/Fisher) aufgenommen, ist bei einigen Songs moderat moderner (Synthesizer!) – aber Nick Lowe variiert natürlich sein Groß-Sujet: unerwiderte Liebe, unerreichbare Liebe, unheimliche Liebe, närrische Liebe, manische Liebe, gescheiterte Liebe, verschwindende Liebe, zerstörte Liebe. Eine Live-Fassung von „(What's So Funny 'Bout) Peace, Love, And Understanding)“ und der Trash „Crackin' Up“ wurden ergänzt.

Die kunstlosen Digipaks sind vollkommen booklet- und songtextfrei, den Geist von 1982/83 souverän unterbietend. *(Yep Roc)*

ARNE WILLANDER



John Martyn

Head And Heart – The Acoustic John Martyn ★★★½

Unplugged-Retrospektive des britischen Meistergitarristen

Folk war die erste Liebe der beiden Gitarristen. Am Ende stand Richard Thompson aller Virtuosität zum Trotz eine ganze Weile im Schatten des durch seine Fuzzbox- und Echoplex-Experimente faszinierenden Kollegen John Martyn. Darüber vergaßen viele von dessen Bewunderern, was für ein brillanter Akustikgitarrist der Mann war, der Nick Drake mit dem Titelsong von „Solid Air“ zu Lebzeiten ein Denkmal setzte. Songs wie „Couldn't Love You More“ (an die Adresse von Ehefrau Beverly) oder „Over The Hill“ (und dem Bekenntnis „Can't get enough of sweet cocaine/ Get enough of Mary Jane“) waren fast verstörend autobiografisch.

„Solid Air“ ist unter den Aufnahmen dieser „Unplugged“-Retrospektive nur eine von vielen, bei denen Martyn demonstrierte, was er an Fingerpicking-Qualitäten von Bert Jansch und Davy Graham lernte. Staunenswert nicht nur der Folksong „Seven Black Roses“, eines von vier Demos, hier erstmals überhaupt veröffentlicht wie auch der meisterlich auf der Slide-Gitarre gespielte „Goin' Down To Memphis“-Blues. Offenbar konnte der an großem Wohlklang interessierte Gitarrist – wie mehrere Mitschnitte hier verblüffend belegen – BBC-Techniker manchmal tatsächlich überzeugen, ihn ausnahmsweise in prima Soundqualität aufzuzeichnen. *(Island)*

FRANZ SCHÖLER



Too Slow To Disco 3

★★★★

Auch der dritte Teil der Softpop-Sammlung bietet rare Schätze

„Too Slow To Disco“ ist die entspannteste Versuchung, seit es Compilations gibt. Auch die dritte Ausgabe versammelt federleichte Songs von mehr als einer Handvoll weißer Männer und Frauen, die sehr viel Soul und Funk hörten und sich dieser Erfahrungen im Studio mit Neugier und Chuzpe bedienten. Zum ersten Mal gibt es auch eine nicht englischsprachige Nummer zu hören: „Quand Tu Te Laisse Aller“ von Dwight Druick. Außerdem ist mit „One Way Or Another“ von The Fifth Avenue ein Lied aus den späten Sechzigern enthalten, das zweifellos als Wegbereiter für den Soul-Softrock des darauffolgenden Jahrzehnts gelten darf.

Die Sammlung birgt wiederum viele spannende Neuentdeckungen, Sie werden garantiert nach mindestens einer Platte der versammelten Künstler Ausschau halten. Probieren Sie es nach der smarten Groove-Nummer „Don't Let Me Fall“ doch gleich mit *„The Other One“* von Bob Welch. Den hübschen Kontrast zu all den mit der Zeit versunkenen Folk-, Yacht- und Softpop-Perlen bilden der Westcoast-Sound-Quatsch „Do The Bossa Nova“ von den Vapour Trails sowie die Funk-Spielerei „Shakedown Street“ von The Grateful Dead. Einer der vielen Höhepunkte ist dagegen die wieder ausgegrabene Single „Inside You“ des 2004 verstorbenen Steely-Dan-Mitglieds Cornelius Bumpus. *(How Do You Are?/ Rough Trade)*

MARC VETTER



KUNSTVOLL
Lorde



IN DER HÖHE
Eine Romanze

Hass ist krass, Liebe ist krasser

Mehr als hundert Künstler und Bands spielten beim Hurricane. Besonders toll waren Lorde, Halsey und Casper

HURRICANE FESTIVAL
Scheeßel, Eichenring
★★★★

Das hätte auch schiefgehen können: Am Donnerstag vor dem Hurricane machten Regen und Sturm die Reise ins niedersächsische Scheeßel ebenso beschwerlich wie das Warm-up auf dem Eichenring, zwischenzeitig musste man sogar eine Absage befürchten. Doch am Freitag ist es trocken und zudem weder zu heiß noch zu kalt – über dem mit 78.000 Menschen ausverkauften Festival liegt eine angenehme Gelassenheit.

In Zeiten von Hass und Gewalt ist Gemeinschaftlichkeit das Gebot der Stunde: So rufen die meisten der gut 30 Künstler des ersten Tages ein Fest der Liebe und des Miteinanders aus. Auch wenn das Hurricane natürlich zuvorderst eine riesige Partysause ist, mischt sich in diesem Jahr doch ein Gefühl bewusster Freiheitlichkeit in die Stimmung. Frank Turner organisiert statt der obligatorischen Wall of Death eine Wall of Love: 3000 Menschen rasen auf sein Zeichen ineinander und umarmen sich hemmungslos. Die ansonsten sanft verinnerlichten OK Kid lassen uns die Mittelfinger gegen Homophobie und Fremdenfeindlichkeit zeigen. Bei ihrem Lied „Gute Menschen" schwingt jemand im Publikum ein Banner, auf dem „Hass ist krass, Liebe ist krasser" steht. Ein paar Stunden später liegt dann Billie Joe Armstrong auf dem Boden der Green Stage und nennt uns alle „Brüder und Schwestern", und nach Mitternacht sagt der Imagine-Dragons-Sänger Dan Reynolds, dass Festivals wie dieses Manifeste des Widerstands in Zeiten des Terrors seien und dass die Musik siegen werde. Die Amerikaner haben die großen Songs zu derart großen Worten, aber sie beweisen live auch eine elegante Sensibilität, die auf den Alben ja eher nicht so deutlich zu erkennen ist.

Auf der Green Stage gibt es Punk- und Folkrock: Skinny Lister, Danko Jones, Flogging Molly und Rancid machen den Weg frei für Green Day, die dem Publikum fast alle ihre Hits schenken und das dazu übliche Entertainment aufführen: Billie Joe Armstrong lässt Fans mitsingen und von der Bühne springen, bei „Revolution Radio" tanzen Flammen ein Feuerballett.

Nebenan spielt Clueso und holt sich für ein Duett Klaas Heufer-Umlauf dazu, der vorher mit Gloria aufgetreten ist. Schöne deutsche Popmusik. Der Auftritt des Rappers Haftbefehl hingegen fällt aus, weil der Künstler, so teilt jemand auf der Bühne mit, in eine Polizeikontrolle geraten sei.

Am Samstag sind zunächst sanfte Wiegenlieder von Passenger zu hören, Nathaniel Rateliff schafft mit seinem White Soul eine Oase klassischer Musikalität, Maxïmo Park beeindrucken mit traditionellen Britpop-Werten. Im Verlauf des Nachmittags wird die Musik weiblicher und moderner. Als Lorde die Bühne betritt, sind 10.000 junge Frauen außer sich. Zu Recht, denn

FOTOS: ROBIN SCHMIEDEBACH/FKP SCORPIO (2)

WHITE SOUL
Nathaniel Rateliff



BLAU
Maxïmo Park



TUBA
Moop Mama



SCHWELGEN
Ein Blick ins Publikum



BIERSELIG
Die Kassierer



FREIHEIT
Halsey

FOTOS: FKP SCORPIO: CHRISTOPH MEYER (2), CHRISTOPH EISENEGER, ROBIN SCHMIEDEFACH, CHRISTOPH-EISENMENGER (2)

wie schon auf ihrem neuen Album, *„Melodrama“*, brilliert die Neuseeländerin auch im Konzert mit Präsenz und Reife. Ihre Bühnenpersönlichkeit ist eindrucksvoll, der Elektropop kunstvoll und prononciert, die ganze Inszenierung selbstbewusst und präsent. Hinter der Sängerin wirken zwei ernste Musiker an Keyboardtürmen wie Chekov und Sulu auf der Brücke des Raumschiffs *Enterprise*.

Noch beeindruckender ist der Auftritt der New Yorkerin Halsey, die mit ihrer Musik aktuellen Elektropop-Mainstream in ihre eigene Welt überführt und um eine Dimension erweitert. Halsey steht da oben vor Blumendeko und drei weiß gekleideten Herren an Drums, Keys und Gitarren und will etwas: eine Berührung, eine Freiheit, eine kleine Wahrhaftigkeit. Fabelhaft!

Dann sind wiederum die rockenden Männer dran. Die Editors fluten das Festival mit dunkler Eleganz und bringen Verborgenes aus der Tiefe ans Licht. Den größten Andrang gibt es bei Blink-182. Die Hurricane-Besucher haben offensichtlich ein Faible für Punkpop, nana-nana-nana, turn the lights off, carry me home … Das Konzert von Linkin Park wirkt wie ein einziger Endlossong: Es gibt harte Riffs, sehnende Melodien und brachialen Nu-Metal-Rap, aber seit Neuestem ja auch Dancebeats. Aus dem Strom der Elemente steigen immer wieder Hits – nein, Autoradioklassiker empor! Der Samstag hat sein Ausrufezeichen.

Der Sonntag ist der Tag der krassen Typen. Die Wattenscheider Punkveteranen Die Kassierer zelebrieren lustig Geschmacklosigkeiten, Gogol Bordello mischen osteuropäische Folklore mit Punk-Drive und Latin-Einflüssen, Die Antwoord führen ihren gewollt verstörenden Rave-Rap auf. Jennifer Rostock kreuzen Neue Deutsche Welle mit Nu Metal, Pop und Punk als Backdrop für Sängerin Jennifer Weist, die das Hurricane mit derber Bodenhaftung („Zicke zacke zicke zacke hoi hoi hoi“), aber auch mit einem wohlfeilen Plädoyer für ein freiheitliches Miteinander fest im Griff hat.

Die Songschreiberin LP bietet ein musikalisch beglückendes Set im Zelt dar, Wolfmother revitalisieren den Seventies-Rock, und Mando Diao melden sich mit einem musikalisch berückenden, aber nicht um jeden Zuschauer kämpfenden Set zurück. Seit Gustaf Norén Mando Diao verlassen hat, tritt das früher entscheidende Moment des Halbstarkentums etwas in den Hintergrund. Zudem ist inzwischen später Sonntagnachmittag, auch im Publikum hat sich inzwischen eine gewisse Ermattung ausgebreitet.

Da passt es gut, dass man sich zur Musik von alt-J weder bewegen kann noch soll. Die Briten spielen mit einer solchen Sophistication, dass man sich nicht in einem Konzert wähnt, sondern in einer Ausstellung. Englischer Prog-Folk, neu programmiert.

Zum Abschluss des Festivals hat Casper seinen großen Auftritt, und er absolviert ihn mit Bravour. Als der Vorhang fällt, brennt sofort die Luft. Benjamin Griffey und seine Band verströmen eine gewaltige Energie, das Miteinander zwischen Bühne und Publikum gelingt ab der ersten Sekunde. „Im Ascheregen“ und „Auf und davon“ feiern den Aufbruch, und „Ganz schön okay“ schwelgt in Erinnerungen ans Jungsein. Bald schon steht Casper nur noch ganz vorn am Steg, sichtlich ergriffen von Begeisterung und Gemeinschaftsgefühl.

Dann wendet sich das Set: Auf „Ariel“ folgen das neue „Sirenen“, eine finstere Walze von einem Lied, und das ebenfalls stockdunkle „Lang lebe der Tod“ vom bald erscheinenden gleichnamigen Album. Casper steht auf einer in die Luft gezogenen Plattform ein paar Meter über der Bühne, zwischendurch gibt es Feuerwerk – ein großer Moment. Vielleicht der größte auf einem Festival, das von künstlerischer Vielseitigkeit ebenso geprägt ist wie von dem beglückenden Gefühl, dass es Menschen manchmal eben doch gelingt, vernünftig miteinander umzugehen.

JÖRN SCHLÜTER

Das Hochgefühl im Regen



NOCH IMMER AUF DER SUCHE
The Edge, Bono, Larry Mullen Jr., Adam Clayton

U2
Berlin, Olympiastadion
★★★★

Bono lacht, zeigt auf die Leinwand mit dem „Joshua Tree": „Our message is not very subliminal!" Stimmt. Die Pflanze erinnert an einen Weihnachtsbaum, wird bunt bestrahlt – in den Farben der irischen Nationalflagge. Die Iren erobern Amerika! „Unterschwellig" wirkt am *„Joshua Tree"*-Album, dessen 30. Geburtstag U2 mit einer Tour begehen, tatsächlich nichts. Aber die Palmlilie sieht an diesem Abend im Berliner Olympiastadion fantastisch aus. Und U2 hören sich, wie bei „In God's Country", fantastisch an.

Amerika ist, selbst in Zeiten Trumps, auch das: ein Land der Einwanderer. 1986 fuhren die Musiker in die USA und nahmen ihre bis heute meistgeliebte Platte auf. Bono wollte im Heartland den Blues finden. Es entstanden elf Songs, die Weltpolitik in den Fokus rückten. „Bullet The Blue Sky" behandelte die US-Militärintervention in Nicaragua, „Mothers Of The Disappeared" die Opfer der Diktatur in Chile, „Red Hill Mining Town" den Bergarbeiterstreik in England. Die Jubiläumstour, so Bono, verknüpfe die Ereignisse, finde im Zeichen neuer Unruhen statt. Trump, Brexit, Krieg gegen den Terror.

Allerdings sind U2 inzwischen eher Diplomaten als Protestler. Bono zitiert Politikerweisheiten: „In Zeiten des Terrors müssen wir umso toleranter sein!" Ein glaubhaftes Anliegen – aber *„Achtung Baby"* hätte den passenderen Rahmen für Kritik geboten: Auf dem Album karikieren U2 eine durch Fernsehbilder reizüberflutete Welt. Bono schuf dort die Figur des Möchtegern-Diktators McPhisto, dessen Slogan „Everything you know is wrong" passgenau wäre für Trump und dessen „Fake News!"-Polterei.

Von Bonos berüchtigten Predigten bleibt das Berliner Publikum weitestgehend verschont. Für die Tour blicken U2 zwar zurück – aber sie riskieren keinen Rückschritt. Ihre Gesichter sind erst nach 50 Minuten auf der Leinwand zu sehen. Es überwiegen szenische Videoeinspielungen – die schönste bietet „With Or Without You", das einfach die steilen Canyons des Zabriskie Point zeigt, in rötlichen Facetten wie eine Marslandschaft. Die Message, wie im Song: Ich kann dich besteigen, aber ich kann nicht immer auf dir bleiben. Bei „Where The Streets Have No Name" gibt es eine Fahrt durch das Death Valley. „Streets" bleibt ihr gleißender Blitz, Scheinwerfer beleuchten auch die letzte Ecke, das ultimative U2-Hochgefühl, als wäre Gott selbst im Stadion. Keiner mit Herz kann sich dem entziehen. Es überrascht nicht, dass es noch nie einer Band gelungen ist, dieses Glaubensbekenntnis zu parodieren oder auch nur zu covern (auch nicht den Pet Shop Boys). Lustig wirkt da nur, dass die Filmreise durch die sonnendurchflutete amerikanische Wüste in Berlin durch Starkregen vermiest wird.

„Bullet The Blue Sky" bemüht sich um Direktheit, wird durch Models illustriert, alt, jung, Frau, Mann, die vor den Stars and Stripes posieren und sich Soldatenhelme aufsetzen. Botschaft: ihr Amerikaner seid alle mitverantwortlich! „Exit", in dem The Edge seine Gitarre wie Krieg klingen lässt, wird durch einen Ausschnitt der 50er-Jahre-Westernserie „Trackdown" eingeleitet, in dem ein Mann mit dem Rollennamen Trump Reden schwingt („Mauer bauen!"). Was für ein Fundstück! Bono singt zum „Exit"-Feedback „Eeny Meeny Moe", was zum Präsidenten passt: Donald Trump tritt ja auf, als lösche er nach und nach per Abzählreim die die Menschheit aus seiner Freundesliste.

Das Programm aus 22 Songs ist halbwegs chronologisch aufgebaut, beginnend mit frühen Klassikern wie „Sunday Bloody Sunday", beendet mit späteren Hits wie „One". Die Zugabe „Miss Sarajevo" vereint fünf Dinge, die den Tutti-Frutti-Charakter der Show und Bonos Selbstbedienung bei politischen Themen seit 1987 aufzeigen: Das Lied handelt vom Jugoslawien-Krieg – per Video eingeblendet wird der Monolog eines syrischen Mädchens, das sich eine gute Welt wünscht; eine riesige Flagge mit dem Antlitz des Mädchens wird dann durch die Zuschauerblöcke gereicht; Bono zitiert dazu das deutsche Grundgesetz – und er erwähnt „Kohl" (Helmut).

Sarajewo, Syrien, der erste Artikel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, der verstorbene Helmut Kohl: Wie passt das alles zusammen? Wie passen wir zusammen? Es sind die typischen Bono-Fragen. Und sie sind schwierig zu beantworten. Der Sänger hat auf der Erde ja auch noch nicht das gefunden, wonach er bis heute sucht.

Aber nun ist er bescheidener: Er will er einfach bloß ergründen, wie es uns jetzt wohl geht. Und mit einer Version des Beatles-Songs „Rain" schickt Bono uns nach Hause.

SASSAN NIASSERI

FOTO: ROLAND OWSNITZKI



DIE ZUKUNFT VON GESTERN
Avalanches

Ein erfrischender Schauer

THE AVALANCHES
Berlin, Festsaal Kreuzberg
★★★★

Die Wetterdienste hatten eine Tornadowarnung ausgegeben – außer etwas Sturzregen kam aber nichts. Wäre ja ganz stimmig gewesen, sich im Festsaal Kreuzberg eine Band anzusehen, deren Name zu Deutsch „Die Lawinen" lautet, während draußen Windhosen die Kreuzberger Partymeile zerlegen. Andererseits erzeugt die Band aus Melbourne ja nun alles andere als apokalyptische Musik, vielmehr beinhaltete um die Jahrtausendwende ihr Debütalbum, *„Since I Left You"*, einen zu HipHop-, Funk- und Elektrobeats entfachten Sample-Wirbelwind voll verstrahlter Euphorie. Die Avalanches brachten damit einerseits die hedonistischen Neunziger gut zu einem Ende und wiesen andererseits schon in die Zukunft der aufmerksamkeitsgestörten Gleichzeitigkeits-YouTuber voraus.

Diese Zukunft stellte sich ein, bloß die Avalanches, von vielen damals auch als die Zukunft der elektronischen Tanzmusik bezeichnet, verschwanden bald wieder. Dem Gründungsmitglied Robbie Chater zufolge waren seine Probleme mit einer Autoimmunkrankheit hieran ebenso schuld wie jahrelanges Warten auf Benutzungserlaubnis für alle Samples, die auf dem 2016 doch noch erschienenen Folgealbum, *„Wildflower"*, zu hören sind, einer hübschen Indiepopbeat-Platte mit allerlei Gästen wie Chaz Bundick von Toro Y Moi, dem Rapper Danny Brown oder Jennifer Herrema von den neuerdings wiederbelebten Royal Trux.

Von der ursprünglichen Besetzung ist neben Chater noch Tony Di Blasi übrig. Diesen sah man im Festsaal an Laptop, Synthesizer und Theremin, jener spielte vor allem effektbeladene Gitarre und gelegentlich zweites Schlagzeug. Die Hauptdrums wurden druckvoll von der Tourschlagzeugerin Paris Jeffree bearbeitet. Ihr Bewegungsstil zog im Eröffnungsstück, „Because I'm Me", direkt nach einem Playback-Intro aus Guns-N'-Roses-Schnipseln alle Blicke auf sich. Großartig, wie sie die auf beiden Alben eher verhaltenen Rhythmen nach vorn gehen ließ und dabei aussah wie eine Mischung aus Schlangenfrau und Flugzeuglotsin!

Toursängerin Eliza Wolfgramm hingegen rappte und sang sich zwar mit Soul-Sopran eindrucksvoll gewandt durch die verschiedensten Album-Gastbeiträge und Gesangssamples, zappelte aber gelegentlich zu hyperaktiv, als wäre der Espresso im Cateringbereich zu stark geraten. Ihr ebenfalls vielseitiger Vokalmitstreiter war der amerikanische Rapper Spank Rock, zu Deutsch „Popoklatschfelsen". Sein Stück „Bump" wurde dank brutzelnder Theremin-Einwürfe und verzahnter Funk-Grooves zu einem Highlight, zu dem es sich gut mit dem Kopf wippen ließ.

Zu den meisten anderen Stücken allerdings auch, von neuerem Material wie dem Chillwave-Discopop-Lied „If I Was A Folkstar" über ein Cover von „Guns Of Brixton" von The Clash (bei dem Wolfgramm mit einem Baseballschläger wedelte) bis hin zu alten Hits wie „Flight Tonight" und der letzten Zugabe, „Since I Left You". Als Partyband taugen die Avalanches auch nach zwei Jahrzehnten noch, die Zukunft der Tanzmusik sind sie mit Neunziger-Ästhetik und harmlosen Visuals nicht mehr. Kein Tornado, eher ein erfrischender Schauer, ganz wie draußen.

JOHANNES VON WEIZSÄCKER

Sigue Sigue Sponsorik

GORILLAZ
Köln, Palladium
★★★

Sponsorenspektakel sind heikle Angelegenheiten. Die teilnehmenden Bands können sich zwar über nette Extragagen freuen, müssen aber aufpassen, nicht durch zu viele Werbebanner und Marketingextras ihre Coolness zu verlieren. Beispiele dafür existieren zuhauf. Die Electronic Beats der Telekom gibt es seit über 15 Jahren. Der Magentariese aus Bonn wirbt unter dieser Dachmarke für hauseigene Produkte, indem er Elektropop-Konzerte und Klubveranstaltungen präsentiert. Die virtuelle Gruppe Gorillaz wurde nun angeheuert, um bei ihrem Konzert erstmals die neue Telekom-Technik zur 360-Grad-Übertragung bewegter Bilder im Internet zu erproben.

Bei diesem bis auf Weiteres einzigen Deutschlandauftritt (eine Tournee soll im Herbst folgen) fiel das Kamera- und Übertragungsbesteck, das da im Dunkeln durch die Halle schwenkte, nicht weiter auf. Damon Albarn enterte beschwingten Schrittes die Bühne, begrüßte „Köln!" auf Deutsch und gab den Power Ranger in eigener Sache. Er hüpfte und rannte, als gäbe es kein Morgen.

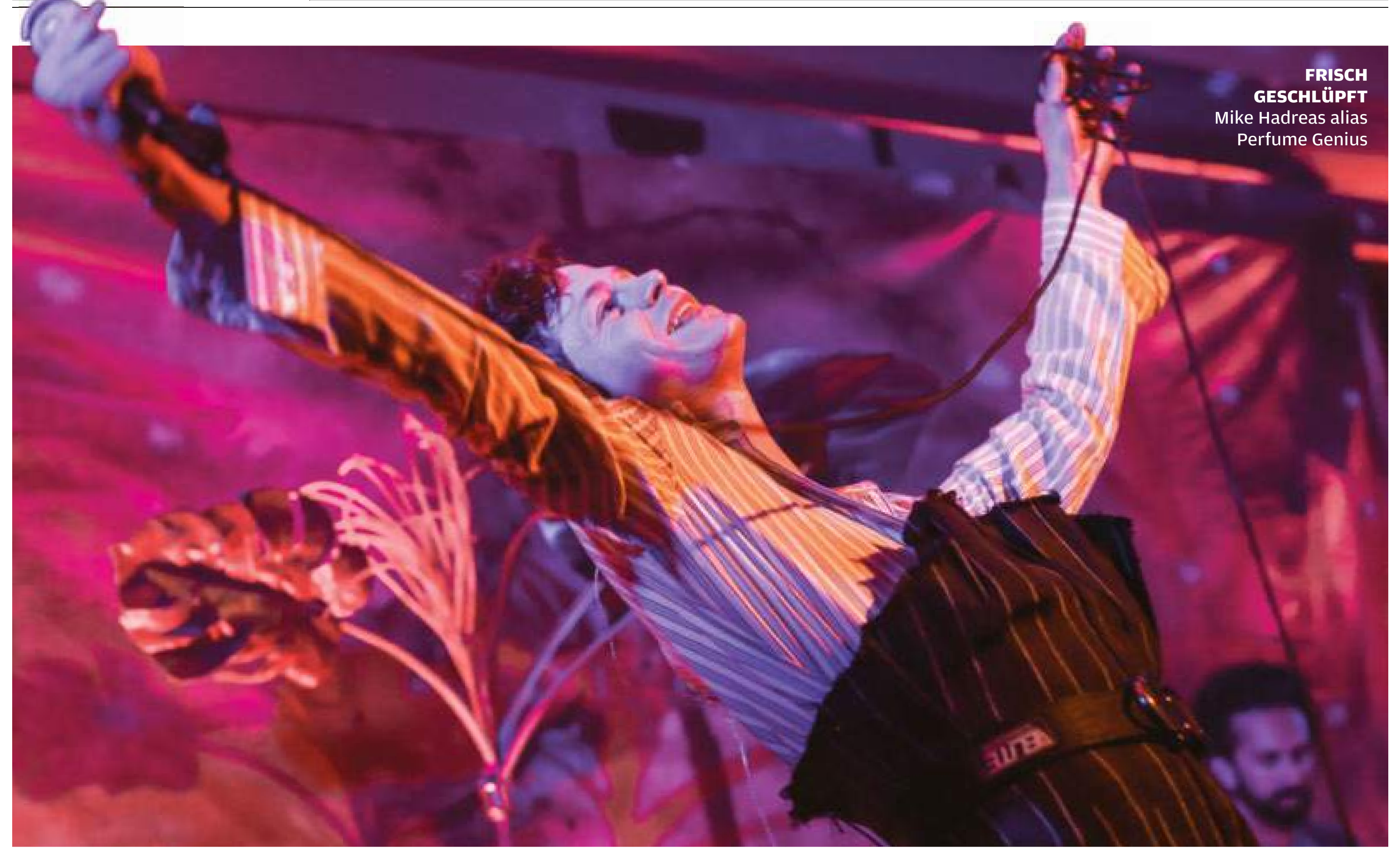


BEI 360 GRAD GEWASCHEN
Gorillaz

Die Comicstory der Band wurde ja auf dem neuen Album, *„Humanz"*, noch einmal erweitert, Filmeinspielungen hielten die Saga auch live aktuell. Das mehrheitlich junge Publikum ging mit: Hände in den Himmel, langer Applaus für das Aufbrezeln des Songkatalogs. Hitmaterial wurde in den Zugaben geliefert, etwa „Stylo" und ein ballerndes „Clint Eastwood". Albarn setzte zum Stagediving an, als wollte er das Techbrimborium mit Wildheit kontern. „Besonders funky sollte es sein, hat aber nicht geklappt. Da hilft auch kein 360 Grad! Das war eher Sigue Sigue Sputnik als Prince", so das Urteil eines Zuhörers, der immerhin Gorillaz-Fan ist.

RALF NIEMCZYK

FOTOS: ROLAND OWSNITZKI, FLORIAN EBENER/REDFERNS



FRISCH GESCHLÜPFT Mike Hadreas alias Perfume Genius

Trumpzwergensex

PERFUME GENIUS
Berlin, Berghain Kantine
★★★★½

Das tollste Bühnenkostüm der laufenden popmusikalischen Saison ließ sich kurz vor Sommerbeginn beim einzigen Deutschlandkonzert von Perfume Genius betrachten. Vor sein frenetisches Publikum in der Berliner Berghain Kantine trat der aus dem Staat Washington stammende Sänger und Songschreiber Mike Hadreas in einem nadelgestreiften Hosenanzug, der ihm bis kurz unter die Brustwarzen reichte. Letztere wiederum wurden wie der gesamte Oberkörper eher nachlässig von einem gestreiften Herrenoberhemd umflattert, das Hadreas während der Show erst langsam über die Schultern und dann ganz vom Leib rutschte. Sein appetitlich ausgemergelter Körper wirkte also, als würde er aus einem sich eben öffnenden Blütenkelch schlüpfen. Passend dazu war die Bühne mit Gummibaum-Imitaten aus Plastik geschmückt und mit einem Landschaftsbild, das wie eine Airbrushversion eines Renaissancegemäldes wirkte.

Seit Ende der Nullerjahre macht Hadreas nun als Perfume Genius Musik. Auf seinen ersten Alben befasste er sich in reduziertem, klaviergetragenem Kammerpopstil meist mit eher unerfreulichen Themen wie sexuellem Missbrauch, Homophobie, Katholizismus und chronischen Erkrankungen des Darms. Sein neues Album, *„No Shape“*, erweitert das Spektrum um schmachtende Liebeslieder und bereichert den musikalischen Minimalismus mit Pathos und Erhabenheit. Im Konzert gibt es jubilierende Powerpopstücke mit schwelgenden Streichern und schwer schunkelnden Bässen zu hören, dazu croont Hadreas leidenschaftlich. Er lässt Lieder über Sehnsucht und Schmerz in schwere Gitarren-Drones münden, schwebt und schreitet dazu mit wedelnden Armen über die Bühne und friert immer wieder urplötzlich in seinen Bewegungen ein wie eine lebende Statue aus dem Theater der deutschen Romantik. Toll!

Wie eine lebende Statue aus der Romantik

Die Lieder auf *„No Shape“* handeln vor allem von der Liebe und von dem Glück, das einem dauerhafte Zweisamkeit schenkt. Mit seinem Freund Alan Wyffels, der in der vierköpfigen Perfume-Genius-Band als Keyboarder wirkt und auch beim Berliner Konzert mit dabei ist, bewohnt Hadreas schon seit einigen Jahren ein Häuschen in der Nähe von Seattle. Das Idyll könnte perfekt sein, wenn die widrigen weltpolitischen Entwicklungen nicht wären: Im Video zur ersten Singleauskopplung, „Slip Away“, muss denn auch ein verliebtes Pärchen in einem Märchenland vor kleinen bösen Donald-Trump-Zwergen fliehen.

Gegen das Böse hilft nur die Liebe: In der zweiten Single, dem im Konzert kurz vor Ende des Hauptteils dargebotenen Schüsselstück des Albums, „Die 4 You“, beschwört Hadreas sie in dramatischster Weise. Der Titel ist dabei auch wörtlich gemeint. Denn seinem Angebeteten will der Sänger nicht nur das Herz schenken, sondern auch seinen gesamten Atem: „Each and every breath I spend/ You are collecting“ – was man einerseits als romantische Metapher betrachten kann wie andererseits als konkreten Verweis auf eine von Hadreas nach eigener Auskunft gern gepflegte sadomasochistische Sexualpraxis, die Asphyxiophilie oder auch Atemkontrolle. Bei dieser wird der eine Sexualpartner vom anderen zur Steigerung des Spaßes und der Erregung gewürgt, geknebelt oder anderweitig am Luftholen gehindert. Einschlägige BDSM-Experten empfehlen diese Technik denn auch nur fortgeschrittenen Fetischliebhabern mit guten Kenntnissen des menschlichen Metabolismus, weil man sonst nach dem Sex auch mal leicht neben einem Leichnam erwacht. Im Video zu „Die 4 You“ sieht man Hadreas im erotischen Kampf mit Schnüren und Tauen, die sich als Strangulationsinstrumente ausdeuten lassen – aber auch als Symbole für seinen chronisch entzündeten Darm, denn Hadreas leidet seit Langem schon an Morbus Crohn.

Im Konzert gibt es zwischen Atem und Darm, zwischen hell zukunftszugewandter Romantik und dunklem todessehnsüchtigen Begehren keinen Widerspruch. Die musikalischen Reverenzen reichen von Kate Bush über Jeff Buckley bis zu Big Star, deren „Kangaroo“ Perfume Genius, darin Buckley folgend, im Zugabenteil covern. Spätestens an dieser Stelle denkt man, so schlau, schön und ergreifend könnte auch der beste Buckley-Erbe des vorletzten Jahrzehnts, Rufus Wainwright, heute klingen, wäre er nicht zwischenzeitig in die Hände des hässlichen Hochkulturbetriebs gefallen. Aber was soll’s, wer braucht Wainwright, wenn er Perfume Genius haben kann? Am Schluss nicht enden wollender Jubel. Im Herbst kehrt Mike Hadreas für eine Tournee durch größere Säle nach Deutschland zurück. **JENS BALZER**

FOTO: ROLAND OWSNITZKI



DER BESONDERE TIPP

LOLLAPALOOZA

09./10.09. BERLIN, Rennbahn Hoppegarten

Für die dritte deutsche Ausgabe des Festivals haben sich die Foo Fighters, Mumford & Sons, The xx, Michael Kiwanuka und viele weitere hochkarätige Künstler angekündigt.
Infos: lollapaloozade.com

A SUMMER'S TALE



Für das musikalische Programm sorgen die Pixies, PJ Harvey, Feist und Franz Ferdinand. Dazu gesellen sich Lesungen, Filmvorführungen und etliche Workshops, die von Yoga und Meditation über Poetry Slam bis zu Holzbearbeitung reichen.

02.–05.08. LUHMÜHLEN, Festivalgelände
Infos: www.asummerstale.de

JASON ISBELL AND THE 400 UNIT



Jason Isbell ist vieles zugleich: Americana-Herold, Grammypreisträger, wilder Mann – und der ehemalige Gitarrist der Drive-By Truckers. Vor allem aber ist er ein begnadeter Songschreiber und Geschichtenerzähler, der in erster Linie auf der Bühne in seinem Element ist.

07.11. HAMBURG, Uebel & Gefährlich
08.11. BERLIN, Columbia Theater
Infos: www.schoneberg.de

QUEENS OF THE STONE AGE



Nach *„Post Pop Depression"*, der kühnen Kollaboration mit Iggy Pop, schwingt Josh Homme auf der Begleittour zum neuen Album *„Villains"* wieder mit seiner wüsten Hauptband das wohl lässigste Tanzbein im Alternative Rock.

09.11. OBERHAUSEN, König-Pilsener-Arena
10.11. MÜNCHEN, Zenith
11.11. BERLIN, Velodrom
15.11. HAMBURG, Sporthalle
Infos: www.livenation.de

THE WAR ON DRUGS



Vor drei Jahren positionierte sich die Band mit dem Roadtrip-Rock von *„Lost In The Dream"* erfolgreich zwischen Shoegazing, Americana und New Wave. Nach der Record-Store-Day-Veröffentlichung der episch-psychedelischen Single „Thinking Of A Place" erscheint nun das neue Album, *„A Deeper Understanding"*.

03.11. KÖLN, E-Werk
20.11. MÜNCHEN, Muffathalle
21.11. HAMBURG, Grosse Freiheit 36
22.11. BERLIN, Tempodrom
Infos: www.schoneberg.de

AIMEE MANN



Unter dem Titel *„Mental Illness"* präsentierte die Sängerin kürzlich ihr erstes Soloalbum seit fünf Jahren. Es ist beinahe die alte Magie: Von überwiegend akustischer Instrumentation getragen evozieren die melancholischen Melodien mitunter Manns berühmte Soundtrack-Arbeit für „Magnolia".

22.10. HAMBURG, Mojo
23.10. BERLIN, Kesselhaus
24.10. KÖLN, Gloria
Infos: www.contrapromotion.com

IAN HUNTER & THE RANT BAND



Sonst tritt er fast nur in seiner englischen Heimat auf, deshalb sind diese Konzerte beinahe eine kleine Sensation. Die Chance, den Mott-The-Hoople-Sänger, David-Bowie-Intimus und langjährigen Wegbegleiter von Mick Ronson hierzulande live zu erleben, sollte man wahrnehmen.

02.10. HAMBURG, Downtown Blues Club
04.10. HANNOVER, Isernhagen Bluesgarage
05.10. DORTMUND, Piano
09.10. BERLIN, Quasimodo
10.10. BONN, Harmonie
12.10. BENSHEIM, Rex
13.10. WINTERBACH, Lehnbachhalle
14.10. CH-BERN, Mühle Hunziken
Infos: www.concertbuero-franken.de

REINHARD KLEIST: NICK CAVE - MERCY ON ME



Nachdem Kleist bereits mit der Johnny-Cash-Graphic-Novel *„Cash – I See A Darkness"* reüssierte, steht diese Lesereise im Zeichen seiner neuesten Comic-Erzählung: *„Nick Cave – Mercy On Me"* widmet sich dem Mythos und Lebenswerk des australischen Sängers und Schwarzmalers.

04.09. HAMBURG, Uebel & Gefährlich
07.09. BERLIN, Haus der Berliner Festspiele / Seitenbühne
13.09. FRANKFURT, Orange Peel
14.09. HAGEN, Die Pelmke
22.09. BERLIN, SO36
25.09. MÜNCHEN, Literaturhaus München
27.09. STUTTGART, Stadtbibliothek Stuttgart
28.09. KÖLN, Blue Shell
16.10. BERLIN, Pfefferberg Theater
Infos: www.carlsen.de

SPARKS



Fünf Jahre nach ihrem letzten Deutschlandbesuch gibt sich das ungleiche Brüderpaar Mael wieder für eine exklusive Berlin-Show die Ehre. Neben Klassikern darf man auch auf neues Material von ihrem Anfang September erscheinenden 25. Studioalbum, *„Hippopotamus"*, gespannt sein.

12.09. BERLIN, Columbia Theater
Infos: www.wizpro.com

OLIVER POLAK



Sein neues, sicherlich polarisierendes Programm trägt den vielsagenden Titel *„Über alles"* und führt den Comedian, diesjährigen Grimme-Preis-Gewinner und Träger des Deutschen Fernsehpreises im Herbst durch die Republik.

04.10. A-WIEN, Rabenhoftheater
05.10. MÜNCHEN, Ampere
06.10. STUTTGART, clubCANN
07.10. CH-ZÜRICH, Kaufleute
10.10. DÜSSELDORF, Zakk
11.10. MÜNSTER, Pension Schmidt
13.10. FRANKFURT/MAIN, Brotfabrik
14.10. KÖLN, Gloria
18.10. DRESDEN, GrooveStation
19.10. LEIPZIG, Naumans im Felsenkeller
20.10. BERLIN, Astra
21.10. HAMBURG, Uebel & Gefährlich
Infos: www.checkyourhead.de

SUN KIL MOON



Mit dem Doppelalbum *„Common As Light And Love Are Red Valleys Of Blood"* und dreihundert anderen Songs treten Sun Kil Moon, der Sänger, Gitarrist und Songschreiber Mark Kozelek also, für zwei Konzerte in Deutschalnd auf. Eloquenter und intensiver als Kozeleks Aufzeichnungen zu Städten und Menschen ist – nichts.

08.11. FRANKFURT, Zoom
12.11. BERLIN, Festsaal Kreuzberg
Infos: www.listencollective.com

GORILLAZ



Die Wiederkehr der von Blur-Sänger Damon Albarn und Comic-Künstler Jamie Hewlett kreierten Cartoonband: Auf ihrem neuen Album, *„Humanz"*, zeigt sich die virtuelle Formation inhaltlich von ihrer humanistischen Seite und musikalisch weiterhin elektronisch aufgeladen.

11.11. MÜNCHEN, Zenith
17.11. BERLIN, Max-Schmeling-Halle
18.11. DÜSSELDORF, Mitsubishi Electric Halle
19.11. HAMBURG, Sporthalle
Infos: www.mct-agentur.com/de

FOTOS: PRESS PICTURE (2), DAVID PRIOR FOR MOSHE GOLDBERG, PRESS PICTURE, MARK ALLAN, CARLSEN VERLAG/WOLF-DIETER TABBERT, FRANK HOENSCH/REDFERNS, ANDREAS NEUMANN, DANNY CLINCH PRESS, TRAVIS SHINN, TIM MOSENFELDER/GETTY IMAGES, GUS STEWART/REDFERNS



SELBSTLOSER VOLKSFÜHRER
Caesar (hinter der Maske: Andy Serkis)

Die mit den Affen tanzen

Der berührendste Blockbuster des Sommers erzählt mit Special Effects von menschlichen Tugenden

Planet der Affen: Survival

Andy Serkis, Woody Harrelson

Regie:Matt Reeves/ Start: 3.8.

★★★★

In den ersten Minuten, als ein Platoon amerikanischer Soldaten schwer bewaffnet und so gut getarnt wie möglich durch einen modrigen Wald schleicht, glaubt man sich in einen Vietnamfilm versetzt. Aber bald ist klar, dass es sich eigentlich um einen Indianerwestern handelt: Die Gegner der Amerikaner gehören zu einer fremden Spezies, die ausgerottet werden soll, weil man sich ihr grundsätzlich überlegen glaubt. Und wie die Indianer wollen die Menschenaffen hier eigentlich nur in Frieden leben und ziehen sich in opferreichem Abwehrkampf zurück, immer tiefer in die Wälder, immer weiter nach Norden, in Fallen gelockt von Verrätern, die wie die Scouts des Western mit der Army gemeinsame Sache machen, und immer wieder aufgerichtet und angetrieben von ihrem hochintelligenten charismatischen Anführer Caesar.

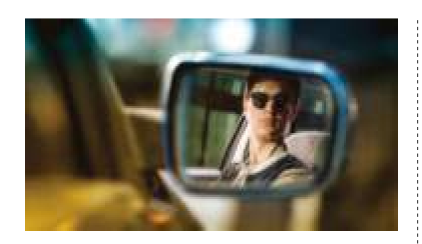
Es ist schon eine anspruchsvolle Übung, sich in eine Horde Tiere zu versetzen, ihnen menschliche Züge anzudichten und in den Menschen das Unmenschliche zu erkennen. Diese Denkübung macht seit je den Reiz der „Planet der Affen"-Filme aus: Darwins Evolutionstheorie trifft Binsenweisheit vom bösen Menschen und dem guten Tier und den naheliegenden Kitsch der Menschenähnlichkeit von Affen. Doch wenn in den 60er-Jahren, als die ersten Filme der Reihe herauskamen, offene Analogien zur schwarzen Bürgerrechtsbewegung und zum Rassismus der US-Gesellschaft gewollt waren, sind diese im Reboot seit 2011 eher unterspielt. Tatsächlich verweist der Film, neben den historischen Parallelen zu Indianern, auf Arbeitssklaven in den Lagern totalitärer Diktaturen.

Denn der eigentliche Kern der Handlung des dritten Teils, „Planet der Affen: Survival", (im Original treffender „War"), bei dem Matt Reeves Regie führte und der auch ohne Kenntnis der ersten beiden Filme problemlos zu verstehen ist, ist Caesars Wunsch, den Tod seiner Frau und seines Sohnes zu rächen. Nachdem er den Affenstamm in vermeintlich sicheres Terrain geschickt hat, verfolgt er mit drei Begleitern die Spur der Mörder. „Lederstrumpf" wie „Apocalypse Now" lassen grüßen. Der von Andy Serkis in grandioser CGI-Maske als weiser, selbstloser Volksführer gespielte Caesar wirkt wie eine Art Affen-Sitting-Bull. Der Kontrahent in diesem Spiel, ebenso ein General Custer wie ein Colonel Kurtz, ist der von Woody Harrelson etwas trashig verkörperte namenlose Colonel, der eine eigene, messianisch-morbide Mission verfolgt, die erst mit der Zeit klar wird. Beide Feinde verbindet ihr Todestrieb. Irgendwann muss Caesar feststellen, dass dieser Colonel seinen kompletten Affenstamm gefangen und zu Arbeitssklaven gemacht hat.

Doch zuvor sind der kleinen Gruppe auf ihrer Reise zwei Gefährten zugewachsen: Bad Ape, ein ehemaliger Zooschimpanse, der fast haarlos und angsterfüllt in einer dunklen Behausung aufgefunden wird – ein niedlicher Affen-Gollum. Und ein verlorenes stummes blondes Mädchen. Anfangs verschüchtert und traumatisiert wie jene Mädchen, die im Hollywoodwestern in die Hände der Indianer fielen, dann jedoch zunehmend Mut fassend, wird sie zum poetischen Motor des Geschehens, weil sie das einzige Menschenwesen ist, das die Grenze zwischen Mensch und Affe überschreitet und irgendwann der Handlung eine entscheidende Wendung gibt. Der Name, den Caesar ihr gibt, Nova, signalisiert, dass anhand dieser menschlichen Affenprinzessin ein neuer Handlungsstrang geknüpft werden könnte.

Novas auch moralischer Übertritt zur anderen Seite wird zur Initialzündung für den Aufstand der Wehrlosen gegen ein totalitäres Regime, gegen hassenswerte Autoritäten. Die Affen leben die Tugenden vor, die die Menschen vergessen haben: Solidarität, Mitleid mit den Schwächsten, Mut und Konsequenz. Was ist Frontier der Menschen, die Grenze, hinter der ihr Menschsein endet: Sprache oder Mitleid? Weil er solche Fragen stellt, sein Publikum erschüttert, irritiert und zu neuen Ufern führt, ist der dritte Teil von „Planet der Affen" der tiefsinnigste, berührendste unter den Blockbustern dieses Sommers.

RÜDIGER SUCHSLAND



Baby Driver

Ansel Elgort, Kevin Spacey

Regie: Edgar Wright/ Start: 27.7.

★★★★

Die Konstellation des Films ist die einer Superheldengeschichte: Der junge Mann (Ansel Elgort) hat als Kind bei einem Autounfall seine Eltern verloren. Er saß auf der Rückbank und hat seit dem tragischen Ereignis nicht nur ein Trauma, sondern auch einen Tinnitus. Das Trauma versucht er zu verarbeiten, indem er sich hinterm Steuer unverletzbar macht, reaktionsschnell durch die Straßen rast und dabei jede Gefahr im Blick hat, so als könnte er der Katastrophe, die sein Leben veränderte, nachträglich noch entkommen. Den Tinnitus blendet er aus, indem er den ganzen Tag mit Kopfhörern rumläuft und Musik hört. Zusammengenommen ergibt das eine Superkraft: Jede Fahrt wird zu einem Tanz, bei dem das Auto und sein Körper zu einer Einheit verschmelzen. Der junge Mann wird nur Baby gerufen, weil er für das, was er tut, einfach irre jung ist: Er fährt Fluchtautos für den Gangsterboss Doc (Kevin Spacey), bei dem er eine Schuld zu begleichen hat. Und während die Schurken im Fond des Wagens sitzen, wird Baby zum Helden.

In „Baby Driver“ erlebt die gute alte Verfolgungsjagd mittels der Kraft der Musik und der neuesten Special Effects ein ungeahntes Comeback. Regisseur Edgar Wright hat schon in „Scott Pilgrim gegen den Rest der Welt“ und „The World's End“ mit gut inszenierter Action Geschichten erzählt, doch die Songs geben den Szenen hier eine zweite narrative Ebene, erzählen aus Babys Unterbewusstsein, während wir ihn durch die Straßenschluchten rasen sehen. Und natürlich erzählen sie auch von der Liebe, und selbstverständlich ist die es auch, in Person der Kellnerin Debora (Lily James), die schließlich alles kompliziert macht. Aus dem Superhelden Baby wird ein verwundbarer Mann, aus dem Actionspektakel ein tragischer Liebesfilm, der eine Geschichte erzählen will, die so groß ist wie die von „Romeo und Julia“ – dafür findet Wright dann zwar keine neue originelle Form mehr, doch „Baby Driver“ ist nichtsdestotrotz ein ziemlich kurzweiliger Spaß mit einem fantastischen Soundtrack.

MAIK BRÜGGEMEYER



Das Gesetz der Familie

Michael Fassbender, Brendan Gleeson

Regie: Adam Smith/ Start: 3.8.

★★★

Der alte Colby Cutler hält die Tradition hoch. „Travel and conquer – Reise und erobere“, so lautet der Leitspruch des Cutler-Clans, der gemeinsam mit ein paar Aussteigern und Abgehängten in diversen Wohnwagen in der Gegend um Gloucestershire in England siedelt. Was sie zum Leben brauchen, stehlen diese Leute bei Raubüberfällen und Einbrüchen, und es macht den Männern viel Vergnügen, mit der Polizei Katz und Maus zu spielen.

In seinem Spielfilmdebüt „Das Gesetz der Familie“ stellt Adam Smith, Regisseur diverser Musikvideos und eines preisgekrönten Konzertfilms über die Chemical Brothers, die Cutlers bei einem ungewöhnlichen Zeitvertreib vor: einer Hasenjagd, bei der das Auto als Waffe dient. Hinter dem Lenkrad sitzt der elfjährige Sohn von Chad Cutler. In der geschlossenen Welt der staatlichen Institutionen, denen Cutler misstraut, insbesondere den Gerichten und Schulen, ist Colbys Wort Gesetz. Das bekommt sein Sohn Chad, selbstverständlich Analphabet, zu spüren, als er ein sesshaftes Leben und Schulbildung für seine beiden Kinder anstrebt. „*Ich* bin deine Familie“, belehrt ihn Cutler mit schneidender Stimme. „Und wenn du das vergisst, zerschmettere ich dir den Schädel!“ Doch Colby droht, schlägt und zündelt nicht nur – er strukturiert auch die Ökonomie der Bande von Clanmitgliedern und Aussteigern und befehligt die Diebesfahrten. Ein Gefängnisaufenthalt gehört bei den Männern quasi zur Biografie.

„Das Gesetz der Familie“ irritiert mit einem nüchternen, fast schon ethnologischen Blick auf die Nichtsesshaften. Jedoch erzeugt der Vater-Sohn-Konflikt, der die Handlung bestimmt, eine aggressive Grundspannung. Man möchte sich schützend vor den vom schmächtigen Michael Fassbender verkörperten Chad stellen, wenn er dem bulligen Brendan Gleeson als Colby gegenübertritt. Hat er eine Chance gegen die Diktatur der Tradition und des übermächtigen Vaters? Und was für ein Vater ist Chad selbst? Das sind die entscheidenden Fragen dieses Films.

ANKE WESTPHAL



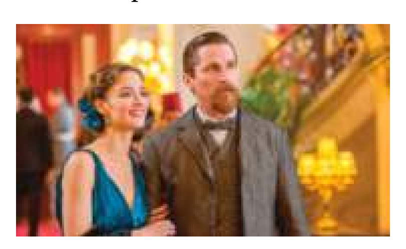
Tigermilch

Flora Li Thiemann, Emily Kusche

Regie: Ute Wieland/ Start: 17.8.

★★★½

Die Konstellation in Stefanie de Velascos Debütroman, „Tigermilch“, klingt wie eine weibliche Variante von Wolfgang Herrndorfs „Tschick“: Nini, eine Deutsche, die von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater vernachlässigt wird, und die gebürtige Irakerin Jameelah sind beste Freundinnen, wohnen in einer Berliner Sozialsiedlung und freuen sich auf die Abenteuer der bevorstehenden Sommerferien. Doch dann bricht die Gegenwart in die Teenagerwelt ein. Der Einbürgerungsantrag von Jameelahs Mutter wird abgelehnt, und die Familie soll zurück in eine Kultur, die ihnen sehr viel fremder ist als die deutsche. Regisseurin Ute Wieland gelingt mit ihren beiden wundervollen Hauptdarstellerinnen Flora Li Thiemann und Emily Kusche eine einfühlsame und charmante Adaption des Romans. **MB**



The Promise

Oscar Isaac, Christian Bale

Regie: Terry George/ Start: 17.8.

★★½

Dem nordirischen Regisseur Terry George gelang es 2004 in „Hotel Ruanda“, den Völkermord in Ostafrika in eine bewegende Filmerzählung einzubetten, ohne ihn zu banalisieren. Etwas Ähnliches versucht er nun auch in „The Promise“. Oscar Isaac spielt den armenischen Apotheker Michael, der 1914 für sein Medizinstudium nach Konstantinopel geht und sich dort in Ana, die Geliebte eines Fotojournalisten, verliebt, die ebenfalls armenische Wurzeln hat. Doch dann bricht der Krieg aus, und die beiden müssen angesichts des drohenden Genozids an den Armeniern um ihre Liebe und ihr Leben kämpfen. „The Promise“ ist opulentes Historienkino im Geiste von David Lean („Lawrence von Arabien“, „Doktor Schiwago“), doch die Tragweite der historischen Tragödie geht in Pathos und Kitsch verloren. **MB**



Helle Nächste

Georg Friedrich, Tristan Göbel

Regie: Thomas Arslan Start: 10.8.

★★

Der Vater hält sich hartnäckig als das Symbol der fehlgeleiteten innerfamiliären Kommunikation. Noch immer wabert das Bild des cholerischen Patriarchen durch die Kunst, der sich in seiner nach Bartwichse, Leder und Zigarren muffelnden Schreibstube verschanzt, vergilbte Bücher wälzt, Freunde aus der Freimaurerloge empfängt und seinen Kindern nur zu Weihnachten halbherzig durchs Haar streicht. Die Vaterfigur hat sich natürlich mittlerweile der Steifheit des Gehrocks entledigt und ist mit Scheidung, Selbstständigkeit und Smartphone fürs neue Millennium aufgefrischt worden. Die Grundzutaten Absenz, Desinteresse und emotionaler Ungeschmeidigkeit sind jedoch geblieben.

Regisseur Thomas Arslan widmet sich in seinem neuen Film „Helle Nächte“ ebenjenen väterlichen Verfehlungen. Michael (Georg Friedrich) reist nach Norwegen, um dort seinen Vater zu beerdigen. Er überredet seinen 14-jährigen Sohn Luis (Tristan Göbel), zu dem er seit Jahren nur sporadisch Kontakt hat, ihn zu begleiten. Und so fährt das Vater-Sohn-Gespann zur Zeit der Sommersonnenwende angespannt schweigend durch die karge Landschaft Norwegens, die nie im Schutz der Dunkelheit verschwindet.

Eigentlich ist Thomas Arslan ein Meister der minimalistischen Erzählung: In „Ferien“ hat er auf Basis des Nichtstuns das soziale Gefüge einer Familie seziert und dabei en passant gesellschaftliche Strukturen aufgezeigt, in „Gold“ hat er Nina Hoss als Goldschürferin Richtung Klondyke River geschickt, wobei der Weg bereits das Ziel war. In „Helle Nächte“ verkommt das entschleunigte Familienporträt aber zu einem faden Roadtrip. Statt differenzierter Stille dominiert hier das stereotype Schweigen, das ebenso schwer auszuhalten ist wie der krampfhafte Versuch des Vaters, mit der gemeinsamen Reise die Versäumnisse der Vergangenheit aufzuholen. Hinzu kommt eine wenig subtile Symbolik. Da kann auch der großartige Georg Friedrich nichts ändern, der auf der diesjährigen Berlinale für diese Rolle als Bester Darsteller ausgezeichnet wurde.

CORNELIS HÄHNEL

JEDES FILMBILD EIN FOTO
Dennis Wilson als Mechaniker

Nichts zu verlieren

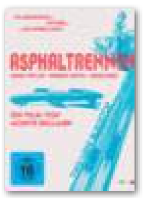
Ein elegisches Roadmovie mit einem Westcoast-Songwriter und einem Beach Boy in den Hauptrollen

Asphaltrennen

James Taylor, Dennis Wilson

Regie: Monte Hellman

★★★★



Der Rock'n'Roll handelt von Autos und Mädchen. Das hat Chuck Berry so festgelegt, und niemand hat ihm je widersprochen. Der Film „Two-Lane Blacktop", der vom deutschen Verleih den rasanten Titel „Asphaltrennen" bekam, handelt von Autos und Mädchen, ist überhaupt nicht rasant, und Rock'n'Roll kommt nur sehr am Rande vor. Zwei der Hauptdarsteller allerdings: der Songwriter James Taylor und der Beach Boy Dennis Wilson, sind Musiker. Regisseur Monte Hellman hat den Film im Spätsommer 1970 nach einer Idee von Will Corry und einem Drehbuch von Rudy Wurlitzer gedreht. Wurlitzer, der später auch das Skript für Peckinpahs „Pat Garrett jagt Billy the Kid" schrieb, entwickelte die Geschichte in einem Motel in Los Angeles, las Automagazine, sprach mit Mechanikern und Autoverrückten im San Fernando Valley.

Seine Figuren haben keine Namen, werden im Abspann einfach „Der Fahrer", „Der Mechaniker", „Das Mädchen" und „GTO" genannt. „GTO" steht für das Auto, das dieser Mann fährt. Autos haben nämlich sehr wohl Namen in diesem Film, der mit Motorenbrummen und einem nächtlichen Rennen auf der Route 66 beginnt. Man sieht aus der Sicht eines unbeteiligten Zuschauers Fahrer, Mechaniker, glänzende Karosserien, man hört Motoren aufheulen – das Rennen selbst sieht man nicht. Der Fahrer (Taylor) und der Mechaniker (Wilson) sind die Piloten eines frisierten 1955er Chevrolet One-Fifty mit leichtem Alu-Aufbau und Fiberglasfenstern. Die beiden verdienen ihr Geld, indem sie Sportwagenfahrer zu Autorennen herausfordern. Während sie in einem Diner haltmachen, steigt ein Mädchen (Laurie Bird) in ihren Wagen. Die beiden wortkargen Männer nehmen es hin und fahren weiter. Es geht quer durchs Land Richtung Osten. „Osten? Osten ist gut, ich war noch nie im Osten", sagt die junge Anhalterin. Der Mechaniker schläft in einem Hotel in Santa Fe mit ihr, während der Fahrer, der in sie verliebt ist, durch die Bars zieht und einen Mann (Drehbuchautor Wurlitzer) trifft, gegen den er kurz zuvor gewonnen hat und dem gerade auch noch die Frau weggelaufen ist.

Immer wieder begegnen die drei auf der Route 66 einem Pontiac GTO. An einer Tankstelle in New Mexico steigt das Mädchen in den GTO, der Fahrer legt eine Kassette mit Kris Kristoffersons „Me And Bobby McGee" ein: „Freedom's just another word for nothin' left to lose", heißt es da. GTO fordert die Chevy-Besatzung schließlich zu einem Rennen heraus. Der Einsatz: die Fahrzeugbriefe; wer als Erster in Washington/DC ist, gewinnt das Auto des anderen. Er ist ein Schwadroneur und Fantast, der immer wieder Anhalter mitnimmt, unter anderem einen homosexuellen Cowboy (Harry Dean Stanton), und ihnen seine jedes Mal neu erfundenen Lebensgeschichten erzählt. Außerdem trinkt er zu viel. Warren Oates spielt ihn mit großer Verve und breitem Grinsen. Dass mit diesem bemitleidenswerten Windei kein ernsthaftes Rennen zu machen ist, wird dem Fahrer und dem Mechaniker sehr bald klar. Die Geschichte zerfällt, und was übrig bleibt, sind die Autos, die Landschaft und diese Typen, die zusammen und doch jeder einsam und für sich auf einem unbestimmten Weg sind.

„Two-Lane Blacktop" ist ein elegisches existenzialistisches Roadmovie, in dem sich so gut wie nichts zu bewegen scheint, und wie in Peter Fondas „Easy Rider" zwei Jahre zuvor bekommt der lakonische Realismus hier einen Dreh ins Surreale. Er inszeniert seine Bilder wie Fotografien, in denen seine Hauptfiguren in Autos oder Räumen gefangen sind, zur Reglosigkeit verdammt. Nicht selten sieht man sie von hinten, ihre Dialoge werden vom Motorengeräusch verschluckt, während das vorbeiziehende Amerika, die vorbeifahrenden Züge, die verlassenen, anonymen Orte an den Highways, die Schilder und Statisten ihnen die Show stehlen. Da spielt es ihm in die Karten, dass das schauspielerische Talent seiner beiden Hauptdarsteller James Taylor und Dennis Wilson eher begrenzt ist. Taylor fühlt sich sichtlich unwohl, was seiner Rolle als verkniffener Freak entgegenkommt. Das wahre Drama scheint sich in seinem Kopf abzuspielen.

Der Film hat auch 50 Jahre nach seiner Entstehung noch nicht all seine Geheimnisse preisgegeben. Und man kann sich immer noch verlieren in den – nun restaurierten – Bildern der DVD- oder Blu-ray-Version von „Asphaltrennen", zudem gibt es Audiokommentare von Regisseur Hellman und Filmhistoriker Mike Siegel sowie zwei Featurettes. *(Koch)*

MAIK BRÜGGEMEYER

FOTO: KOCH FILMS



Back In Time

Regie: Kazuchika Kise

★★★

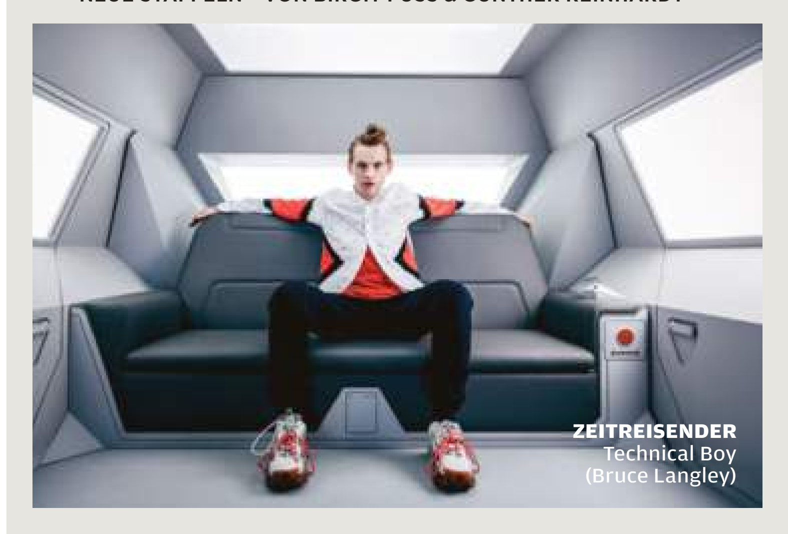
„Zurück in die Zukunft" sei unbestritten der größte Film, der je über eine Zeitreise gedreht wurde, sagt Steven Spielberg gleich zu Beginn von Jason Arons Dokumentation über die Science-Fiction-Komödie von 1985. Er ist nicht ganz unbefangen in seinem Urteil, denn er hat den Film, der noch zwei erfolgreiche, gar nicht so schlechte Sequels abwarf, produziert und ist ein guter Freund der beiden Schöpfer, Bob Gale (Drehbuch) und Robert Zemeckis (Drehbuch und Regie). In „Back In Time" kommen sie neben vielen anderen Beteiligten inklusive der Hauptdarsteller, Michael J. Fox und Christopher Lloyd, noch einmal zu Wort.

Gale berichtet, wie er Anfang der Achtziger das Highschool-Jahrbuch seines Vaters in die Hände bekommen und entdeckt habe, dass dieser Präsident der Abschlussklasse gewesen war, ein Posten, den seiner Erinnerung nach – er hatte später dieselbe Highschool besucht –, nur Trottel bekleideten. Das war der Ausgangspunkt der Geschichte von Marty McFly, der mithilfe einer Zeitmaschine, die der verrückte Wissenschaftler Doc Brown aus einem handelsüblichen Sportwagen der Marke DeLorean gebaut hatte, ins Jahr 1955 reist, auf die Highschool geht und feststellt, dass sein Vater ein Geek und seine Mutter eine Schlampe war.

Michael J. Fox erinnert sich, wie er bei der Premiere des Films in London neben Prinzessin Diana saß und dringend aufs Klo musste, angesichts der Etikette – man darf eine königliche Hoheit nicht berühren, nicht zu ihr sprechen, ohne aufgefordert zu werden, und ihr nicht den Rücken zudrehen – aber keine Möglichkeit dazu sah. „Back In Time" zeigt neben solchen vergnüglichen Anekdoten auch die Auswüchse der Fankultur, stellt Sammler und Experten vor, berichtet sogar mit einigem Pathos, wie der Film Ehen stiftete und Krankheiten heilte. Wissenschaftler und Unternehmer, die fliegende Autos und Hoverboards bauen, preisen die Weitsicht des zweiten Teils der Trilogie von 1989, der unter anderem im Jahr 2015 spielt. Ob es in Zukunft einen vierten Teil der Saga geben werde? „Vier ist so eine langweilige Zahl", sagt Zemeckis. „In der Vier steckt kein Drama." *(Studio Hamburg)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

SERIEN

NEUE STAFFELN – VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

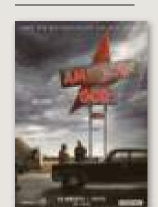


ZEITREISENDER Technical Boy (Bruce Langley)

American Gods – Staffel 1

Rick Whittle, Ian McShane, Emily Browning

★★★★



„Ich werde euch eine Geschichte erzählen", verspricht der Mann an der Nähmaschine zu Beginn der letzten Folge, „eine echt gute Geschichte". Doch seine Zuhörer, ein Gott namens Mr. Wednesday und ein Exknacki namens Shadow Moon, verdrehen die Augen. Wann ist endlich Schluss mit den immer neuen Geschichten, den immer neuen Anfängen, die nirgendwohin zu führen scheinen? Die Serie nach Neil Gaimans Roman liebt es, einen mit ihren mythisch-mystischen Zeitreisen, hitzköpfigen Leprechauns, untoten Ehefrauen und einem Krieg, der zwischen den alten und den neuen Göttern stattfindet, zu überfordern. Sie führt in der vierten und siebten Folge aber auch vor, dass sie nicht nur virtuos, sondern auch konzentriert erzählen kann. „American Gods" ist ein grandioses surreales, postmodernes, fantastisches, brachiales, bizarres, poetisches Serienmonster. *(Studiocanal)* **GR**

The Blacklist – Staffel 4

James Spader, Megan Boone, Susan Blommaert

★★★★

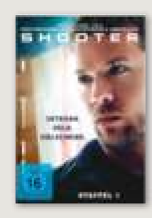


So langsam wurde das ewige Katz-und-Maus-Spiel zwischen dem Schwerverbrecher Raymond Reddington und seiner Vielleicht-Tochter, der FBI-Agentin Elizabeth Keen, etwas zäh, also gibt es in der vierten Staffel eine neue Konstellation: Plötzlich wird Reds engste Vertraute zu seiner ärgsten Feindin, und Susan Blommaert spielt diese Tatortreinigerin namens Mr. Kaplan mit so viel Verbitterung und Zorn, dass einem angst und bange wird – wie einst bei Rosa Klebb in „Liebesgrüße aus Moskau". Dass es für all diese bösen, vor allem aber seelisch beschädigten Leute niemals ein Happy End geben wird, wissen wir längst. *(Sony Pictures)* **BF**

Shooter – Staffel 1

Ryan Phillippe, Omar Epps, Cynthia Addai-Robinson

★



Jäger wird zum Gejagten: Wie oft hatten wir das schon? In „Shooter" ist es ein Scharfschütze, der zum Sündenbock gemacht werden soll und herausfinden muss, wer ihn auf dem Kieker hat. Ryan Phillippe spielt den Marine Bob Lee Swagger (der Name ist so originell wie der Serientitel und eigentlich alles hier). Swagger leidet natürlich auch noch an den Folgen eines Afghanistan-Einsatzes und will im Grunde nur seine Familie beschützen. So viel Amerika in einem stumpfen Plot ist kaum auszuhalten, zumal am Sinn der ganzen Schießerei kaum gezweifelt wird – und Ryan Phillippe leider gar kein Charisma hat. *(Paramount/Universal)* **BF**



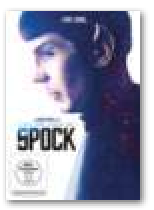
Manchester By The Sea

Casey Affleck, Michelle Williams

Regie: Kenneth Lonergan

★★★★

Viele Jahre stand Casey Affleck im Schatten seines großen Bruders Ben, doch spätestens mit dem Oscar als Bester Hauptdarsteller für „Manchester By The Sea" sollte das familiäre Ungleichgewicht behoben sein. Der jüngere Affleck brilliert in Kenneth Lonergans Film als wortkarger Hauswart, der nach dem Tod seines Bruders seinen 16-jährigen Neffen unter die Fittiche nehmen muss. Lonergan, der sich schon 2002 mit „You Can Count On Me" als Meister des Familiendramas offenbarte, inszeniert das Geschehen in der amerikanischen Küstenstadt ebenso unaufgeregt wie bewegend. Trotz schwerer Schicksalsschläge wird hier nicht das große Pathos ausgekübelt, stattdessen müssen sich hier immer wieder Kummer und Alltag verbinden. Casey Affleck spielt seine Rolle dabei ebenso rau wie charismatisch. *(Universal)* **CORNELIS HÄHNEL**



For The Love of Spock

Regie: Adam Nimoy

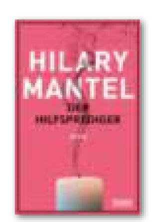
★★★½

Er sei vielleicht nicht der Schnellste, Größte, Stärkste, Beste oder Schlauste, aber eines könne er besser als jeder andere: er selbst sein. So schrieb es der US-Schauspieler Leonard Nimoy in einem Gedicht. Die Tragik liegt natürlich darin, dass er von seinen Fans vor allem dafür geschätzt wird, jemand anders zu sein, ein Alien sogar: der Halbvulkanier Commander Spock aus „Raumschiff Enterprise". Auch diese Dokumentation, die sein Sohn Adam drehte, sollte ursprünglich von dem kühlen Vulkanier handeln. Als Leonard Nimoy allerdings während der Dreharbeiten im Alter von 83 Jahren starb, entschloss Adam Nimoy sich, stattdessen einen persönlicheren Film zu machen, der unter anderem sein nicht immer leichtes Verhältnis zu dem Mann zeigt, der manchmal auch an den freien Wochenenden nicht aus der Rolle seines Lebens herausfand. *(Studio Hamburg)* **MB**

FOTO: STUDIOCANAL

Himmel auf Erden

Glaube hilft nicht: Kleiner, sehr komischer und bitterböser Roman der großen britischen Autorin



Hilary Mantel
Der Hilfsprediger
★★★★

Einmal in ihrem Leben hat Hilary Mantel ein Buch gestohlen. 1970 war das, wie sie dem britischen „Guardian" in einem Interview verriet. Das Buch hatte seit seiner Veröffentlichung 1945 unbeachtet in einem Regal einer Klosterschulbibliothek gelegen. Es handelte sich dabei um eine Zusammenstellung von Antworten auf Fragen, die besorgte Leser in einer Wochenzeitschrift gestellt hatten. Fragen zum rechten Glauben und Leben, kurzum zum Katholizismus. „Sollte eine Frau überhaupt heiraten, wenn sie Kinder nicht mag?"

Außer für die Spitzfindigkeiten zum Thema Sex begeisterte sich die englische Schriftstellerin für die Gewissenskonflikte, in die die Fastengebote so manch einen stürzten. Gelatine ist demnach trotz des tierischen Ursprungs freitags erlaubt, Bratensauce hingegen nicht. Wer sollte da noch durchblicken?

Über viele Fragen der nach Schlupflöchern suchenden irischen Katholiken hat die zweimalige Bookerpreisträgerin herzhaft gelacht, bevor sie später – in Zeiten des Feminismus, von Aids und Missbrauchsskandalen – in Zorn geriet. Und sie zitiert sie wörtlich in ihrem Roman „Fludd" von 1989, der nun unter dem Titel „Der Hilfsprediger" endlich auch auf Deutsch erscheint. Denn solch eine sittenstrenge Erbsenzählerei konnte sich auch die gewiefteste Autorin nicht selbst ausdenken. Der Diebstahl, mit Sicherheit eine Sünde, hatte also sein Gutes.

Der besagte Hilfsprediger, der sich nach historischem Vorbild Fludd nennt, steht in den 50er-Jahren eines Abends vor der Tür des Pfarrhauses von Fetherhoughton, einem fiktiven Kaff im Norden Englands. Starker Tee und Rufmord gehören dort zum geselligen Teil des Abends, während jugendliche Ausbrüche von Lebensfreude als dumme Verschwendung gelten, wartet doch auf alle ohnehin nur die Mühle von Ehe und Weberei. Die hiesigen Nonnen wiederum wetteifern darum, wer kleine Kinder am heftigsten mit dem Stock verprügeln kann.



EINMALIGE BÜCHERDIEBIN
Hilary Mantel

Vater Angwin jedenfalls macht sich keinerlei Illusionen über seine Schäfchen. „Die Leute hier sind keine Christen. Hier gibt's nur Heiden und Katholiken", sagt er.

Die Ankunft des Fremden jedoch kann ihm nicht recht sein. Er ist längst vom Glauben abgefallen und vermutet in dem Vikar seinen designierten Nachfolger als Gemeindepriester, den Teufel persönlich oder zumindest einen Spion des sich lästig modern gerierenden Bischofs. Der hat es sich zum Beispiel in den Kopf gesetzt, die heilige Messe in der Landessprache halten zu lassen, was Vater Angwin selbstverständlich rundheraus ablehnt – wäre ja noch schöner, wenn die Leute verstehen, was in der Kirche gepredigt wird!

Doch mit Fludds Erscheinen beginnen sich die Dinge zu wandeln. Nicht nur Vater Angwin erliegt schließlich seinem Charme, sondern auch seine Haushälterin, Miss Dempsey. Die Nonne Philomena, die unter der Knute von Mutter Perpetua steht, scheint gar ein Auge auf Fludd geworfen zu haben. Ein anderes Leben, eine andere Zukunft ist für sie plötzlich wieder vorstellbar. Sie ist es auch, die Vater Angwin im Beichtstuhl mit ausgeklügelten Fragen konfrontiert. Etwa nach dem Ort, an dem ein Arzt, der seit seinem Studium in einem protestantischen Land im Besitz menschlicher Knochen ist, diese mutmaßlich wohl protestantischen Knochen denn begraben soll.

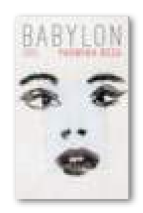
Allein Mutter Perpetua, eine Tyrannin durch und durch, lässt sich von Fludd nicht um den Finger wickeln. Den Kindern bläut sie mit bösartiger Selbstverständlichkeit ein: „Wir haben nichts dagegen, dass die Protestanten Gott auf ihre eigene Weise anbeten. Aber wir Katholiken ziehen es vor, es auf Seine Weise zu tun." Dass die 15-jährigen Jungen in Fetherhoughton Skiffle-Bands imitieren, ist für sie ein strafbares Vergehen.

Hilary Mantel, die für ihre historischen Romane über Leben und Wirken Thomas Cromwells („Wölfe" und „Falken") zu Recht gefeiert wurde, zeichnet ein ebenso bitterböses wie komisches Porträt der römisch-katholischen Kirche im England der Fünfziger. Dafür braucht sie gerade mal 200 Seiten. Ihr sarkastischer Stil ist so zurückhaltend wie konsequent. Es geht um Liebe und Freiheit, um Hochstapelei, Unterdrückung und Besitzstandswahrung in moralischen Fragen. In „Der Hilfsprediger" geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde, die im Sinne des Philosophen und Mediziners Robert Fludd ein alchemistisches Denken erfordern, um sie auch nur annähernd verstehen zu können: „ein winziges Sich-Verschieben von Materie, als hätte sich exakt in dem Moment, als der Vikar sprach, etwas verändert, nicht genug, um sich beschreiben zu lassen, aber in seiner Wirkung bis in alle Ewigkeit nachhallend". Dass am Ende, zum Showdown zwischen Gut und Böse, eine der Figuren spontan in Flammen aufgeht, ist in diesem Rahmen denn auch nur folgerichtig.

Im Kern geht es Mantel darum, die Bedingungen und Zumutungen des Glaubens bloßzulegen, aber auch die Möglichkeiten des Wandels und der Verwandlung erfahrbar zu machen. „Jede Leidenschaft muss seziert, jede Laune in den Mörser gegeben, jedes Verlangen zermahlen werden, bis die Essenz zum Vorschein kommt. Nach der Trennung, dem Austrocknen, dem Befeuchten, dem Auflösen, dem Gerinnen, dem Vergären kommt die Reinigung, die Wiederverbindung: die Schaffung von Substanzen, die diese Welt noch nie gesehen hat." Gut möglich, dass sich in diesem Verfahren die Poetik der Hilary Mantel offenbart – oder die Aufgabe der Literatur schlechthin. Mantels Schreiben verfällt man nur zu gern. *(DuMont, 23 Euro)*

ALEXANDER BEHRMANN

ILLUSTRATION: FRIEDERIKE JOHN



Yasmina Reza

Babylon

★★★½

Als Yasmina Rezas Romandebüt, „Eine Verzweiflung“, eine atemlose, giftig-komische Suada eines alten Mannes, erstmals auf Deutsch erschien, war es natürlich naheliegend, dass der Verlag es mit den Worten „ein Meisterwerk vom Niveau eines Thomas Bernhard“ bewarb. Aber hätte sich der österreichische Lästervirtuose wirklich solch nichtiger Dingen wie der Haarpracht eines Geschäftsmannes namens Donald Trump angenommen? (Ende der 90er-Jahre hatte so etwas ja nicht einmal weltpolitische Relevanz.)

Bei Reza hieß es: „Eine Frisur wie eine umgestülpte Muschel, die vom Hinterkopf in einem Winkel von hundertzehn Grad ausgeht, um eine wahrscheinlich kahle Stelle zu überdecken, und auf der Stirn als Fransenrolle endet.“ Das war schon komisch, aber auf eine für Reza bezeichnende Art, die auch ihre Welterfolge im Theater wie „Kunst“ oder „Der Gott des Gemetzels“ so einzigartig macht. Dramaturgisch gesellt sich zu ihrem Humor immer dieser besondere Reza-Moment, die plötzliche – wenngleich erwartbare – Eskalation, mit der an der bildungsbürgerlichen Fassade ihrer Protagonisten gerüttelt wird. In ihrem neuen Werk, „Babylon“, werden wir davon bereits auf dem Buchumschlag in Kenntnis gesetzt.

Nach einer mehr oder minder rauschenden Frühlingsparty, die die 62-jährige Icherzählerin Elizabeth ausgerichtet hat, klingelt des Nachts der befreundete Nachbar Jean-Lino wieder an der Tür und erzählt, dass er gerade seine Frau, Lydie, erwürgt habe. Anlass für das Verbrechen war ein vermeintlich banaler Streit, der im Folgenden dazu dient, die Frage aufzuwerfen, was Heimat bedeute.

Der Romantitel spielt ja bereits auf den berühmten Psalm an, der die Sehnsucht des jüdischen Volkes nach der Heimat im Exil beschreibt: „An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ Für Reza dient Babylon in diesem Roman als Metapher für eine verlorene Welt. „Unser wirkliches Zuhause liegt in uns selbst“, sagte sie mal in einem Interview und fügte hinzu, auch die eigene Jugend sei „ein unzugängliches Land“.

Vor allem von dieser Unwiederbringlichkeit handelt dieser kammerspielartige Roman. Und weil man ab einem gewissen Alter ebenfalls an dieser Sehnsucht leidet, empfindet man als Leser eine seltsame Sympathie für die Personen, die versuchen, das Verbrechen zu vertuschen und die Leiche „unter dem Poster von Nina Simone“ verschwinden zu lassen. Elizabeth zögert nicht, ihrem Freund Jean-Lino dabei zu helfen. Denn auch der große Thomas Bernhard wusste schon: „Wir sind niemals einsam, aber immer allein.“ *(Hanser, 22 Euro)*

PHILIPP HAIBACH



Alfred Goubran

Herz

★★★★½

Die dunkle Welt des österreichischen Schriftstellers Alfred Goubran ist von Außenseitern und Ausgestoßenen bevölkert, die sich von der Gesellschaft abgesondert haben oder von ihr ausgeschlossen wurden. Nur logisch, dass sein neuestes Werk, „Herz“ (kein Roman, sondern „Eine Verfassung“), in einer geschlossenen Anstalt spielt. Hier wurde der Theaterdisponent Muschg nach einem Zusammenbruch eingewiesen, und der erkennt in Thomas-Bernhardscher Manier Parallelen zwischen den beiden Anstalten: der des Theaters und der der Psychiatrie. Doch er schlägt seinen Bogen noch weiter, geht mit dem „Zeitalter des Irrsinns“ ins Gericht, in dem jeder funktionieren muss und das keinen Platz bietet für den Teil des menschlichen Geistes, in dem das Irrationale, die Träume und die Poesie zu Hause sind. Allmählich wird klar, dass es eine gescheiterte Theater- und somit nach der Logik des Weltverbesserers Muschg eine Gesellschaftsvision war, die ihn schließlich in die Geschlossene gebracht hat. „Herz“ ist eine große existenzialistische Suada, ein philosophisches Kammerspiel, große Literatur. *(Braumüller, 20 Euro)*

MAIK BRÜGGEMEYER



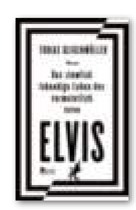
Stefanie Sargnagel

Statusmeldungen

★★★★

„Ich bin jetzt selbstständige Künstlerin, das ist so ähnlich wie arbeitslos.“ In ihrem neuen Werk, „Statusmeldungen“, kann die inzwischen zur Kultautorin avancierte Wienerin Stefanie Sargnagel sich mit Fug und Recht als freie Schriftstellerin bezeichnen. Doch von Anerkennung allein kann man sich bekanntlich noch nichts kaufen. Sei’s drum, wer heute (vor allem aus dem Kosmos der Geistes- und Medienwissenschaften) in den Arbeitsmarkt strebt, muss Idealist oder Zweckoptimist sein. Es bleibt angesichts einer tristen Wirklichkeit nur die große Dekadenz: Trinken, Feiern, Nebenjobs, hier und da ein „Rumgemache“ und dazwischen philosophische Diskussionen über Fleischessen und Liebe. Indem uns die 1986 geborene Autorin mithilfe pointiertester Notate durch ihren Alltag führt, entwirft sie zugleich eine überzeugende Sozialstudie. Mit Witz und Melancholie trifft sie den Blues einer ganzen Generation von Schatzsuchern und Träumern, von Jobvagabunden und Freigeistern. „Wenn ich traurig bin, esse ich einfach ganz viele Sachen“, so ihr Ich. Wir raten in solchen Fällen schlichtweg zu diesem wertvollen Buch. *(Rowohlt, 19,95 Euro)*

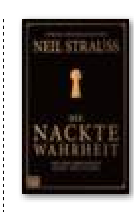
BJÖRN HAYER



Tobias Geigenmüller
Das ziemlich lebendige Leben des vermeintlich toten Elvis
★★



Entlang dem Treppenwitz von Elvis' Nachleben erzählt Tobias Geigenmüller – laut launigem Klappentext „ein 23-jähriger Balletttänzer aus Turkmenistan", tatsächlich aber verrückter: „Konzeptioner aus Berlin" – ausgedachte Schnurren über Elvis als Double-Vermittler, vermengt mit den allfälligen Ankedoten über den Holländer Tom Parker, der Spatzen gelb anmalte und als Kanarienvögel verkaufte, Sandwiches, Karate und Flugzeuge. Michael Jackson und Lisa Marie treten auf, Elvis verbündet sich mit The Notorious B.I.G., gibt Günter Schabowski den Zettel, auf dem die Grenzöffnung steht, und David Hasselhoff ist nicht zu täuschen: „Weißt du, es gibt nicht sonderlich viele Menschen auf dieser Welt, die kein Ketchup mögen und zugleich eine Schokoladenallergie haben. Ich für meinen Teil kannte bisher nur einen: Elvis Presley." Ist von unbedingt gewollter Lustigkeit. *(Rowohlt Berlin, 16,99 Euro)* **ARNE WILLANDER**



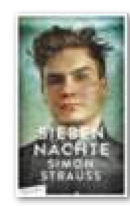
Neill Strauss
Die nackte Wahrheit
★★★

Ausgerechnet Neil Strauss, der den Titeln seiner Bestseller „Die perfekte Masche. Bekenntnisse eines Aufreißers" und „Der Aufreißer. So kriegt Mann jede Frau rum" nach zu urteilen von Eroberung zu Eroberung eilt, will plötzlich eine richtige Beziehung führen, seiner Freundin Ingrid treu sein und monogam leben. Dafür geht er erst mal in eine Entziehungskur, denn er glaubt, sexsüchtig zu sein. Doch das hält er nicht lange durch, und so sucht er jenseits der Klinik nach seinem Glück, versucht es mit freier Liebe, verliert bei einer Hollywood-Orgie das Bewusstsein, spricht mit Soziologen, Historikern und Psychologen und kommt an seinem Hochzeitstag schließlich zu dem Schluss, jede Form von Beziehung könne die richtige sein, solange man voll und ganz hinter ihr stehe. Zu dieser Erkenntnis wäre man auch noch selbst gekommen. Aber der Weg ist das Ziel. Und der Weg ist mitunter sehr unterhaltsam. *(Heyne, 16,99 Euro)* **MAIK BRÜGGEMEYER**



Theresia Enzensberger
Blaupause
★★★½

Die Berlinerin Luise Schilling kommt in den frühen 20er-Jahren für ein Architekturstudium an die neue Kunstschule in Weimar, die sich Bauhaus nennt. Schnell gerät sie in den Bann der Gruppe um den Schweizer Theoretiker Johannes Itten und ist in diesem Kreis die Einzige, die sich für zeitpolitische Themen interessiert. Sie beginnt eine Liaison mit dem schönen, flatterhaften Jakob, bricht aber bald mit ihm und den Itten-Anhängern. Nach einer dreijährigen Haushaltslehre und dem Tod ihres Vaters beginnt für Luise 1926 ein Neuanfang am neuen Bauhaus-Standort, Dessau. Mittellos und mit neuem Freund stürzt sie sich auf ihre architektonischen Ideen und Pläne. In ihrem Debütroman porträtiert die Journalistin Theresia Enzensberger mit einem scharfen Blick für die Details und in temporeicher und schwärmerischer Art eine mutige und idealistische Künstlerin. Ein Plädoyer für Emanzipation und Freiheit. *(Hanser, 22 Euro)* **GÉRARD OTREMBA**



Simon Strauss
Sieben Nächte
★★★★

Angst ist es, die Simon Strauss' jungen Erzähler S. einen Pakt eingehen lässt, der es in sich hat. Sieben Nächte in Folge wird er eine der sieben Todsünden begehen, um „dem Ende des freien Lebens" zu entgehen, der Festanstellung, der Familiengründung, dem bürgerlichen Lebenslauf. Zur Abmachung mit seinem Freund M. gehört auch, diese sieben Nächte auf je sieben Seiten festzuhalten. „Sieben Nächte" ist das Protokoll dieses Ausbruchs vor dem „Übergang". Es ist ein kraftvolles Pamphlet, in dem der Erzähler noch einmal gegen die unvermeidliche Zukunft aufbegehrt und gegen eine Generation anschreibt, der Feuer, Mut und Überzeugung fehlen, noch einmal alles ganz anders machen zu wollen. Der Text ist wie die Mission seines Erzählers: hemmungslos geradeaus, ohne Netz und doppelten Boden. Nicht jedes Bild stimmt, aber die Lektüre dieser kleinen, leidenschaftlichen Kampfschrift gegen die Resignation belebt. *(Blumenbar, 16 Euro)* **THOMAS HUMMITZSCH**

MUSIK ZUM LESEN

Paul McCartney *Philip Norman* ★★½



Der britische Autor Philip Norman schrieb 1981 die Bandbiografie „Shout! The True Story of the Beatles", eine Art Standardwerk, das allerdings nicht ohne die damals üblichen Vorurteile auskam. John Lennon war gerade ermordet worden und stand schon kurz vor der Heiligsprechung, Norman sah in ihm „drei Viertel der Beatles", die anderen drei waren ihm nur Randfiguren, Paul McCartney nicht mehr als ein großer Manipulator. Als Norman sich 20 Jahre später an eine große Lennon-Biografie machte, wunderte er sich, wie bereitwillig und großzügig McCartney, obwohl dieser „Shout!" kannte (und es „Shite!" nannte), ihm Auskunft gab.

Seine große, nun in deutscher Übersetzung von Conny Lösch erschienene McCartney-Biografie ist wohl eine Art Wiedergutmachung. Aber Norman kann nicht verbergen, dass er mit der Kunst seines Gegenstands nicht viel anzufangen vermag und sich auch nicht sonderlich dafür interessiert. Die Vorgeschichte und den soziokulturellen Kontext der Beatles-Revolution stellt er ziemlich eindrücklich dar (darin hat er nach zwei Büchern zum Thema auch Übung, etwas Neues fällt ihm dazu allerdings nicht mehr ein), McCartneys Songwriting und Bassspiel werden eher beiläufig abgehandelt. Die Schilderungen der Wings- und Solojahre kommen sogar weitgehend ohne Bezüge zu Songs und Alben, ihrer Entstehung und Motivation aus, zu manchen Alben gibt es gerade mal einen Absatz zu lesen, andere werden nur kurz erwähnt und dann gleich wieder vergessen. Norman interessiert sich eher für Gossip, vor allem für die gescheiterte Ehe mit Heather Mills, die er hier Seite um Seite auswalzt. Nach den insgesamt knapp tausend Seiten dieser Biografie hat man nicht das Gefühl, dem Künstler einen entscheidenden Schritt näher gekommen zu sein. *(Piper, 32 Euro)*

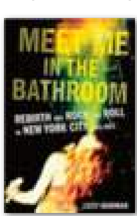
MAIK BRÜGGEMEYER

100 Jahre Jazz. Die größten Stars *Philippe Margotin*
★★★½



Dieses Coffeetable-Buch stellt 63 stilprägende Jazzmusiker von Louis Armstrong bis Esbjörn Svensson in schön bebilderten Kurzporträts vor. Jeder Musiker bekommt drei Doppelseiten, am Ende gibt es ein kleines Glossar und Anspieltipps. Es liegt in der Natur dieses Formats, dass die Beschreibungen nicht in die Tiefe gehen. Die Musik bleibt in den biografischen Skizzen zweitrangig. Zum Blättern und Entdecken ist dieser für Einsteiger oder Gelegenheitshörer gedachte Band aber wunderbar. Jazzkenner können sich allenfalls an den großformatigen Fotografien erfreuen. *(Delius Klasen, 59,90 Euro)* **JAN JEKAL**

Meet Me In The Bathroom: Rebirth And Rock And Roll In New York City 2001–2011
Lizzy Goodman ★★★★



Überfällige Oral History mit jenen Bands, die Anfang des Jahrtausends in New York neuen Wind in die Rockmusik brachten: The Strokes, Interpol, Vampire Weekend, Yeah Yeah Yeahs ... Schwer haltbar scheint allerdings Goodmans These, dass die kämpferische Szene als Reaktion auf 9/11 entstanden sei; Napster und Myspace aber waren für die Verbreitung sicher hilfreich. „Die Strokes waren eine einzige Verleugnung der Neunziger", sagt Moby. „Für diese Bands hat es das Jahrzehnt nie gegeben." Lustig der boulevardeske Sturm, der in Amerika nach Erscheinen des Buchs entfacht wurde. Ryan Adams: „*Ich* soll Albert Hammond jun. mit Drogen versorgt haben?" *(Dey Street Books, ca. 20 Euro)* **SASSAN NIASSERI**

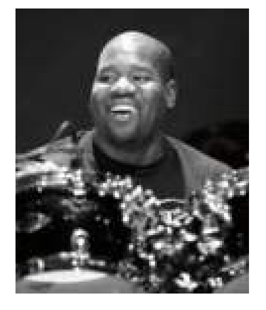


Gunter Gabriel

Er brauchte immer mehr Geld, und er brauchte immer mehr Liebe. Günter Caspelherr, geboren in Bünde in Westfalen, wuchs bei seinem Vater auf; seine Mutter war gestorben, als er vier Jahre alt war. Er fürchtete den Alten, wurde geschlagen, war selbst ein Haudrauf, lernte Gitarrespielen, brach die Schule ab, machte Aushilfsarbeiten, wurde Promoter bei einer Plattenfirma, schrieb Songs.

Das erste Lied, das er verkaufte, sang Rex Gildo. Günter Caspelherr nannte sich jetzt Gunter Gabriel. Sein erster Hit war „Er ist ein Kerl (Der 30-Tonner Diesel)". 1973 erschien sein erstes Album, *„Gesucht"*, die Anverwandlung an Johnny Cash. Jeder Mensch in Deutschland kannte 1974 „Hey Boss, ich brauch' mehr Geld". Wencke Myhre, Frank Zander und Juliane Werding sangen Gabriels Lieder, er hatte alles drauf.Gabriel wurde Millionär, er war Stammgast in Dieter Thomas Hecks „Hitparade" und der Wildeste unter den Schlagerfuzzis, die in Berliner Diskotheken durchdrehten (und Platten legte er auch auf), er brachte jedes Jahr mindestens ein Album heraus, versoff, verzockte und verhurte sein Geld, ging pleite, rappelte sich wieder auf, heiratete viermal, schrieb seine Autobiografie, ging wieder pleite. Er trat dann überall auf, wo man ihm ein Honorar von 1.000 Mark zahlte – und Essen und Trinken gab es dazu. So reiste er ein Jahr lang durch das Land.

In Hendersonville/Tennessee besuchte er in den 80er-Jahren Johnny und June Carter Cash, er saß mit ihnen beim Tischgebet, und die Cashs wussten nun, dass es Country Music in Deutschland gab. Gunter Gabriel war die deutsche Country Music. Vor sechs Jahren spielte er in einem Musical in Berlin seinen Helden. In den letzten zwei Jahrzehnten wohnte er auf einem Hausboot im Hamburger Hafen. Noch immer nahm er Platten auf, hielt sich in den Medien und erzählte die lustigsten Anekdoten der Welt. Gunter Gabriel war unschlagbar. Am 22. Juni, kurz nach seinem 75. Geburtstag, ist er gestorben. Er ist eine Treppe hinuntergestürzt. **AW**



John Blackwell

Bereits mit drei Jahren übte John Blackwell jun. am Schlagzeug seines Vaters, John Blackwell sen., der unter anderem für The Drifters spielte. In der Highschool trommelte er in verschiedenen Jazz- und Marching Bands. Später zog er von South Carolina nach Boston, wo er am renommierten Berklee College of Music studierte. 1995 stieg er bei der New Yorker Funk-Band Cameo ein, 1998 versuchte er sein Glück in Los Angeles und fand ein Engagement bei Patti LaBelle. Ende der Neunziger traf er Prince, der ihn 2000 in seine Band The New Power Generation holte, in der Blackwell mit kurzen Unterbrechungen über zwölf Jahre spielte. Am 4. Juli gab seine Ehefrau bekannt, dass er an den Folgen eines Gehirntumors verstorben sei. Er wurde 43 Jahre alt.



Chris Roberts

Die Geschichte des Christian Klusacek ist ein Nachkriegsschicksal: Als Sohn einer deutschen Mutter und eines serbischen Vaters wurde er 1944 in München geboren, er besuchte kurz das Polytechnikum, wurde Schlagzeuger der Beatband Blue Rockets und 1966 von Hans Bertram entdeckt. 1968 hatte er – unter dem Namen Chris Robert – mit „Wenn du mal einsam bist" den ersten Hit. Fortan hieß er Chris Roberts. 1972 landete er fünf Hits, darunter „Ich bin verliebt in die Liebe", und 1974 war er der Schlagerkönig mit „Du kannst nicht immer 17 sein", einem der erhebendsten Stücke, die einen womöglich (für den Sänger) traurigen Sachverhalt beschreiben. Bis in die 80er-Jahre zehrte Roberts von dem Triumph. Am 2. Juli starb er in Berlin.

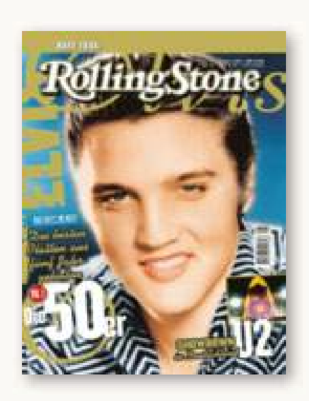


Geri Allen

Aufgewachsen in Detroit/Michigan entdeckte die 1957 geborene Geri Allen schon früh ihre Leidenschaft für Jazz. Inspiriert von Herbie Hancock, Alice Coltrane, Hank Jones, Cecil Taylor und Thelonious Monk fand sie schnell zu einer eigenen musikalischen Sprache auf dem Klavier, die das lyrische wie das experimentell-expressive Spiel gleichermaßen beinhaltete. Zudem arbeitete sie auch mit anderen Jazzgrößen zusammen, darunter Ornette Coleman, Dave Holland und Jack DeJohnette. Ihr Debütalbum, *„The Printmakers"*, und *„Etudes"* mit Charlie Haden und Paul Motian setzten in den 80er-Jahren neue Maßstäbe und gaben dem Jazz frische Impulse. Allen starb am 27. Juni in Philadelphia im Alter von 60 Jahren an Krebs.

FOTOS: PETER BISCHOFF/GETTY IMAGES, ANTHONY BARBOZA/GETTY IMAGES, PETER BISCHOFF/GETTY IMAGES, GABRIEL OLSEN/FILMMAGIC

DAS ARCHIV REWIND



LÄCHERLICHE PERVERSION

Wie sich die Zeiten ändern: Vor 20 Jahren war Elvis auf dem Cover des ROLLING STONE! Damals aber als Repräsentant der 50er-Jahre, nicht als alleiniger Held. Die längst kanonisierten Alben der Gründerzeit wurden ein weiteres Mal vorgestellt. Ebenfalls in der Ausgabe: eine Reportage über U2 auf „PopMart"-Tournee. Bono sagt: „Die Bühne ist ästhetische Perfektion – und gleichzeitig eine lächerliche Perversion." Sie haben einen DJ mit auf Tour, der die europäische Clubkultur in amerikanische Stadien übertragen soll. Komischerweise klappt das nicht ganz. Immerhin: „Ein paar Kids klatschen mit." Bono sagt, dass er in Dublin „oft am Abtanzen" sei, aber auf Tournee fehle ihm die Zeit. The Edge wirft ein, dass die Vorstellung, man dürfe mit 35 nicht mehr in die Disco gehen „wieder ein Problem der Weißen" sei.

Vor 20 Jahren

Die Autoren-Charts 8/97

1. **TINDERSTICKS** „Curtains"
2. **RADIOHEAD** „OK Computer"
3. **JOHN FOGERTY** „Blue Moon Swamp"
4. **THE JAYHAWKS** „Sound Of Lies"
5. **CHUCK PROPHET** „Homemade Blood"
6. **WU-TANG CLAN** „Wu-Tang Forever"
7. **PREFAB SPROUT** „Andromeda Heights"
8. **TOWNES VAN ZANDT** „Highway Kind"
9. **THE WANNADIES** „Bagsy Me"
10. **MORRISSEY** „Maladjusted"

Entdecken Sie 40 Jahre Musikgeschichte, über 1.000 digitalisierte Ausgaben und mehr als 100.000 Artikel als E-Magazin zum Blättern.

www.rollingstone.de/das-archiv

AUTOREN



1. **JEFF TWEEDY** „Together At Last" (15)
2. **LORDE** „Melodrama" (-)
3. **RANDY NEWMAN** „Dark Matter" (-)
4. **RON SEXSMITH** „The Last Rider" (1)
5. **FLEET FOXES** „Crack-Up" (6)
6. **MARIKA HACKMAN** „I'm Not Your Man" (-)
7. **FEIST** „Pleasure" (5)
8. **BONNIE „PRINCE" BILLY** „Best Troubador" (8)
9. **KENDRICK LAMAR** „Damn" (3)
10. **PERFUME GENIUS** „No Shape" (7)
11. **MARK KOZELEK WITH SEAN YEATON** „Yellow Kitchen" (-)
12. **JASON ISBELL** „The Nashville Sound" (10)
13. **SHELBY LYNNE & ALLISON MOORER** „Not Dark Yet" (-)
14. **STEPHAN SULKE** „Liebe ist nichts für Anfänger" (-)
15. **JESU & SUN KIL MOON** „30 Seconds To The Decline Of Planet Earth" (-)
16. **(SANDY) ALEX G** „Rocket" (-)
17. **ARCADE FIRE** „Everything Now" (-)
18. **BUCKINGHAM/McVIE** „Buckingham/McVie" (11)
19. **ANDREAS DORAU** „Die Liebe und der Ärger der Anderen" (-)
20. **THE WAR ON DRUGS** „A Better Understanding" (-)

LESER



1. **LEONARD COHEN** „You Want It Darker" (2)
2. **FLEET FOXES** „Crack-Up" (-)
3. **AIMEE MANN** „Mental Illness" (3)
4. **RAY DAVIES** „Americana" (1)
5. **AGNES OBEL** „Citizen Of Glass" (6)
6. **FEIST** „Pleasure" (4)
7. **BLUES PILLS** „Lady In Gold" (20)
8. **RON SEXSMITH** „The Last Rider" (12)
9. **MICHAEL CHAPMAN** „50" (13)
10. **CONOR OBERST** „Salutations" (5)
11. **JULIA HOLTER** „Have You In My Wilderness" (18)
12. **SPOON** „Hot Thoughts" (14)
13. **DEPECHE MODE** „Spirit" (8)
14. **NORAH JONES** „Day Breaks" (-)
15. **CHRISTIANE RÖSINGER** „Lieder ohne Leiden" (-)
16. **DRANGSAL** „Harieschaim" (-)
17. **BUCKINGHAM/McVIE** „Buckingham/McVie" (-)
18. **RADIOHEAD** „A Moon Shaped Pool" (15)
19. **SOLANGE** „A Seat At The Table" (-)
20. **BETH DITTO** „Fake Sugar" (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN



Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre persönlichen Favoriten gegenüber und senden Sie uns bis zum 2. August 2017 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen gibt es eines von fünf Exemplaren des neuen Albums von Jeff Tweedy, *„Together At Last"*. Viel Glück!



MASH UND MARSCH Imagine Dragons

TOP-TEN-CLUB

Geisterhaft

Wikingerchöre mit Breakbeats: Der unheimliche Erfolg der populistischen Brecher von Imagine Dragons

HIER IST EIN POPKULTURELLES PHÄnomen zu verkünden: Der amerikanischen Band Imagine Dragons ist gelungen, was für gewöhnlich nur Lichtgestalten wie Adele und Ed Sheeran schaffen: Mit ihrem Song „Thunder" war das Quartett auf Platz 3 der deutschen Singles-Charts, während ihr Album *„Evolve"* die Top Drei des Album-Rankings knacken konnte. Seit sie mit „Radioactive" den zappeligen Soundtrailer zum Multiformatspektakel „Assassin's Creed III" (Computer- und Smartphone-Game, Film, Fernsehen) lieferten, sind sie aus dem Mainstreamuniversum nicht mehr wegzudenken. 2008 von Dan Reynolds und Trommler Andrew Tolman gegründet, standen Imagine Dragons ein paar Jahre später bereits mit Taylor Swift auf der Bühne. Legendär die Fotos, auf denen Reynolds neben Swift in einem glitzerweißen Hotpants-Strampelanzug den schüchternen jungen Mann gibt.

Wobei wir bei der musikalischen Analyse dieses Phänomens wären: Genauso wenig wie Taylor Swift heute noch etwas mit Country Music am Stetson hat, fallen die Imagine Dragons in die Kategorie „Independent", die Wikipedia ihnen lustigerweise zuordnet. Die Band aus Nevada macht moderne Zappelphilipp-Musik, ein Mash-up aus vier bis fünf Gattungen. Sie legen zumeist ein schnelles Marschtempo vor, verquicken Wikingerchöre mit rasanten Breakbeats, manchmal trommelt gar eine Sammlung von Schlaginstrumenten aus der Weltmusik dazu. In ihren Videos geben sie sich geheimnisvoll, während gemorphte Geistergestalten in Großstadtschluchten verschwinden. Sie sind topmodern und absolut heutig. Modemäßig bleiben sie zwar weit hinter Taylor Swift zurück – aber schick aussehen wollen die knuffigen Jungs in Schwarz wahrscheinlich auch gar nicht.

RALF NIEMCZYK

FOTO: ELIOT LEE HAZEL

Die nächste Ausgabe erscheint am 31. August 2017.





STEVEN WILSON

TO THE BONE

18.08.2017
CD / 2LP / DELUXE LP / BLU RAY / DIGITAL

12.02.2018 FRANKFURT - ALTE OPER
13.02.2018 RAVENSBURG - OBERSCHWABENHALLE
15.02.2018 BERLIN - ADMIRALSPALAST / 20.02.2018 HAMBURG - MEHR! THEATER
05.03.2018 ESSEN - COLOSSEUM

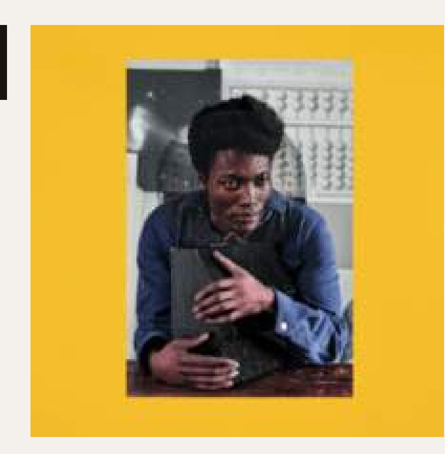
BENJAMIN CLEMENTINE

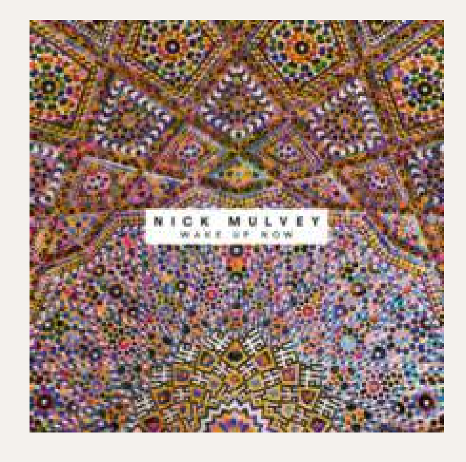
I TELL A FLY

15.09.2017
CD / 2LP / DIGITAL

DAS NEUE ALBUM DES MERCURY-AWARD PRÄMIERTEN AUSNAHMEKÜNSTLERS

18.11.2017 HAMBURG – ELBPHILHARMONIE / 19.11.2017 MÜNCHEN – PHILHARMONIE
20.11.2017 KÖLN – PHILHARMONIE / 21.11.2017 BERLIN – PHILHARMONIE
22.11.2017 DORTMUND – KONZERTHAUS





NICK MULVEY

WAKE UP NOW

08.09.2017
CD / LP / DIGITAL

23.10.2017 BERLIN – MUSIK & FRIEDEN / 24.10.2017 MÜNCHEN – STROM
25.10.2017 HAMBURG – MOLOTOW

Fiction

WOLF ALICE

VISIONS OF A LIFE

29.09.2017
CD / LP / DIGITAL

30.10.2017 BERLIN – FESTSAAL KREUZBERG / 01.11.2017 HAMBURG – MOJO
02.11.2017 KÖLN – LUXOR



